44 2017 Itinera Beiheft zur SZG Supplément de la RSH Supplemento della RSS

Die Schweiz und die Philanthropie: Reform, soziale Vulnerabilität und Macht (1850–1930)

Suisse et philanthropie: réforme, vulnérabilité sociale et pouvoir (1850–1930)

Herausgegeben von / édité par
Alix Heiniger / Sonja Matter / Stéphanie Ginalski

Schwabe

Die Schweiz und die Philanthropie: Reform, soziale Vulnerabilität und Macht (1850–1930)
Suisse et philanthropie: réforme, vulnérabilité sociale et pouvoir (1850–1930)

Herausgegeben von / édité par
Alix Heiniger / Sonja Matter / Stéphanie Ginalski

Schwabe Verlag

Itinera 44 / 2017
Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte
Supplément de la Revue Suisse d'Histoire
Supplemento della Rivista Storica Svizzera

Herausgeber / Editeur / Editore

Schweizerische
Gesellschaft für Geschichte
Société suisse d'histoire
Società svizzera di storia
Societad svizra d'istorgia

www.sgg-ssh.ch

Redaktion / Rédaction / Redazione

Prof. Dr. Amalia Ribi Forclaz, Institut de hautes études internationales et du développement, Genève, amalia.ribi@graduateinstitute.ch

Vorstand der SGG / Comité de la SSH / Comitato della SSS

Dr. Sacha Zala, Bern, Präsident; Prof. Dr. Bernard Andenmatten, Lausanne, vice-président; Prof. Dr. Lucas Burkart, Basel; Prof. Dr. Amalia Ribi Forclaz, Genève; Dr. Christophe Vuilleumier, Genève

Generalsekretariat / Secrétariat général / Segreteria generale

Villettemattstrasse 9, 3007 Bern, generalsekretariat@sgg-ssh.ch
Generalsekretärin / Secrétaire générale / Segretaria generale: lic. phil. Peppina Beeli

Publiziert mit Unterstützung von / Publié avec le soution de / Publicato con il sostegno di

SAGW ASSH
Schweizerische Akademie der Geistes- und Sozialwissenschaften / Académie suisse des sciences humaines et sociales

UNIL | Université de Lausanne
Institut d'études politiques, historiques et internationales (IEPHI)
Institut d'études politiques, historiques et internationales de l'Université de Lausanne

Erschienen 2017 im Schwabe Verlag Basel

Dieses Werk ist lizenziert unter einer Creative Commons Attribution-NonCommercial-NoDerivatives 4.0 International (CC BY-NC-ND 4.0)

Abbildung Umschlag / Photo de couverture: Sozialarchiv, F Fe-0002-65, Bilder aus Anstalten des Schweizerischen Armenerziehervereins zur Landesausstellung Bern 1914, Kinder beim Turnunterricht der Kantonalen Knaben Taubstummen Anstalt Münchenbuchsee, Bern.
Gesamtherstellung: Schwabe AG, Muttenz / Basel
ISBN Printausgabe 978-3-7965-3713-4
DOI 10.24894/978-3-7965-4241-1
Das eBook ist seitenidentisch mit der gedruckten Ausgabe und erlaubt Volltextsuche.
Zudem sind Inhaltsverzeichnis und Überschriften verlinkt.

rights@schwabe.ch
www.schwabe.ch

Inhaltsverzeichnis / Sommaire

Alix Heiniger, Sonja Matter, Stéphanie Ginalski:
Einleitung 5
Introduction 21

Ismael Albertin:
«Werkzeug für die Vermittlung eines grossen Segens»
«Philanthropie» in der Deutschschweiz im ausgehenden 19. Jahrhundert:
historische Perspektiven 35

Eva Keller:
Straffälligenhilfe im Dreiländereck
Die Basler Patronagekommission und ihre nationale und transnationale
Vernetzung im 19. Jahrhundert 51

Anina Eigenmann:
Die Soziale Käuferliga der Schweiz – eine philanthropische Akteurin? 65

Ernst Guggisberg:
«Da muss die Wohlthat sich ihr Recht erzwingen.»
Die Fremdplatzierung des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins
als philanthropisches Gegenkonzept zur kommunalen Verdingung? 81

Joëlle Droux:
Les politiques de l'enfance en Suisse romande:
le lent reflux d'un élan philanthropique (1800–1960) 95

Matthias Ruoss:
«Altersprobleme» aus Sicht der Stiftung Pro Senectute
Philanthropische Politik der Bedürfnisinterpretation
in der Zwischenkriegszeit 113

Bernhard C. Schär:
Philanthropie postkolonial
Macht und Mitleid zwischen der Schweiz und Indien, 1850–1900 127

Fabio Rossinelli
La philanthropie coloniale des sociétés suisses
de géographie au Congo (1876–1908) 141

English Summaries 157

Autorinnen und Autoren / Auteures et auteurs. 161

Einleitung[1]

Alix Heiniger, Sonja Matter, Stéphanie Ginalski

In der Schweiz nimmt die Philanthropie einen hohen Stellenwert ein, wie eine unlängst publizierte Studie des *Center for Philanthropy Studies* der Universität Basel aufzeigt. Das Verhältnis zwischen Spendenhöhe und Einkommen ist in der Schweiz, nach den USA, das zweithöchste weltweit und ungefähr jede vierte Person engagiert sich in der Freiwilligenarbeit.[2] Zudem existieren über 13 000 gemeinnützige Stiftungen, die insgesamt 70 Milliarden Franken verwalten. International ist die Schweiz damit eines der Länder mit der höchsten Stiftungsdichte.[3] Unbestritten ist denn auch, dass die Philanthropie in der Formation der Zivilgesellschaft und in der Ausgestaltung der sozialen Sicherheit einen wichtigen Stellenwert einnimmt und Schweizer und Schweizerinnen sich über die nationalstaatlichen Grenzen hinaus philanthropisch engagieren, indem sie beispielsweise Projekte der Entwicklungszusammenarbeit unterstützen. Dabei scheint das gesellschaftspolitische Potential der Philanthropie noch nicht ausgeschöpft. Immer häufiger wird über Gemeinnützigkeit gesprochen, bürgerliches Engagement eingefordert oder Freiwilligenarbeit gefördert.[4] Doch welchen Stellenwert die Philanthropie in Zukunft einnehmen soll, darüber gehen die politischen Ansichten auseinander. Einerseits wird der Philanthropie immer wieder eine Pionierrolle in der Lösung sozialer Probleme attestiert und ihre integrative Funktion für die Ausgestaltung der Zivilgesellschaft erwähnt, andererseits weisen kritische Stimmen darauf hin, dass philanthropische Interventionen ins Soziale nicht demokratisch legitimiert und daher ein problematisches Machtinstrument von Vermögenden sind.[5]

1 Dieser Sammelband ist das Resultat einer gemeinsamen Arbeit, die mit einem Workshop an der Universität Lausanne am 9. Oktober 2015 begann. An dieser Stelle danken wir den Autoren und Autorinnen für die Kommentierung einer ersten Fassung der Artikel, so auch Alexandre Lambelet. Unser Dank geht im Weiteren an Brigitte Studer, die am Workshop den Schlusskommentar gehalten hat, und an Thomas David für die Unterstützung des Projektes. Dieses ist eine Fortsetzung des vom Schweizerischen Nationalfonds finanzierten Forschungsprojektes *Soziale Vulnerabilität und Philanthropie in der Schweiz, 1890–1920*, das 2013–2015 an der Universität Bern durchgeführt wurde.

2 Georg von Schnurbein, Steffen Bethmann, Philanthropie in der Schweiz, Basel 2010 (CEPS Forschungen und Praxis 1), S. 1.

3 Ebd.; Philanthropie in der Schweiz in Zahlen, in: https:/ceps.unibas.ch/service/philanthropie-in-zahlen/ (1.2.2016).

4 Schnurbein, Bethmann, Philanthropie, S. 1.

5 Vgl. auch: Sonya Michel, Public & Private. Ideal Types, Real Social Politics. Afterword, in: Philanthropie und Sozialstaat. Philanthropie and Welfare State. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 26/3 (2015), S. 179–183; Thomas Adam, Simone Lässig, Gabriele Lingelbach, Einleitung, in: dies. (Hg.), Stifter, Spender und Mäzene. USA und Deutschland im historischen Vergleich, Stuttgart 2009, S. 7–14 (Transatlantische historische Studien 38).

Trotz des anerkannten gesellschaftspolitischen Einflusses der Philanthropie und der bestehenden politischen Kontroversen über die Rolle, die sie sowohl im nationalen wie auch im globalen Kontext zukünftig einnehmen soll, war die Philanthropie in der Schweiz bisher erst punktuell Gegenstand der Forschung, was auch für ihre historische Entwicklung zutrifft. Wichtige Grundlagenwerke sind die 2010 publizierte *Geschichte der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft* wie auch der Heftschwerpunkt *Philanthropie und Macht* der Zeitschrift *Traverse* von 2006.[6] Des Weiteren erschien in den letzten Jahren eine Reihe von historischen Einzeldarstellungen, die philanthropische Tätigkeiten in verschiedenen Bereichen der sozialen Sicherheit der Schweiz ausleuchteten, aber auch auf die Einflussnahme von Philanthropen und Philanthropinnen im internationalen Kontext hinwiesen.[7] Gleichwohl sind verschiedene Forschungsfragen offen. So ist etwa erst ansatzweise untersucht, welche Rolle die Philanthropie in der Schweiz vor dem Hintergrund einer ausgeprägten föderalistischen Struktur einnahm, in der soziale Sicherheitssysteme nur zögerlich über zentralstaatliche Massnahmen ausgebildet wurden, um soziale Vulnerabilität zu bekämpfen.[8] Ebenfalls ist noch kaum untersucht, wie die Schweiz, die selbst keine Kolonialmacht war, unter anderem über das Engagement von Philanthropen und Philanthropinnen an Kolonialisierungsprozessen teilhatte.[9] Schliesslich ist auch die Frage, inwieweit die Philanthropie auf Disziplinarmassnahmen zurückgriff – die vielfach in einem rechtlichen Graubereich angesiedelt waren –, erst punktuell beantwortet worden.[10]

Der vorliegende Band setzt sich zum Ziel, den Blick auf solche noch wenig untersuchten Forschungsfelder zu öffnen. Fokussiert wird dabei auf den Zeitraum zwischen

6 Beatrice Schumacher, Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010; Thomas David, Nicolas Guilhot, Malik Mazbouri, Janick Marina Schaufelbuehl (Hg.), Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert. Philanthropie et pouvoir, 19e–20e siècles, Zürich 2006 (Traverse 13/1).

7 Vgl. u.a. Bettina Grubenmann, Nächstenliebe und Sozialpädagogik im 19. Jahrhundert. Eine Diskursanalyse, Bern 2007; Matthias Ruoss, Fürsprecherin des Alters. Geschichte der Stiftung Pro Senectute im entstehenden Schweizer Sozialstaat (1917–1967), Zürich 2015; Thomas David, Janick Marina Schaufelbuehl, Swiss Conservatives and the Struggle for the Abolition of Slavery at the End of the Nineteenth Century, in: Itinerario. International Journal on the History of European Expansion and Global Interaction 34/2 (2010), S. 87–103.

8 Vgl. dazu u.a. Josef Mooser, Armenpflege zwischen «Freiwilligkeit» und Verstaatlichung, in: Josef Mooser, Simon Wenger (Hg.), Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute, Basel 2011, S. 178–204.

9 Allgemein zur Schweiz im kolonialen Zeitalter: Patricia Purtschert, Harald Fischer-Tiné (Hg.), Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins, London 2015; Bouda Etemad, Mathieu Humbert, La Suisse est-elle soluble dans sa «postcolonialité», in: Revue Suisse d'Histoire 64/2 (2014), S. 279–291; Patrick Harries, Butterflies and Barbarians. Swiss Missionaries and Systems of Knowledge in South-East Africa, Oxford 2007.

10 Vgl. Sabine Jenzer, Die «Dirne», der Bürger und der Staat. Private Erziehungsheime für junge Frauen und die Anfänge des Sozialstaates in der Deutschschweiz, 1870er bis 1930er Jahre, Köln, Weimar, Wien 2014.

1850 und 1930, als die moderne Philanthropie sich stark ausbreitete: Im ausgehenden 19. Jahrhundert nahm die Gründung von philanthropischen Vereinen rasant zu,[11] zudem etablierte sich die Philanthropie für Frauen und Männer des Bürgertums als geeignetes Feld, um ihr soziales und kulturelles Kapital zu erhöhen.[12] Eine Auseinandersetzung mit der Geschichte der Philanthropie in der Schweiz soll dabei zumindest in zwei unterschiedliche Richtungen Denkanstösse liefern: Einerseits vermag eine solche Forschungsperspektive die Geschichte zum Schweizer Sozialstaat und der Formation der Schweizer Zivilgesellschaft zu differenzieren, aber auch neue Einblicke in die globale Verflechtung der Schweiz im ausgehenden 19. und frühen 20. Jahrhundert zu liefern; sie leistet damit einen Beitrag zu unterschiedlichen Forschungsdebatten der modernen Schweizer Geschichte. Andererseits regt eine solche Auseinandersetzung auch zu Reflexionen einer «allgemeinen» Geschichte der Philanthropie an. Bisher ist die Geschichte der US-amerikanischen Philanthropie in verschiedenen Studien differenziert untersucht worden,[13] wichtige Arbeiten liegen im Weiteren insbesondere für Deutschland, Grossbritannien und Frankreich vor. [14] Die Schweiz situiert sich in einer international vergleichenden Geschichte der Philanthropie als interessantes Fallbeispiel: Sie kannte eine höchst ausgeprägte Form eines *public-private-mix*, in der staatliche und philanthropische Akteure eng zusammenarbeiteten und es in der Finanzierung verschiedener Projekte zu komplexen Mischformen kam – eine Ausgangslage, die darüber nachzudenken zwingt, wie Philanthropie im Kontext einer *mixed economy of welfare* ver-

11 Vgl. dazu die zahlreichen Verzeichnisse, in denen die philanthropischen Vereinigungen dokumentiert wurden: Albert Wild, Veranstaltungen und Vereine für soziale Fürsorge in der Schweiz. Institutions et sociétés pour la prévoyance sociale en Suisse. Istituzioni e società svizzere per provvedimento sociale, 2. Aufl., Zürich 1910; im Weiteren: Stéphanie Ginalski, Alix Heiniger, Les réseaux de la réforme sociale à Genève autour de 1900, in: Histoire et Mesure 31/1 (2016), S. 85–122.

12 Vgl. auch: Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital – kulturelles Kapital – soziales Kapital, in: ders., Die verborgenen Mechanismen der Macht, Hamburg 2005, S. 49–79 (Schriften zu Politik & Kultur 1), S. 49–79.

13 Olivier Zunz, Philanthropy in America. A History, Princeton 2012; Inderjeet Parmar, Foundations of the American Century. The Ford, Carnegie, and Rockefeller Foundations in the Rise of American Power, New York 2012.

14 Vgl. u.a. Stéphane Baciocchi, Thomas David, Lucia Katz, Anne Lhuissier, Sonja Matter, Christian Topalov, Les mondes de la charité se décrivent eux-mêmes, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine 61/3 (2014), S. 28–66; Frank Adloff, Philanthropisches Handeln. Eine historische Soziologie des Stiftens in Deutschland und den USA, Frankfurt am Main 2010; Rainer Liedtke, Klaus Weber (Hg.), Religion und Philanthropie in den europäischen Zivilgesellschaften. Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009; Adam Thomas, Philanthropy, Patronage, and Civil Society: Experiences from Germany, Great Britain, and North America, Bloomington 2004; Jean H. Quataert, Staging Philanthropy. Patriotic Women and the National Imagination in dynastic Germany, 1813–1916, Ann Arbor 2001; Christian Topalov (Hg.), Laboratoires du nouveau siècle. La nébuleuse réformatrice et ses réseaux en France, 1880–1914, Paris 1999; Frank Prochaska, The voluntary Impulse: Philanthropy in modern Britain, London 1988.

standen werden muss.[15] Auch die spezifische Position der Schweiz als neutraler Kleinstaat, der gleichzeitig mit der globalen Marktwirtschaft eng verflochten war, macht die Schweiz zu einem interessanten Untersuchungsbeispiel[16], und es gilt der Frage nachzugehen, wie diese Ausgangslage philanthropische Projekte prägte. Schliesslich finden sich in der Schweiz, wie nachfolgend aufgezeigt wird, auf Grund ihrer Sprachenvielfalt unterschiedliche Rezeptionen des Begriffs Philanthropie. Diese Bedeutungsvielfalt regt dazu an, sich kritisch mit einer Begriffsgeschichte der Philanthropie auseinanderzusetzen.

Philanthropie als Quellenbegriff

Der Begriff *Philanthropie,* dessen Orthografie sich im Deutschen und Französischen nicht unterscheidet, tauchte in beiden Sprachen im Lauf der letzten beiden Jahrhunderte zu verschiedenen Zeitpunkten und in unterschiedlicher Verwendung auf, wobei er auf Französisch zuerst und häufiger in Gebrauch war. Seine Etymologie verweist auf zwei griechische Begriffe, der eine bezeichnet die «Liebe» oder «denjenigen, der liebt» und der andere den «Menschen»; der Philanthrop steht im Gegensatz zum Misanthrop, dem Menschenfeind. Gemäss dem Wörterbuch *Littré* wurde der Begriff *Philanthropie* erstmals 1762 im Wörterbuch der *Académie française* aufgeführt und geht auf Fénelon zurück. Demgegenüber fand der verwandte Begriff *Philanthrop* bereits im 14. Jahrhundert Verwendung. Auf Deutsch war der Begriff Ende des 19. Jahrhunderts im Kontext der Reformpädagogik bedeutsam, dann vor allem in der Zwischenkriegszeit im Bereich von Kunst und Kultur. Mit den von Bismarck 1881 eingeführten Gesetzen zur sozialen Sicherheit fanden die Begriffe *Sozialpolitik* und *Sozialarbeit* im Deutschen breite Verwendung.[17]

In Frankreich formierte sich das Feld der Philanthropie rund um zwei Gegensätze, die sich als Erbe der Revolution fortschrieben. Wurde die eigene Tätigkeit als philanthropisch bezeichnet, implizierte dies einerseits eine Abgrenzung von der *karitativen Mildtätigkeit*, die die katholische Kirche praktizierte, andererseits eine Distanzierung gegenüber staatlichen Hilfsmassnahmen – *Philanthropie* bezog sich

15 Bernard Harris, Paul Bridgen, Introduction. The «Mixed Economy of Welfare» and the Historiography of Welfare Provision, in: dies. (Hg.), Charity and Mutual Aid in Europe and North America since 1800, New York, London 2007, S. 1–18; Sonja Matter, Strategien der Existenzsicherung. Die Philanthropie in einer mixed economy of welfare im frühen 20. Jahrhundert, in: Philanthropie und Sozialstaat. Philanthropie and Welfare State. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 26/3 (2015), S. 57–79.

16 Grundlegend dazu auch Jakob Tanner, Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Zürich 2015, S. 57–65.

17 Klaus Weber, «Wohlfahrt», «Philanthropie» und «Caritas»: Deutschland, Frankreich und Grossbritannien im begriffsgeschichtlichen Vergleich, in: Rainer Liedtke, Klaus Weber (Hg.), Religion und Philanthropie in den europäischen Zivilgesellschaften. Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, S. 19–37, S. 24–28.

auf Privatinitiativen. Die Verwendung unterschiedlicher Begrifflichkeiten zur Beschreibung ähnlicher Praktiken verdeutlicht, dass die Termini nicht neutral waren: Die Akteure wählten sie bewusst je nach der Position, die sie auf diesem Feld besetzten – oder einnehmen wollten. Dagegen tauchte der Begriff *Wohltätigkeit* eher als Überbegriff auf, der auch zur Beschreibung der Tätigkeit der öffentlichen Hand verwendet wurde.[18]

Im französischsprachigen wie im deutschsprachigen Teil der Schweiz machte sich der Einfluss der beiden grossen Nachbarländer bemerkbar, wobei sich allerdings hinsichtlich des Aufkommens und der Verwendung des Begriffs *Philanthropie* gewichtige Unterschiede feststellen lassen. Die Quellen, die die Philanthropen und Philanthropinnen selbst verfassten, verdeutlichen insbesondere zwei Unterschiede: Erstens haben die Kämpfe zwischen Kirche und Staat die Verwendung der Begriffe *caritative Mildtätigkeit*, *Wohltätigkeit* und *Philanthropie* in der konfessionell gemischten Schweiz – wo die katholische beziehungsweise protestantische Bevölkerung sich je nach Kanton in der Minderheit oder Mehrheit befand – weniger stark geprägt als in Frankreich. Selbst wenn der «Kulturkampf» in manchen Gegenden heftig ausgetragen wurde, was namentlich im Nachgang des Sonderbundkrieges zur Ausweisung der Jesuiten aus der Schweiz und der katholischen Kongregationen in Genf (1875–76) führte, brachte dies im Bereich der Philanthropie nicht dieselben Abgrenzungen hervor und wirkte sich nicht in derselben Weise auf die Begrifflichkeiten aus. Zweitens standen sich private und öffentliche Akteure weniger polar gegenüber als in Frankreich. So zog es die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft beispielsweise vor, sich als eine «intermediäre Zone» zwischen Staat und Individuum zu bezeichnen. Anstatt als oppositionelle Gruppierung zum Staat verstand sie sich als eine Art kollektive Schnittstelle, die Bürger und Bürgerinnen versammelte, die für das Gemeinwohl tätig sein wollten.[19]

Im Weiteren begünstigte die geografische Nähe der deutschen und französischen Sprachregionen die Verwendung des Begriffs *Philanthropie* auch in der Deutschschweiz, obwohl er in Deutschland in derselben Zeit nicht in Gebrauch war. Auch wenn die in den Hilfswerken engagierten Personen ihre Tätigkeit im Allgemeinen eher als *gemeinnützig* bezeichneten, wurden die Termini *Philanthrop* und *Philanthropie* zwischen 1880 und 1908 insbesondere über verschiedene Publikationen verbreitet, die diese Begriffe in ihren Titeln führten, so beispielsweise die Zeitschriften *Der Philanthrop* und *Die Philanthropin*, die ab 1881 beziehungsweise 1890 erschienen (siehe Beitrag von Ismael Albertin in diesem Heft).

18 Baciocchi et al., Les mondes, S. 28–29.

19 Beatrice Schumacher, A-t-on besoin de nous? La SSUP de 1810 à 1970: conceptions de soi-même, méthodes de travail et structures, in: dies. (Hg.), Un devoir librement consenti. L'idée et l'action philanthropique en Suisse de 1800 à nos jours, Zürich 2010, S. 39.

Allerdings war es ein weites Spektrum an Aktivitäten, das sich unter dem Begriff Philanthropie subsummieren liess. Im letzten Drittel des 19. Jahrhunderts begannen die Schweizer Philanthropen und Philanthropinnen in ihrer praktischen Tätigkeit genauer zu umreissen, was Philanthropie in ihren Augen bedeutete, indem sie in philanthropischen Jahrbüchern die Hilfswerke ihrer Stadt oder Region erfassten.[20] Diese Initiativen waren kein Alleinstellungsmerkmal der Schweiz: Ähnliche Jahrbücher aus der Feder von gemeinnützig tätigen Personen kamen an der Wende vom 19. zum 20. Jahrhundert in mehreren westlichen Städten heraus.[21] Anhand der philanthropischen Jahrbücher lässt sich umschreiben, was aus Sicht der Akteure (die Kompilatoren waren ausschliesslich Männer) dem Bereich der Philanthropie zugerechnet werden konnte. Von Anfang an machten die Verfasser keinen Hehl daraus, dass es schwierig war, genau einzugrenzen, was in das Inventar aufgenommen werden sollte und was nicht. Sie orientierten sich bewusst am «Charakter» der Werke und ihrer «Gemeinnützigkeit».[22] Die Bände waren in erster Linie als ein Werkzeug für diejenigen gedacht, die in der Wohlfahrt tätig waren. So schrieb der Verfasser des Waadtländer Jahrbuchs: «Ce petit volume est destiné à répondre à un besoin incontestable, que l'auteur a lui-même ressenti plus d'une fois au cours d'une carrière dont l'un des plus beaux privilèges est de travailler au soulagement de l'humanité souffrante.»[23] Das bedeutete aber nicht, dass sich die Tätigkeit der Hilfswerke auf materielle Unterstützung beschränkte. Der Verfasser des Neuenburger Jahrbuchs erklärte, zu seinem Hilfswerk gehöre «ce que l'initiative privée fait dans le canton de Neuchâtel, pour prévenir et guérir les maladies sociales».[24] Die Einleitung zum ersten philanthropischen Jahrbuch Genfs lieferte eine genauere Vorstellung davon, wie Philanthropen und Philanthropinnen «Gesellschaftskrankheiten vorbeugen und heilen» konnten: «Et par bienfaisance ils n'entendent point simplement, cela va sans dire, la distribution de secours matériels, l'aumône; à leurs yeux les véritables œuvres philanthropiques sont celles qui, après avoir pourvu aux

20 Annuaire philanthropique genevois, Genève (nacheinander folgende Ausgaben: zwischen 1875 und 1879 wurden sie unter der Federführung der «Société Genevoise d'Utilité Publique» von Gustave Moynier, Edmond Pictet und Gustave Rochette, die Ausgaben von 1893, 1899 und 1903 von Frank Lombard publiziert); Louis Guillaume, Coup d'œil sur la vie sociale dans le canton de Neuchâtel. Liste des institutions et des sociétés libres de bienfaisance, d'utilité publique, d'éducation, d'instruction et de récréation, Neuchâtel 1881; Victor Segond, Annuaire philanthropique vaudois, publié sous les auspices de la Société vaudoise d'utilité publique, Lausanne 1883; Victor Segond, La bienfaisance dans le canton de Vaud, Deuxième édition revue et augmentée de l'annuaire philanthropique vaudois, Nyon 1895; Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit, Zürich 1876–1928; Carl Alfred Schmid, Albert Wild, «Zürich, deine Wohltaten erhalten dich!». 167 wohltätige und gemeinnützige Anstalten, Vereine und Fonds der Stadt Zürich, Zürich 1900.

21 Einen Vergleich der philanthropischen Jahrbücher aus Genf, London, Paris und New York bietet: Baciocchi et al., Les mondes.

22 Schmid, Wild, «Zürich», S. VI.

23 Segond, Annuaire, S. III.

24 Guillaume, Coup d'œil, S. 3.

premiers besoins du corps, visent à faire de l'homme un être capable de se tirer d'affaire par lui-même.»[25] Das Ziel beschränkte sich also nicht darauf, der «leidenden Menschheit» zu Hilfe zu kommen, sondern war auch durch eine wichtige reformerische Dimension gefärbt: Ziel war, ein neues Individuum zu schaffen und in ihm Arbeitssinn, Berufskenntnisse, vorsorgendes Denken und die «Gewohnheit des Familienlebens» zu entwickeln.[26] Das Programm war vielseitig und richtete sich an verschiedene Personengruppen – das Spektrum dessen, was sich unter dem Vorzeichen der Philanthropie subsummieren liess, war entsprechend weit.

Philanthropie als heuristisches Konzept

Genauso wie die von den Philanthropen verfassten Schriften und Verzeichnisse spiegelt auch die wissenschaftliche Literatur die Vielfalt dessen wider, wofür der Begriff *Philanthropie* steht. Teilweise wird der Begriff als Quellenbegriff verwendet, teilweise aber auch als ein konzeptioneller Überbegriff, der bestimmte historische Praktiken und Entwicklungen bündelt.[27] Im vorliegenden Sammelband ist *Philanthropie* nicht nur als Quellenbegriff bedeutsam, sondern darüber hinaus als ein heuristisches Konzept, das dazu dienen soll, den Fokus auf spezifische historische Praktiken zu richten und deren Logiken offenzulegen. Ziel kann es dabei nicht sein, von einer eng umgrenzten Konzeption von Philanthropie auszugehen. Vielmehr ist Anliegen des Bandes, zentrale Charakteristiken zu benennen, die Philanthropie im Untersuchungszeitraum auszeichneten. In einem weiten Sinn ist Philanthropie, wie Thomas David und Ludovic Tournès es vorschlagen, eine Spende (von Zeit, Geld, Besitz oder Diensten) und stellt eine Beziehung zwischen den Gebenden und den Empfangenden her. Diese Beziehung ist *a priori* asymmetrisch angelegt, aber gleichwohl höchst komplex, da die Spendenden mit ihren Leistungen bestimmte Erwartungshaltungen und vielfach auch persönlichen Nutzen verbinden, die Empfangenden den Prozess des Gebens aber auch mitgestalten.[28] Philanthropie ist in diesem Sinne als eine Intervention ins Soziale zu verstehen – beispielsweise über private Spenden, Stiftungen oder gemeinnützige Organisationen –, die sowohl die Position der Spendenden wie auch die der Empfangenden verändert. Im vorliegenden Sammelband gilt ein primäres Interesse der Philanthropie, die sich der Bekämpfung

25 Annuaire philanthropique genevois, 1875, S. 3.
26 Ebd., S. 4.
27 Vgl. dazu: Thomas Adam, Philanthropy and the Shaping of Social Distinctions in Nineteenth-Century U.S., Canadian, and German Cities, in: ders., Philanthropy, Patronage, and Civil Society. Experiences from Germany, Great Britain, and North America, Bloomington 2004, S. 15–33, S. 16; Oliver Zunz, Philanthropy in America, S. 1–7.
28 Thomas David, Ludovic Tournès, Introduction. Les philanthropies: un objet d'histoire transnationale, in: Monde(s) 2/6 (2014), S. 7–22, S. 7.

von sozialer Vulnerabilität verschrieb und die in Abgrenzung zu anderen Akteuren, zu nennen sind insbesondere der Staat, die Gewerkschaften oder Genossenschaften, bestrebt war, ihre Visionen in der Lösung spezifischer sozialer Fragen durchzusetzen.[29]

Verschiedene Formen von Wohltätigkeit – genannt sei etwa die christliche Almosenspende – finden sich sowohl in diachroner wie synchroner Perspektive in unterschiedlicher Ausprägung und getragen von vielfältigen Akteursgruppen. Die moderne Philanthropie, deren Geschichte im vorliegenden Sammelband im Mittelpunkt steht, entwickelte sich hingegen im Kontext einer allgemeinen «Verwissenschaftlichung des Sozialen», in einem Prozess also, in dem postuliert wurde, die sozialen Probleme zunehmend mittels wissenschaftlicher Überlegungen und über «rationelle» Methoden zu bekämpfen.[30] Die Philanthropie folgte damit durchaus ähnlichen Logiken wie denen, die die Formation des modernen Wohlfahrtsstaates prägten. Auch hier stand seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert die Suche nach zielgerichteten und wissenschaftlich begründeten Reformen im Mittelpunkt.[31] Sowohl für die wohlfahrtsstaatlichen wie auch die philanthropischen Hilfsmassnahmen war ein transnationaler Wissensaustausch bedeutsam: Auf internationalen Kongressen und in internationalen Organisationen wurden neue Sicherungssysteme diskutiert und neues Wissen produziert.[32] Im Unterschied aber zu wohlfahrtsstaatlichen Massnahmen, die demokratisch legitimiert waren, intervenierte die Philanthropie ohne eine solche Legitimation ins Soziale, und dies, obwohl sie mit ihren Interventionen vielfach ebenfalls umfassende Visionen einer «verbesserten» Gesellschaft verknüpfte.[33] Die Philanthropie ging oft mit dem Anspruch einher, nachhaltige Veränderungen zu bewirken, so beispielsweise im Bereich der Arbeitstätigkeit, des Gesundheits- und Konsumverhaltens oder der Geschlechterrollen und Familienformen. Die philanthropische Unterstützung war denn auch nicht selten mit disziplinierenden Massnahmen verknüpft.[34]

29 Dagegen werden insbesondere in der englischsprachigen Forschung zur Philanthropie auch die materiellen Spenden an Kulturinstitutionen wie Museen oder Bibliotheken einbezogen. Adam, Shaping of Social Distinctions.

30 Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22/2 (1996), S. 165–193, S. 168; Topalov (Hg.), Laboratoires.

31 Martin Lengwiler, Expertise als Vertrauenstechnologie. Wissenschaft, Politik und die Konstruktion der Sozialversicherung (1880–1914), in: Hans-Jörg Gilomen, Sébastian Guex, Brigitte Studer (Hg.), Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung. Umbrüche und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert. De l'assistance à l'assurance sociale. Ruptures et continuités du Moyen Age au XX^{e} siècle, Zürich 2002, S. 259–270.

32 Chris Leonards, Nico Randeraad, Building a Transnational Network in the 19th Century. Social Reform in a European Perspective, in: Davide Rodogno, Bernhard Struck, Jakob Vogel (Hg.), Shaping the Transnational Sphere. Experts, Networks, and Issues from the 1840s to the 1930s, Oxford, New York 2014, S. 111–130.

33 Thomas David, Nicolas Guilhot, Malik Mazbouri, Janick M. Schaufelbuehl, Einleitung. Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: dies. (Hg.), Philanthropie und Macht, S. 7–17, S. 10.

34 Sonja Matter, Matthias Ruoss, Brigitte Studer, Editorial: philanthropie und wohlfahrtsstaat, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 26/3 (2015), S. 5–14, S. 10.

Mit den wohlfahrtsstaatlichen Sozialprogrammen wurden seit dem ausgehenden 19. Jahrhundert ganz neue Formen der sozialen Umverteilung eingeführt. In der Philanthropie wurden zwar materielle Ressourcen ebenfalls neu verteilt, wie viel die Philanthropen und Philanthropinnen dem «Gemeinwohl» aber letztlich spenden wollten, blieb ihnen selbst überlassen. Schliesslich war es auch nicht Ziel der Philanthropie, grundsätzliche Fragen der Verteilungsgerechtigkeit aufzuwerfen. Damit ist ein weiterer wichtiger Kontext angesprochen, vor dessen Hintergrund sich die moderne Philanthropie entwickelte: Die erstarkte Arbeiterbewegung kritisierte im 19. Jahrhundert die Klassengesellschaft und forderte eine Transformation dieser Ungleichverhältnisse.[35] Den Philanthropen und Philanthropinnen ging es dagegen mit ihren Leistungen gerade nicht um eine solche Transformation, sondern um eine Stabilisierung der Verhältnisse durch punktuelle Unterstützungen. Die Versöhnung der Klassen und nicht die Transformation der Klassengesellschaft war daher zentral. Zudem sicherten bürgerliche Eliten über philanthropisches Handeln vielfach ihre Machtpositionen und Einflussbereiche ab.[36]

Weitet man den Blick über die engen nationalstaatlichen Grenzen, tritt diese Charakteristik der Philanthropie ebenfalls deutlich zu Tage: Die Hilfe an die «anderen», im Zivilisationsprozess als noch wenig fortgeschritten verstandenen Menschen liess sich auch als Mittel nutzen, um im Selbstverständnis der Gebenden die eigene soziale Überlegenheit zu inszenieren. Im ausgehenden 19. Jahrhundert erreichte die Intensität von Globalisierungsprozessen einen ersten Höhepunkt, was sich auch am Beispiel von europäischen philanthropischen Organisationen bestätigen lässt, die sich im transnationalen und imperialen Kontext ausdehnten.[37] Dieser imperiale Rahmen erwies sich für die Deutung von Armut und Zivilisationsfortschritt, wie sie von der Philanthropie vorgenommen wurde, als äusserst einflussreich und prägte die Massnahmen für «Hilfsbedürftige» sowohl im heimischen wie auch im kolonialen Kontext, die beide vielfach als *savages* wahrgenommen wurden.[38]

In diesem Prozess einer «Verwissenschaftlichung des Sozialen», in dem wissenschaftliche Disziplinen in der Deutung «sozialer Probleme» an Bedeutung gewan-

35 Für die Schweiz siehe: Erich Gruner, Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914. Soziale Lage, Organisation und Kämpfe von Arbeitern und Unternehmern, politische Organisation und Sozialpolitik. 3. Bd., Zürich 1988.

36 Thomas Adam, Buying Respectability. Philanthropy and Cultural Dominance in 19th Century Boston, in: David et al., Philanthropie und Macht, S. 29–46, S. 29.

37 Jürgen Osterhammel, Niels P. Petersson, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003, S. 60–70.

38 Harald Fischer-Tiné, Reclaiming Savages in «Darkest England» and «Darkest India»: The Salvation Army as Transnational Agent of the Civilizing Mission, in: Carey A. Watt, Michael Mann (Hg.), Civilizing Missions in Colonial and Postcolonial South Asia. From Improvement to Development, New York 2011, S. 125–164.

nen, büssten religiöse und moralische Argumentationen an Einfluss ein.[39] Allerdings schlossen sich «wissenschaftliche» und «religiöse» Deutungen nicht zwingend aus; zudem legitimierten Philanthropen und Philanthropinnen ihre Interventionen vielfach damit, dass sie sowohl wissenschaftlich fundiert seien als auch im Einklang mit religiösen Überzeugungen stünden.[40] Schliesslich lässt sich trotz der konfessionellen Konflikte im letzten Viertel des 19. Jahrhunderts die Trennlinie zwischen laizistischen und religiösen Initiativen in der Schweiz, ebenso wie anderenorts, nur schwer ziehen. Diese Verflechtung findet sich sowohl in den von Laien – im Namen einer religiösen Pflicht – betriebenen Hilfswerken wie der *Société de Saint-Vincent de Paul* in Frankreich[41] als auch in den Hilfswerken, die eine laizistische Identität proklamierten, wie der *Charity Organization Society* in New York und auch bei solchen, die sich auf die christlich-apostolische Liebe beriefen.[42] Die laizistischen Werke wandten sich auch an die Akteure der Kirche, die ihnen als Gewährspersonen Informationen über Familien liefern sollten, die um Hilfe nachsuchten.[43]

Philanthropen und Philanthropinnen: Ihre Charakteristiken und Zielsetzungen

Unabhängig davon, ob diese philanthropischen Projekte auf die westliche Bevölkerung zielten oder im kolonialen Kontext situiert waren, ihre Träger und Trägerinnen teilten bestimmte Eigenschaften, die das soziale Profil des *Philanthropen* beziehungsweise der *Philanthropin* prägten. Überproportional oft waren sie männlichen Geschlechts (wie die in diesem Band versammelten Beiträge bestätigen). Sie trugen prestigeträchtige Namen und verfügten über Zeit, sich der Wohltätigkeit zu widmen; oder sie übten – so beispielsweise die Pastoren – einen Beruf aus, der philanthropische Arbeit als Aufgabe mit einschloss – eine Pflicht, die sich häufig auch auf die Ehefrauen erstreckte. Sie gehörten der gesellschaftlichen Elite an oder fanden über ihr karitatives Engagement Zugang zu den gehobenen Gesellschaftskreisen.[44] Oft verfügten sie – dank ihrer familiären Beziehungen oder ihrer Mitgliedschaft in mehreren Hilfswerken – über ein gesellschaftliches Netzwerk, auf welches sie ihre

39 Lengwiler, Expertise, S. 267.

40 In diesem Sinne müssen Verwissenschaftlichungsprozesse nicht zwingend mit Säkularisierungsprozessen einhergehen. Siehe auch, mit Sonja Matter, Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960), Zürich 2011, S. 367–368.

41 Matthieu Brejon de la Lavergnée, La Société de Saint-Vincent-de-Paul au XIX^{e} siècle. Un fleuron du catholicisme social, Paris 2008.

42 David Huyssens, Progressive Inequality. Rich and Poor in New York, 1890–1920. Cambridge 2014, S. 69.

43 Thomas David, Alix Heiniger, Felix Bühlmann, Geneva's philanthropists around 1900: a field made of distinctive but interconnected social groups, in: Continuity and Change 31/1 (2016), S. 127–159, S. 144–145.

44 Thomas Adam, Buying respectability. Philanthropy and urban society in transnational perspective, 1840 to 1930s, Bloomington, Indianapolis 2009, S. 90–91.

Tätigkeit stützten.[45] Sie pflegten einen intensiven Umgang mit schriftlichen Texten: Sei es, dass sie als Verfasser beziehungsweise Verfasserinnen von Broschüren oder theoretischen Abhandlungen über Reformen schrieben, die sie der Gesellschaft auferlegen wollten,[46] oder sei es, dass sie sich weitgehend von wissenschaftlichen Diskursen inspirieren liessen, die sich im Anschluss an die Etablierung der Sozialwissenschaften entwickelten. So beanspruchten sie, im Namen einer wissenschaftlichen Mildtätigkeit zu handeln, die sich nicht damit begnügte, das Elend zu lindern. Vielmehr wollten sie die Empfänger und Empfängerinnen ihrer Hilfe wieder «aufrichten» und so die Gesamtheit der Gesellschaft reformieren. Schliesslich standen ihnen Austauschmöglichkeiten mit Gleichgesinnten anderer Nationen zur Verfügung, mit denen sie regelmässig bei nationalen und internationalen Kongressen zusammentrafen und mit denen sie die brennendsten sozialen Fragen verhandelten.[47]

Während die Männer sich der Philanthropie widmeten, um ausserhalb demokratisch legitimierter sozialpolitischer Felder auf die Gesellschaft Einfluss zu nehmen, nutzten die von den politischen Rechten ausgeschlossenen Frauen die Philanthropie als privilegierten Bereich für ihr Wirken. Die Geschichtsschreibung interpretiert die philanthropische Tätigkeit als einen Weg zur Frauenemanzipation: Insbesondere für bürgerliche Frauen öffnete sie einen Zugang zur sogenannten öffentlichen Sphäre.[48] Die wohltätige Arbeit, die Frauen in den (oft von Männern geführten) Hilfswerken leisteten, wurde mit der Gründung von sozialen Frauenschulen und der Berufsbildung von Lehrerinnen, Krankenschwestern und Sozialarbeiterinnen zunehmend professionalisiert. Da diese Berufe als Frauendomäne galten, konnten sie ein gewisses Stigma nicht ablegen und wurden gesellschaftlich und wirtschaftlich nicht gleich gewürdigt wie die von Männern dominierten Berufe. Zudem wurden Frauen, sobald sie heirateten, von diesen Berufsfeldern ausgeschlossen.[49]

All diese Bestimmungen und Praktiken wurden in den Dienst einer Sache gestellt: Die Akteure und Akteurinnen verstanden sich als gesellschaftliche Reformkräfte. Nicht nur das philanthropische Feld (zu dem unter anderem Heime, Waisenhäuser und Gelehrtengesellschaften zählten), sondern die Gesellschaft insgesamt sollte von Reformen erfasst werden – darüber waren sich die Philanthropen und Philanthropinnen einig. Doch anstatt die gesellschaftlichen Strukturen grundsätzlich

45 Vgl. dazu Ginalski, Heiniger, Les réseaux, im Weiteren auch, Christian Topalov, Patronage, in: ders., Laboratoire, S. 357–396, S. 358.

46 Die Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft beispielsweise publizierte umfassende Literatur, so publizierte sie in ihrer Zeitschrift die Berichte der Mitglieder, die während den Sitzungen diskutiert wurden.

47 Chris Leonards, Nico Randeraad, Transnational Experts in Social Reform, 1840–1880, in: International Review of Social History 55/2 (2010), S. 215–239.

48 Adam, Buying Respectability. Philanthropy and urban society, S. 128.

49 Matter, Armut.

zu hinterfragen, richteten sie ihren Ehrgeiz darauf, ein dem kapitalistischen System angepasstes *neues Individuum* zu formen. Der Reformgedanke war keine Erfindung der Philanthropen und Philanthropinnen des 19. Jahrhunderts. Was sie allerdings auszeichnete, war ihr Bemühen, Antworten für die Problembereiche der liberalen Gesellschaft zu finden. Ihre Bemühungen richteten sich entsprechend darauf, den wirtschaftlich und sozial Schwächsten gewisse Normen, Praktiken und Verhaltensweisen einzutrichtern, um sie zu Repräsentanten und Repräsentantinnen dieses neuen Individuums zu machen, nämlich zu Männern und Frauen, die an die liberale Gesellschaft angepasst waren, in ihr funktionierten und sich gleichzeitig gegen die Gefahren dieser liberalen Gesellschaft wappnen konnten.

Hinsichtlich der Normen, die die Philanthropen und Philanthropinnen durchzusetzen beabsichtigten, lassen sich bestimmte Konstanten feststellen, und zwar unabhängig davon, ob sich die philanthropischen Interventionen auf «moralisch verwahrloste» Kinder, entlassene Gefangene, ehemalige Sklaven, vormalige Prostituierte oder wirtschaftlich bedürftige Einzelpersonen und Familien bezogen. Das neue Individuum sollte in erster Linie produktiv sein, was Disziplin, Fleiss und Arbeitseifer erforderte, zudem mussten ihm diese Werte früh genug beigebracht werden. Er oder sie sollte in der Lage sein, sich vor den Widrigkeiten des kapitalistischen Systems selbst zu schützen. Das neue Individuum sorgte also vor, indem es sparte und einer gegenseitigen Hilfskasse beitrat, die es erlaubte, unvorhergesehene Ereignisse wie Unfälle und Krankheiten zu bewältigen und am Lebensende, wenn es nicht mehr in der Lage war, produktiv zu sein, in den Ruhestand zu treten. *Last but not least* unterschied sich dieses moderne Individuum nach bürgerlichem Vorbild entlang der Geschlechterdifferenz. Die neue Frau hatte nicht dieselbe Rolle einzunehmen wie ihr männliches Pendant. Der Mann wurde zum Familienoberhaupt erhoben, leistete die bezahlte produktive Arbeit, kümmerte sich um die Vorsorge und übte sich in Enthaltsamkeit. Letztere wurde dem Alkoholismus gegenübergestellt – dem Hort der Verderbnis für den Einzelnen und die Familie – und fungierte gleichzeitig als Verbündete der Wirtschaft. Die moderne Frau leistete demgegenüber die unbezahlte Reproduktionsarbeit. Sie wurde nicht im gleichen Masse wie der moderne Mann als Arbeiterin anerkannt, ihr Beitrag zur industriellen Wirtschaft wurde vielmehr als Ergänzung konstruiert, die nicht denselben Wert besass wie die Leistung ihres männlichen Gegenparts.[50] Der ihr vorbehaltene Tätigkeitsbereich war der Haushalt, der im ausgehenden 19. Jahrhundert gleichsam zu einem favorisierten

50 Joan W. Scott, La travailleuse, in: Geneviève Fraisse, Michelle Perrot (Hg.), Histoire des femmes en occident, tome 4, le XX^{e} siècle, Paris 1991, S. 420–445. Zur Schweiz siehe: Brigitte Studer, Genre et classe dans le mouvement ouvrier. L'arrangement social autour de la législation protectrice du travail au tournant du siècle, in: Jean Batou, Mauro Cerutti, Charles Heimberg (Hg.), Pour une histoire des gens sans Histoire. Ouvriers, exclues et rebelles en Suisse 19^{e}–20^{e} siècles, Lausanne 1995, S. 123–135.

Interventionsfeld der Philanthropen und Philanthropinnen wurde: Sie verfassten Handbücher, um den Müttern die Pflege der Kleinkinder und den Frauen allgemein eine sparsame Haushaltsführung und Nahrungsversorgung einzuschärfen.[51] Schliesslich waren auch die Kinder eine privilegierte Zielgruppe von Philanthropen und Philanthropinnen, da sie die Ansicht vertraten, die Kinder seien noch nicht «verdorben» und daher ein unberührtes Terrain, von dem aus das neue Individuum geformt werden konnte.

Forschungsschwerpunkte zur Philanthropie: Drei Achsen der Untersuchung

Der vorliegende Band setzt sich in einem ersten Teil mit den Akteuren und Akteurinnen der Philanthropie auseinander. Die ersten drei Artikel untersuchen die Bedingungen, unter denen diese philanthropischen Eliten wirkungsmächtige Diskurse hervorbrachten und ihre Interventionen planten. Der Beitrag von Ismael Albertin zeigt, wie die Deutschschweizer und -schweizerinnen allmählich unter dem begrifflichen Banner der Philanthropie tätig wurden, obwohl der Terminus in Deutschland wenig gebräuchlich war. Er beleuchtet die Wirkung von Organisationen wie dem Roten Kreuz und die Bedeutung von Publikationen, die das Feld der Philanthropie strukturierten. Der zweite Beitrag legt den Fokus auf eine Gruppe von Akteuren, die im besonderen Bereich der Strafreform tätig waren. Eva Keller analysiert die Strategien von Zusammenarbeit und Austausch der Basler Philanthropen und zeigt, dass sie einen pragmatischen Ansatz wählten, indem sie den Austausch mit Gleichgesinnten aus dem grenznahen Ausland suchten, statt primär an nationalen Netzwerken mitzuwirken. Damit schufen sie ein besonderes Kooperationsmodell, das sowohl transnational als auch lokal war. Anina Eigenmann untersucht die Schweizerische Käuferliga (SKL), eine Organisation, die hauptsächlich von Frauen getragen wurde. Diese sahen in ihrer Rolle als Käuferinnen ein Mittel, um bessere Arbeitsbedingungen für Arbeiter und Arbeiterinnen durchzusetzen. Den Werdegang der SKL-Leiterinnen nachzeichnend, analysiert sie die Modalitäten dieses Engagements von Frauen und die Art, wie sich dieses in ihr soziales Milieu einschrieb.

Der zweite Themenstrang behandelt die Philanthropie, die sich Personengruppen in vulnerablen Lebensphasen zuwandte. Der Beitrag von Ernst Guggisberg zeichnet die Entstehungsgeschichte der Fremdplatzierung von Kindern in der Deutschschweiz nach und beschreibt, wie Armenerziehungsvereine darauf hinarbeiteten, entsprechende Normen und Praktiken durchzusetzen. Er zeigt, wie private Organi-

51 Siehe dazu beispielsweise: Manuels pratiques des ménagères, édité par la Section genevoise de la Société d'Utilité publique des femmes suisses, Genève 1900. Von diesen wurden in einer ersten Auflage 20 000 Exemplare publiziert. Vgl. Geneviève Heller, «Propre en ordre». Habitation et vie domestique 1850–1930: l'exemple vaudois, Lausanne 1979, S. 141–149.

sationen auf diesem Gebiet einen Spielraum gegenüber dem Staat bewahren konnten. Der Beitrag von Joëlle Droux analysiert daran anknüpfend, wie sich der Gedanke des Kinderschutzes zwischen philanthropischer Tätigkeit und staatlich geleisteter Sozialarbeit entwickelte. Sie zeigt auf, wie schwer sich der Staat tat, sich von philanthropisch geprägten Vorstellungen und Normen zu lösen. Während die Philanthropie ihr Augenmerk auf die Kinder richtete – da sie auf Grund ihres jungen Alters als verletzlich galten und da sie zur Bildung und Entwicklung in eine förderliche Umgebung platziert werden sollten –, stellten sich bei alten Menschen ganz andere Probleme. Allerdings wurden auch sie als vulnerable Bevölkerungsgruppe betrachtet und Organisationen wie die Pro Senectute waren bestrebt, ihnen Hilfe zu leisten. Matthias Ruoss geht auf die Tätigkeit dieses Hilfswerks ein und zeigt, dass die Idee der Rente vor Einführung der Alters- und Hinterlassenenversicherung im Jahr 1948 keineswegs auf Konsens stiess. In einer Gesellschaft, in der die Produktivität und die Arbeit zentrale Werte waren, die den Einzelnen erlaubten, für ihren Unterhalt aufzukommen, figurierten Kinder und Betagte zwar beide als vulnerable Bevölkerungsgruppen. Während jedoch die Vulnerabilität von Kindern unbestritten war, schien sie für alte Menschen weniger evident. So gab die Tätigkeit von Pro Senectute ständig Anlass zu Diskussionen über die Massnahmen, die es zur Sicherung des Wohlergehens von Betagten zu ergreifen galt.

Der dritte Teil dieses Bands untersucht das schweizerische philanthropische Engagement ausserhalb Europas und fragt, wie dieses mit Formen des Imperialismus zusammenhing. Die Schweiz war zwar keine Kolonialmacht, Schweizer Staatsbürger und -bürgerinnen waren aber beispielsweise über Erkundungsprojekte des afrikanischen Kontinents und die weltweit agierenden protestantischen Missionen dennoch am Kolonialismus beteiligt. Bernhard Schär geht auf die Tätigkeit von Missionaren und Missionarinnen in Indien ein und zieht eine Parallele zwischen der philanthropischen Arbeit in der Schweiz, die sich der Armutsbekämpfung widmete, und der Tätigkeit der Missionen in Indien. Er zeigt, dass sich die reformerischen Bestrebungen der Philanthropie in beiden Teilen der Welt mit derselben «zivilisatorischen Mission» entfalteten. Fabio Rossinelli untersucht einen anderen geografischen Raum, der den Begehrlichkeiten des Westens ausgesetzt war, nämlich Zentralafrika. Er analysiert, wie Schweizer Akteure über geografische Gesellschaften am Kolonialprojekt des belgischen Königs Leopold II. teilgenommen haben und wie sie bereitwillig Erforschungsprojekte der Region um den Kongo-Fluss mit dem Kampf gegen die Sklaverei und mit ihrer wirtschaftlichen Tätigkeit verbanden. Die beiden Beiträge zeigen, dass Schweizer Akteure durch eine Form von Imperialismus, der darauf zielte, aussereuropäische Gesellschaften gemäss westlich geprägten Normen und Praktiken zu formen, nachhaltig am Kolonialprojekt beteiligt waren.

Diese einem historischen Ansatz verpflichteten Beiträge erhellen höchst aktuelle Fragen, in einer Zeit, in der sich der Staat aus Bereichen der sozialen Sicherheit zurückzieht und dem philanthropischen Sektor ein zunehmend bedeutendes Gewicht eingeräumt wird. Durch die Erforschung der Akteure und Akteurinnen, ihres Milieus und der Art, wie sie ihre Tätigkeit begriffen und mit Sinn füllten, hinterfragen die Beiträge dieses Bandes sowohl die Vorstellung einer Zivilgesellschaft als auch das Eingreifen des Privaten ins Soziale.

Introduction[1]

Alix Heiniger, Sonja Matter, Stéphanie Ginalski

La philanthropie occupe une place importante en Suisse, comme le montre une étude récente publiée par le *Center for Philanthropy Studies* de l'Université de Bâle. La Suisse est le deuxième pays du monde, après les Etats-Unis, pour le montant des dons par rapport au revenu et une personne sur quatre environ y exerce une activité bénévole.[2] Il existe en outre plus de 13 000 fondations d'utilité publique, qui gèrent en tout 70 milliards de francs, ce qui fait de la Suisse au niveau international un des pays qui a la plus forte densité de fondations.[3] La philanthropie joue donc un rôle important dans la constitution de la société civile et la forme que prend l'aide sociale. De plus, des femmes et des hommes suisses s'engagent au-delà des frontières nationales, par exemple en soutenant des projets d'aide au développement. Le potentiel socio-politique de la philanthropie ne semble toutefois pas épuisé. De plus en plus, on discute de la notion d'utilité publique, on réclame l'engagement citoyen, on encourage le travail bénévole.[4] Mais les positions politiques divergent quant à la place que devrait occuper la philanthropie à l'avenir. On lui reconnaît d'un côté un rôle pionnier dans la résolution des problèmes sociaux et une fonction d'intégration pour la constitution de la société civile; d'un autre côté, des critiques insistent sur le fait que les interventions philanthropiques n'ont pas de légitimité démocratique et qu'il s'agit là d'un instrument discutable du pouvoir des possédants.[5]

Malgré l'influence de la philanthropie dans le domaine politique et social et les controverses politiques actuelles sur le rôle qu'elle devrait occuper à l'avenir sur le plan national aussi bien que mondial, elle n'a été jusqu'ici que ponctuellement l'ob-

1 Ce volume est le résultat d'un travail collectif qui a commencé lors d'une journée d'études à l'Université de Lausanne le 9 octobre 2015. Dans ce cadre, nous remercions les auteur-e-s d'avoir commenté une première version des articles, ainsi qu'Alexandre Lambelet. Notre gratitude va également à Brigitte Studer qui a assumé la conclusion de la discussion lors de la journée et à Thomas David pour avoir encouragé ce projet. Ce dernier s'inscrit dans la continuité du projet FNS «Philanthropie und soziale Vulnerablität in der Schweiz (1890–1920)».

2 Georg von Schnurbein, Steffen Bethmann, Philanthropie in der Schweiz, Basel 2010 (CEPS Forschungen und Praxis, Bd. 1), p. 1.

3 *Ibid*.; La philanthropie en chiffres, in: https://ceps.unibas.ch/fr/services/philanthropie-en-chiffre/ (consulté le 1er février 2016).

4 Schnurbein, Bethmann, Philanthropie, p. 1.

5 Voir aussi: Sonya Michel, Public & Private. Ideal Types, Real Social Politics. Afterword, in: Philanthropie und Sozialstaat. Philanthropie and Welfare State. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 26/3 (2015), pp. 179–183; Thomas Adam, Simone Lässig, Gabriele Lingelbach, Einleitung, in: Thomas Adam, Simone Lässig, Gabriele Lingelbach (éd.), Stifter, Spender und Mäzene. USA und Deutschland im historischen Vergleich, Stuttgart 2009, pp. 7–14 (Transatlantische historische Studien 38).

jet de recherches en Suisse, notamment historiques. Parmi les principaux ouvrages de référence, citons l'histoire de la Société suisse d'utilité publique, publiée en 2010, ainsi que le numéro thématique de la revue *Traverse* de 2006, «Philanthropie et pouvoir».[6] Ces dernières années sont parues en outre plusieurs monographies historiques, qui portent sur les activités philanthropiques dans divers secteurs de l'aide sociale en Suisse ou sur l'influence exercée par des philanthropes, hommes et femmes, au niveau international.[7] Plusieurs questions restent cependant peu explorées par la recherche. Le rôle qu'a joué la philanthropie en Suisse pour combattre la vulnérabilité sociale, dans une structure fédéraliste où les systèmes de protection sociale n'ont été définis qu'avec une extrême prudence par des mesures législatives nationales, n'a par exemple été examiné que dans les grandes lignes.[8] De même, on connaît encore peu la part que la Suisse, sans être elle-même une puissance coloniale, a prise dans les processus de colonisation, entre autres de par l'implication de philanthropes.[9] Enfin, la question de savoir dans quelle mesure la philanthropie recourt à des mesures disciplinaires – tenant souvent à un certain vide juridique – n'a été étudiée que de manière ponctuelle.[10]

Le présent volume souhaite ouvrir des perspectives sur ces champs de recherches encore peu examinés. Il est centré sur la période allant de 1850 à 1930, marquée par un fort développement de la philanthropie. A la fin du XIX^{e} siècle, de plus en plus de sociétés philanthropiques se fondent[11] et la philanthropie devient en outre pour les femmes et les hommes de la bourgeoisie un domaine qui leur permet d'accroître

6 Beatrice Schumacher (éd.), Un devoir librement consenti. L'idée et l'action philanthropique en Suisse de 1800 à nos jours, Zurich 2010; Thomas David [et al.] (éd.), Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert. Philanthropie et pouvoir, 19^{e}–20^{e} siècles, Zurich 2006 (Traverse 13/1).

7 Voir entre autres: Bettina Grubenmann, Nächstenliebe und Sozialpädagogik im 19. Jahrhundert. Eine Diskursanalyse, Bern 2007; Matthias Ruoss, Fürsprecherin des Alters. Geschichte der Stiftung Pro Senectute im entstehenden Schweizer Sozialstaat (1917–1967), Zürich 2015; Thomas David, Janick Marina Schaufelbuehl, Swiss Conservatives and the Struggle for the Abolition of Slavery at the End of the Nineteenth Century, in: Itinerario. International Journal on the History of European Expansion and Global Interaction, 34/2 (2010), pp. 87–103.

8 Voir entre autres: Josef Mooser, Armenpflege zwischen «Freiwilligkeit» und Verstaatlichung, in: Josef Mooser, Simon Wenger (éd.), Armut und Fürsorge in Basel. Armutspolitik vom 13. Jahrhundert bis heute, Basel 2011, pp. 178–204.

9 Sur la Suisse en contexte colonial: Patricia Purtschert, Harald Fischer-Tiné (éd.), Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins, London 2015; Bouda Etemad, Mathieu Humbert, La Suisse est-elle soluble dans sa «postcolonialité»?, in: Revue suisse d'histoire, 64/2 (2014), pp. 279–291. Patrick Harries, Butteflies and Barbarians. Swiss Missionaries and Systems of Knowledge in South-East Africa, Oxford 2007.

10 Voir: Sabine Jenzer, Die «Dirne», der Bürger und der Staat. Private Erziehungsheime für junge Frauen und die Anfänge des Sozialstaates in der Deutschschweiz 1870er bis 1930er Jahre, Köln, Weimar, Wien 2014.

11 Voir à ce propos les nombreux registres qui donnent des informations sur les organisations philanthropiques. Albert Wild, Veranstaltungen und Vereine für soziale Fürsorge in der Schweiz. Institutions et sociétés pour la prévoyance sociale en Suisse. Istituzioni e società svizzere per provvedimento sociale, II. Aufl, Zürich 1910; voir également Stéphanie Ginalski, Alix Heiniger, Les réseaux de la réforme sociale à Genève autour de 1900, in: Histoire et Mesure 31/1 (2016), pp. 85–122.

leur capital social et culturel.[12] Etudier la genèse de la philanthropie suscite en particulier deux types de réflexion. D'une part, cette perspective de recherche permet de différencier historiquement l'Etat social suisse et la formation de la société civile du pays, et ouvre de nouvelles questions en ce qui concerne la dépendance de la Suisse vis-à-vis de l'extérieur à la fin du XIX^{e} et au début du XX^{e} siècle; elle offre ainsi une contribution aux débats en cours sur l'histoire de la Suisse moderne. D'autre part, elle suscite également des réflexions sur une histoire «générale» de la philanthropie. A ce jour, l'histoire de la philanthropie aux Etats-Unis a été étudiée par plusieurs auteurs.[13] Il existe aussi d'importantes recherches sur l'Allemagne, la Grande-Bretagne et la France.[14] Pour une histoire comparative internationale de la philanthropie, la Suisse est un cas intéressant. Elle a en effet connu une forme de *public-private-mix*, où acteurs étatiques et philanthropiques travaillent étroitement de concert et où le financement de divers projets prend des formes mixtes complexes: une situation qui conduit à se demander comment l'on doit comprendre la philanthropie dans un contexte d'une *mixed economy of welfare*.[15] La position spécifique de la Suisse comme petit Etat neutre, qui est en même temps fortement impliqué dans l'économie mondialisée, fait de ce pays un intéressant sujet de recherche.[16] Enfin, la Suisse connaît, comme on le verra ci-après, des versions différentes du concept de philanthropie en raison de son plurilinguisme. Ces multiples sens incitent à aborder de manière critique l'histoire de la notion de philanthropie.

12 Voir aussi Pierre Bourdieu, Ökonomisches Kapital–kulturelles Kapital–soziales Kapital, in: *Idem, Die verborgenen Mechanismen der Macht, Hamburg 2005, (Schriften zu Politik & Kultur, Hg. v. Margareta Steinrücke, Bd. 1), pp. 49–*79.

13 Olivier Zunz, Philanthropy in America. A History, Princeton 2012; Inderjeet Parmar, Foundations of the American Century. The Ford, Carnegie, and Rockefeller Foundations in the Rise of American Power, New York 2012.

14 Voir: Stéphane Baciocchi [et al.], Les mondes de la charité se décrivent eux-mêmes, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine, 61/3 (2014), pp. 28–66; Frank Adloff, Philanthropisches Handeln. Eine historische Soziologie des Stiftens in Deutschland und den USA, Frankfurt am Main 2010; Rainer Liedtke, Klaus Weber (éd.), Religion und Philanthropie in den europäischen Zivilgesellschaften. Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009; Thomas Adam, Philanthropy, Patronage, and Civil Society: Experiences from Germany, Great Britain, and North America, Bloomington 2004; Jean H. Quataert, Staging Philanthropy. Patriotic Women and the National Imagination in dynastic Germany, 1813–1916, Ann Arbor 2001; Christian Topalov (éd.), Laboratoires du nouveau siècle. La nébuleuse réformatrice et ses réseaux en France, 1880–1914, Paris 1999; Frank Prochaska, The voluntary Impulse: Philanthropy in modern Britain, London 1988.

15 Bernard Harris, Paul Bridgen, Introduction. The «Mixed Economy of Welfare» and the Historiography of Welfare Provision, in: *Idem* (éd.), Charity and Mutual Aid in Europe and North America since 1800, New York, London 2007, pp. 1–18; Sonja Matter, Strategien der Existenzsicherung. Die Philanthropie in einer mixed economy of welfare im frühen 20. Jahrhundert, in: Philanthropie und Sozialstaat. Philanthropie and Welfare State. Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 26/3 (2015), pp. 57–79.

16 Pour une réflexion générale sur cette question, voir: Jakob Tanner, Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Zürich 2015, pp. 57–65.

La philanthropie: une définition par les sources

Le terme *philanthropie*, écrit avec la même orthographe en allemand et en français, est apparu à des moments différents et a été utilisé de manières variées dans ces deux langues au cours des deux derniers siècles, le français étant toutefois celui qui en fait l'usage le plus ancien et le plus répandu. Son étymologie renvoie à deux mots grecs qui signifient «amour» ou «qui aime» et «humanité», par opposition au misanthrope, celui qui n'aime pas les humains. Le Littré nous dit que le mot *philanthropie* apparaît dans le dictionnaire de l'Académie française en 1762 et qu'il est dû à Fénelon, tandis que son parent *philanthrope* remonte au XIV^e^ siècle. En allemand, le terme émerge surtout dans l'entre-deux-guerres, à part la mention relative à la réforme pédagogique à la fin du XIX^e^, et renvoie aux arts et à la culture. Dès 1881, les expressions *Sozialpolitik* ou *Sozialarbeit* apparaissent avec les lois de protection sociale mises en place par Bismarck.[17]

En France, le champ de la philanthropie se structure autour de deux oppositions qui renvoient à un héritage de la Révolution. Qualifier son action de philanthropique signifie à la fois la distinguer de celle de l'Eglise catholique, celle-ci pratiquant plutôt la *charité*, et de celle de l'Etat, le mot *philanthropie* renvoyant à l'initiative privée. Le recours à différentes expressions pour décrire des pratiques similaires montre que les mots ne sont pas neutres, et que les acteurs les utilisent en fonction de la position qu'ils occupent dans le champ – ou pour s'y positionner. Le terme *bienfaisance* apparaît quant à lui comme une expression plus générique, qui peut aussi être utilisée par les pouvoirs publics.[18]

Dans les espaces linguistiques francophones et germanophones de la Suisse, l'influence des deux grands voisins se fait sentir, avec toutefois des nuances importantes dans l'émergence et l'usage du mot *philanthropie*. Les sources produites par les philanthropes eux-mêmes en font apparaître deux en particulier. Premièrement, les luttes entre Eglise et Etat n'ont pas façonné les usages des termes de *charité*, de *bienfaisance* et de *philanthropie* en Suisse, où catholiques et protestants peuvent être minoritaires ou dominants en fonction des cantons, de la même manière qu'en France. Même si le *Kulturkampf* a été très violent dans certaines régions et a débouché notamment sur l'expulsion des Jésuites de Suisse à l'issue de la guerre du Sonderbund, ou celle des congrégations religieuses de Genève (1875–1876), il n'a pas produit les mêmes distinctions dans le champ de la philanthropie et n'a pas connoté de la même manière le vocabulaire. En outre, les relations entre acteurs privés et

17 Klaus Weber, «Wohlfahrt», «Philanthropie» und «Caritas»: Deutschland, Frankreich und Grossbritannien im begriffsgeschichtlichen Vergleich, in: Rainer Liedtke, Klaus Weber (éd.), Religion und Philanthropie in den europäischen Zivilgesellschaften. Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, pp. 19–37, pp. 24–28.

18 Baciocchi [et al.], Les mondes, pp. 28–29.

publics sont moins caractérisées par une attitude d'opposition, comme en France. Ainsi, la Société suisse d'utilité publique préfère se définir comme une «zone intermédiaire» entre l'Etat et l'individu,[19] une sorte d'interface collective réunissant les citoyens qui se proposent d'agir pour le bien public, plutôt qu'en opposition aux pouvoirs publics.

Deuxièmement, la proximité géographique entre la Suisse romande et la Suisse alémanique a favorisé l'emploi du terme *philanthropie* outre-Sarine, alors qu'il n'est pas utilisé en Allemagne à cette époque. Bien que de manière générale, les personnes qui animent des œuvres de bienfaisance ont tendance à catégoriser leurs activités sous la bannière *gemeinnützig*, les mots *philanthropes* et *philanthropie* font leur apparition entre 1880 et 1908, notamment par le biais de différentes publications qui contiennent précisément ces termes dans leur titre, comme les périodiques *der Philanthrop* et *die Philanthropin*, qui paraissent à partir de1881 et de 1890 respectivement (voir la contribution d'Ismaël Albertin dans ce numéro).

Cependant, le spectre des activités qui peuvent se ranger sous le terme *philanthropie* est vaste. Dans le dernier tiers du XIX^e^ siècle, les philanthropes helvétiques entreprennent de cerner par la pratique ce que signifie à leurs yeux la philanthropie à travers le recensement des œuvres de leur ville ou de leur région dans des annuaires.[20] Ces initiatives ne sont pas une exclusivité suisse: elles se développent sous la plume d'acteurs investis dans la bienfaisance dans plusieurs villes occidentales.[21] Les annuaires philanthropiques nous permettent de définir ce qui, aux yeux des acteurs (les compilateurs sont toujours des hommes), peut entrer dans le champ de la philanthropie. D'emblée, ces auteurs ne cachent pas qu'il est difficile de circonscrire précisément ce qui doit être inclus ou non dans leur inventaire. Ils s'en tiennent délibérément au «*Charakter*» des œuvres et à leur «*gemeinnützige*» dimension.[22] Ces volumes sont conçus en premier lieu comme un outil pour les personnes investies dans la bienfaisance, ainsi que l'écrit l'auteur de l'annuaire vaudois: «Ce

19 Beatrice Schumacher, A-t-on besoin de nous? La SSUP de 1810 à 1970: conceptions de soi-même, méthodes de travail et structures, in: *Idem* (éd.), Un devoir librement, p. 39.

20 Annuaire philanthropique genevois, Genève (éditions successives: 1875 et 1879 publiées sous les auspices de la Société genevoise d'utilité publique par Gustave Moynier, Edmond Pictet et Gustave Rochette, puis 1893, 1899 et 1903 par Frank Lombard); Louis Guillaume, Coup d'œil sur la vie sociale dans le canton de Neuchâtel. Liste des institutions et des sociétés libres de bienfaisance, d'utilité publique, d'éducation, d'instruction et de récréation, Neuchâtel 1881; Victor Segond, Annuaire philanthropique vaudois, publié sous les auspices de la Société vaudoise d'utilité publique, Lausanne 1883; Victor Segond, La bienfaisance dans le canton de Vaud, deuxième édition revue et augmentée de l'annuaire philanthropique vaudois, Nyon 1895; Zürcher Jahrbuch für Gemeinnützigkeit, Zürich 1876–1928; Carl Alfred Schmid et Albert Wild, «Zürich, deine Wohltaten erhalten dich!» 167 wohltätige und gemeinnützige Anstalten, Vereine und Fonds der Stadt Zürich, Zürich 1900.

21 Pour une étude comparée des annuaires philanthropiques de Genève, de Londres, de Paris et de New York, voir: Baciocchi [et al.], Les mondes.

22 Schmid, Wild, «Zürich», p. VI.

petit volume est destiné à répondre à un besoin incontestable, que l'auteur a lui-même ressenti plus d'une fois au cours d'une carrière dont l'un des plus beaux privilèges est de travailler au soulagement de l'humanité souffrante.»[23] Cependant, cela ne signifie pas que l'action des œuvres se restreint à un secours matériel. L'auteur de l'annuaire neuchâtelois explique que son ouvrage comprend «ce que l'initiative privée fait dans le canton de Neuchâtel, pour prévenir et guérir les maladies sociales»[24]. L'introduction de la première édition de l'Annuaire philanthropique genevois donne une idée plus précise de la manière dont les philanthropes peuvent «prévenir et guérir les maladies sociales»: «Et par bienfaisance ils n'entendent point simplement, cela va sans dire, la distribution de secours matériels, l'aumône; à leurs yeux les véritables œuvres philanthropiques sont celles qui, après avoir pourvu aux premiers besoins du corps, visent à faire de l'homme un être capable de se tirer d'affaire par lui-même.»[25] Ainsi, l'objectif ne se limite pas seulement à venir au secours de «l'humanité souffrante», mais se teinte également d'une dimension réformatrice importante: il s'agit de forger un individu nouveau, et de développer en lui «le goût du travail, les aptitudes professionnelles, le sentiment de la prévoyance, l'habitude de la vie de famille»[26]. Le programme est varié et s'adresse à différentes catégories d'individus, le spectre de ce qui est désigné sous la bannière philanthropie étant ainsi très vaste.

La philanthropie comme concept heuristique

A l'instar des écrits et des recensements produits par les philanthropes, la littérature scientifique reflète la diversité que recouvre le terme *philanthropie*. Il est parfois tiré de la source proprement dite, parfois évoqué en tant que concept, qui regroupe certaines pratiques et évolutions historiques.[27] Dans le présent recueil, la philanthropie n'est pas seulement définie par les sources, c'est aussi un concept heuristique qui doit servir à mettre l'accent sur certaines pratiques historiques et à révéler leurs logiques. Il ne s'agit pas de partir d'une conception limitée de la philanthropie, mais de définir les caractéristiques centrales qu'elle revêt pendant la période examinée. Comme le suggèrent Thomas David et Ludovic Tournès, la philanthropie est fondamentalement un don (de temps, d'argent, de biens, de services) et tisse une relation forte entre le donateur et son récipiendaire. Cette relation *a priori* asymétrique entre

23 Segond, Annuaire, p. III.
24 Guillaume, Coup d'œil, p. 3.
25 Annuaire philanthropique genevois 1875, p. 3.
26 *Ibid*., p. 4.
27 Voir: Thomas Adam, Philanthropy and the Shaping of Social Distinctions in Nineteenth-Century U.S., Canadian, and German Cities, in: *Idem*, Philanthropy, Patronage and Civil Society. Exeperiences from Germany, Great Britain, and North Armerica, Bloomington 2004, pp. 15–33, pp. 16; Oliver Zunz, Philanthropy in America, pp. 1–7.

le premier qui agit et le second qui reçoit est plus complexe qu'il n'y paraît, non seulement parce les donateurs lient leur générosité à des attentes et à des profits personnels, mais aussi parce que les récipiendaires contribuent à façonner le processus de don.[28] Dans ce sens, la philanthropie est entendue comme une intervention dans le domaine social – par exemple par des dons privés, des fondations ou des organisations d'utilité publique – qui modifie tant la position des donateurs que des bénéficiaires. Le présent recueil s'intéresse en premier lieu à la philanthropie qui se consacre au combat contre la vulnérabilité sociale et qui, se démarquant d'autres acteurs comme l'Etat, les syndicats ou les coopératives, s'efforce d'imposer ses visions pour résoudre des questions sociales spécifiques.[29]

Des formes de bienfaisance, comme les aumônes chrétiennes, se manifestent de différentes manières dans la perspective tant diachronique que synchronique, provenant de groupes d'acteurs variés. La philanthropie moderne, dont l'histoire est au centre du présent recueil, se développe en revanche dans le contexte de la rationalisation scientifique des rapports sociaux («*Verwissenschaftlichung des Sozialen*»), soit dans un processus qui postule que les problèmes sociaux se combattent de plus en plus grâce à des réflexions scientifiques et des méthodes rationnelles.[30] La philanthropie suit ainsi les mêmes logiques qui marquent la formation de l'Etat providence moderne. Dans ce domaine aussi, depuis la fin du XIX^{e} siècle, on songe à des réformes qui visent un but précis et sont fondées scientifiquement.[31] Les échanges transnationaux de connaissances sont importants pour les mesures prises par les institutions étatiques tout comme pour l'aide philanthropique. De nouveaux systèmes de protection sociale et de nouveaux savoirs sont produits lors des congrès internationaux et au sein des organisations internationales.[32] A la différence des mesures

28 Thomas David, Ludovic Tournès, Introduction. Les philanthropies: un objet d'histoire transnationale, in: Monde(s) 2/6 (2014), pp. 7–22, p. 7.

29 Contrairement à d'autres recherches sur la philanthropie, particulièrement dans le monde anglophone, qui ont intégré dans leur corpus également les dons matériels aux institutions culturelles comme les musées ou les bibliothèques. Voir: Adam, Shaping of Social Distinctions.

30 Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22/2 (1996), pp. 165–193, p. 168; Topalov (éd.), Laboratoires. Comme le défend Jakob Vogel, il ne s'agit cependant pas d'un «*linearen Verwissenschaftlichungsmodell auszugehen». Jakob Vogel, Von der Wissenschafts- zur Wissensgeschichte. Für eine Historisierung der «Wissensgesellschaft», in: Geschichte und Gesellschaft, 30, 2004, pp. 639*–660.

31 Martin Lengwiler, Expertise als Vertrauenstechnologie. Wissenschaft, Politik und die Konstruktion der Sozialversicherung (1880–1914), in: Hans-Jörg Gilomen, Sébastian Guex, Brigitte Studer (éd.), Von der Barmherzigkeit zur Sozialversicherung. Umbrüche und Kontinuitäten vom Spätmittelalter bis zum 20. Jahrhundert. De l'assistance à l'assurance sociale. Ruptures et continuités du Moyen Age au XX^{e} siècle, Zürich 2002, pp. 259–270.

32 Chris Leonards, Nico Randeraad, Building a Transnational Network in the 19th Century. Social Reform in a European Perspective, in: Davide Rodogno, Bernhard Struck, Jakob Vogel (éd.), Shaping the Transnational Sphere. Experts, Networks, and Issues from the 1840s to the 1930s, Oxford, New York 2014, pp. 111–130.

de l'aide sociale officielle, qui ont une légitimité démocratique, la philanthropie intervient dans le domaine social sans cette légitimité, et cela bien qu'elle ait tendance à englober ses interventions dans une vision d'ensemble d'une société «meilleure».[33] La philanthropie a souvent la prétention de provoquer des transformations durables, par exemple dans les domaines du travail, de la santé et de la consommation, ou des rapports de genre et de la famille. Les soutiens philanthropiques accordés vont d'ailleurs régulièrement de pair avec des mesures disciplinaires.[34]

Les programmes nationaux de sécurité sociale introduisent, depuis la fin du XIX^e^ siècle, des formes tout à fait nouvelles de redistribution sociale. Pour ce qui est de la philanthropie, les ressources matérielles sont aussi redistribuées différemment, mais c'est toujours aux philanthropes eux-mêmes de décider combien ils et elles souhaitent donner pour le «bien commun». La philanthropie, en fin de compte, n'a pas pour but de poser des questions fondamentales sur l'équité de la répartition. On aborde ainsi un autre contexte important dans lequel se développe la philanthropie moderne. Au XIX^e^ siècle, le mouvement ouvrier, en plein essor, critique la société de classes et réclame la disparition des inégalités.[35] Les philanthropes quant à eux ne veulent pas que leurs dons servent à une telle transformation, mais seulement à stabiliser les rapports sociaux par des soutiens ponctuels. Ils souhaitent la réconciliation entre les classes sociales, non la transformation de la société de classes. En outre, des élites bourgeoises parviennent à renforcer leurs pouvoirs et leur influence par leurs activités philanthropiques.[36]

Si on élargit le point de vue au-delà des frontières nationales, cette caractéristique de la philanthropie apparaît aussi clairement. Aider «les autres», les personnes jugées encore peu avancées dans le «processus de civilisation», est aussi un moyen, pour les donateurs, d'affirmer publiquement leur propre supériorité sociale. L'intensité du processus de mondialisation atteint un premier sommet à la fin du XIX^e^ siècle, ce qu'atteste aussi l'exemple d'organisations philanthropiques européennes qui s'imposent dans le contexte transnational et impérial.[37] Ce cadre impérial exerce une très grande influence sur l'interprétation de la pauvreté et des «progrès de la civilisation» entreprise par la philanthropie, et marque les mesures prises

33 Thomas David [et al.], Introduction: Philanthropie et pouvoir, 19^e^-20^e^ siècles, in: *Idem* (éd.) Philanthropie et pouvoir, pp. 19–28, p. 21.

34 Sonja Matter, Matthias Ruoss, Brigitte Studer, Editorial: philanthropie und wohlfahrtsstaat, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 26/3 (2015), pp. 5–14, p. 10.

35 Pour la Suisse, voir: Erich Gruner, Arbeiterschaft und Wirtschaft in der Schweiz 1880–1914. Soziale Lage, Organisation und Kämpfe von Arbeitern und Unternehmern, politische Organisation und Sozialpolitik. 3. Bd., Zürich 1988.

36 Thomas Adam, Buying Respectability. Philanthropy and Cultural Dominance in 19th Century Boston, in: David [et al.], Philanthropie et pouvoir, pp. 29–46, p. 29.

37 Jürgen Osterhammel, Niels P. Petersson, Geschichte der Globalisierung. Dimensionen, Prozesse, Epochen, München 2003, pp. 60–70.

en faveur des «nécessiteux», tant dans le contexte national que colonial: dans les deux cas, ils sont perçus comme des «sauvages».[38]

Au cours de ce processus de rationalisation scientifique, où les disciplines scientifiques prennent de l'importance dans l'interprétation des problèmes sociaux, les arguments religieux et moraux perdent de l'influence.[39] Néanmoins, les interprétations «scientifiques» et «religieuses» ne s'excluent pas forcément; de plus, les philanthropes légitiment souvent leurs interventions par le fait qu'elles sont à la fois fondées scientifiquement et cohérentes avec les convictions religieuses.[40] Enfin, malgré les conflits confessionnels du dernier quart du XIX^{e} siècle, en Suisse et ailleurs, la frontière entre initiatives laïques et religieuses est très difficile à tracer. Cette imbrication est présente à la fois dans des œuvres animées par des laïcs au nom d'un devoir religieux, comme la société de Saint-Vincent-de-Paul en France[41], et dans celles qui affichent une identité laïque comme la *Charity Organization Society* de New York, alors même qu'elles s'inspirent dans leur vocation d'un amour apostolique chrétien.[42] Les œuvres laïques font aussi appel aux agents des Eglises en tant qu'informateurs pour les connaissances dont ils disposent au sujet des foyers qui demandent des secours.[43]

Les philanthropes: profil social et objectifs

Qu'ils visent les populations occidentales ou en situation coloniale, ces projets sont portés par des acteurs et des actrices qui partagent certaines dispositions façonnant le profil social de la ou du *philanthrope*. Ils appartiennent au genre masculin dans une forte proportion (ce que les contributions réunies dans ce volume ne démentent pas). Ils disposent d'un nom prestigieux ou de temps à consacrer à l'action charitable, ou exercent encore une profession dont la mission inclut le travail philanthropique comme c'est le cas pour les pasteurs, devoir qui s'étend aussi à leur épouse. Ils appartiennent à une élite, ou s'intègrent aux hautes sphères de la société à travers leur

38 Harald Fischer-Tiné, Reclaiming Savages in «Darkest England» and «Darkest India»: The Salvation Army as Transantional Agent of the Civilizing Mission, in: Carey A. Watt, Michael Mann (éd.), Civilizing Missions in Colonial and Postcolonial Sout Asia. From Improvement to Development, New York 2011, pp. 125–164.

39 Lengwiler, Expertise, p. 267.

40 Dans ce sens, les processus de rationalisation scientifique ne vont pas nécessairement de pair avec la sécularisation. Voir aussi: Sonja Matter, Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960), Zürich 2011, pp. 367–368.

41 Matthieu Brejon de la Lavergnée, La Société de Saint-Vincent-de-Paul au XIX^{e} siècle. Un fleuron du catholicisme social, Paris 2008.

42 David Huyssens, Progressive Inequality. Rich and Poor in New York, 1890–1920, Cambridge 2014, p. 69.

43 Thomas David, Alix Heiniger, Felix Bühlmann, Geneva's philanthropists around 1900: a field made of distinctive but interconnected social groups, in: Continuity and Change 31/1 (2016), pp. 127–159, pp. 144–145.

engagement charitable.[44] Ils jouissent souvent d'un réseau social sur lequel s'appuie leur action grâce à leurs liens familiaux ou à leurs affiliations à plusieurs œuvres.[45] Ils cultivent un rapport très développé à l'écrit, soit en tant qu'auteurs de brochures ou de textes théoriques sur les réformes qu'il convient d'imposer à la société[46], soit parce qu'ils s'inspirent largement des discours scientifiques produits dans le sillage du développement des sciences sociales. C'est ainsi qu'ils prétendent agir au nom d'une charité scientifique, qui ne se borne pas à soulager la misère mais ambitionne de relever les récipiendaires de leur aide et ainsi réformer l'ensemble de la société. Enfin, ils disposent d'espaces d'échanges avec leurs homologues d'autres nations qu'ils rencontrent régulièrement lors de congrès nationaux et internationaux dédiés aux grandes questions sociales auxquelles ils consacrent leur énergie.[47]

Si les hommes investissent le terrain de la philanthropie pour agir sur la société en dehors des arènes démocratiques, les femmes, privées de droits politiques, en ont fait un espace privilégié de leur intervention. L'action philanthropique a été analysée par l'historiographie comme une voie d'émancipation pour les femmes, notamment pour les bourgeoises auxquelles elle offre un accès à la sphère dite publique.[48] De plus, le travail charitable assumé par les femmes au sein des œuvres (dans beaucoup de cas dirigées par des hommes) se professionnalise progressivement à travers la création d'écoles et de formations aux métiers d'enseignantes, d'infirmières et d'assistantes sociales.[49] Cependant, considérées comme relevant du domaine féminin, ces professions en gardent toujours une forme de stigmate, n'étant pas valorisées socialement et économiquement au même titre que celles exercées en majorité par des hommes. Les femmes en sont souvent exclues dès lors qu'elles se marient.

Toutes ces dispositions et ces pratiques sont mises au service d'une cause – ces acteurs et ces actrices se représentant eux-mêmes comme des réformateurs sociaux. Par-delà les espaces de la philanthropie que sont les asiles, les orphelinats et les sociétés savantes notamment, ils partagent un constat: selon eux, la société a besoin de réformes. Mais, au lieu de s'attaquer aux structures de celle-ci, leur ambition est clairement de façonner un *individu nouveau* adapté au système capitaliste. Si l'idée

44 Thomas Adam, Buying respectability. Philanthropy and urban society in transnational perspective, 1840 to 1930s, Bloomington, Indianapolis 2009, pp. 90–91.

45 A titre d'exemple, voir: Ginalski, Heiniger, Les réseaux. Sans montrer de manière systématique l'existence de ces réseaux, Christian Topalov identifie dans le cumul d'affiliations des réformateurs à différentes œuvres une ressource qu'il conviendrait d'étudier plus en détail: Christian Topalov, Patronage, in: *Idem*, Laboratoire, pp. 357–396, p. 358.

46 A cet égard, les Sociétés d'utilité publique suisses sont productrices d'une littérature abondante à travers leurs bulletins qui publient les rapports des membres discutés lors des séances.

47 Chris Leonards, Nico Randeraad, Transnational Experts in Social Reform, 1840–1880, in: International Review of Social History 55/2 (2010), pp. 215–239.

48 Adam, Buying respectability. Philanthropy and urban society, p. 128.

49 Matter, Armut.

de réforme n'est pas une invention des philanthropes du XIX^e^ siècle, ceux-ci partagent cependant la spécificité de vouloir résoudre les problèmes de la société libérale. Ainsi, leurs efforts sont tournés vers l'inculcation auprès des plus fragiles du point de vue économique et social de certaines normes, pratiques et comportements destinés à faire d'eux les représentant-e-s de ces nouveaux individus, ces hommes et ces femmes modernes, adaptés à la société libérale, capables de participer à son fonctionnement et de se prémunir contre ses aléas.

Qu'il s'agisse d'enfants «moralement» abandonnés, de détenus libérés, d'anciens esclaves, d'anciennes prostituées, d'individus ou de familles victimes de la précarité économique, on peut déceler des constantes dans les normes que les philanthropes cherchent à leur imposer. L'individu nouveau doit d'abord être productif, ce qui l'oblige à être discipliné, industrieux et acharné au travail, valeurs qu'il convient de lui inculquer le plus tôt possible. Il ou elle est capable de se protéger des écueils du système capitaliste. Il ou elle vise donc la prévoyance par l'épargne ou l'adhésion à des sociétés de secours mutuels, ce qui lui permettra de faire face aux imprévus comme les accidents, la maladie et, *in fine*, de jouir d'un repos confortable au crépuscule de son existence, quand il ou elle ne sera plus capable d'être productif ou productive. Enfin, à l'instar de la bourgeoisie, cet être moderne se construit à travers la différenciation des sexes. La femme nouvelle ne tient pas le même rôle que son pendant masculin. Ce dernier est érigé en chef de famille, il accomplit le travail productif salarié, assume la prévoyance et fait œuvre de tempérance – cette alliée de l'économie qui s'oppose à l'alcoolisme, considéré comme le creuset de la déchéance des hommes et des familles. La femme moderne accomplit le travail reproductif non-salarié. Elle n'est pas reconnue en tant que travailleuse au même titre que l'homme moderne, sa contribution à l'économie industrielle se construisant alors comme un apport subsidiaire qui n'a pas la même valeur que celle de ses collègues masculins.[50] Le domaine d'action qui lui est réservé concerne le travail domestique, qui est d'ailleurs investi à cette époque par les philanthropes, auteur-e-s de manuels destinés à inculquer aux mères le soin des petits enfants ou aux femmes en général la gestion des ressources du foyer et de l'alimentation.[51] Enfin, les enfants constituent une cible privilégiée des philanthropes parce que ces

50 Joan W. Scott, La travailleuse, in: Geneviève Fraisse, Michelle Perrot (éd.), Histoire des femmes en Occident, tome 4, le XX^e^ siècle, Paris 1991, pp. 420–445. Pour la Suisse, voir: Brigitte Studer, Genre et classe dans le mouvement ouvrier. L'arrangement social autour de la législation protectrice du travail au tournant du siècle, in: Jean Batou, Mauro Cerutti, Charles Heimberg (éd.), Pour une histoire des gens sans Histoire. Ouvriers, exclues et rebelles en Suisse 19^e^–20^e^ siècles, Lausanne 1995, pp. 123–135.

51 Voir à titre d'exemple: Manuels pratiques des ménagères, édité par la Section genevoise de la Société d'utilité publique des femmes suisses, Genève 1900, dont la première édition est publiée à 20 000 exemplaires. Sur ce courant, voir Geneviève Heller, «Propre en ordre». Habitation et vie domestique 1850–1930: l'exemple vaudois, Lausanne 1979, pp. 141–149.

derniers considèrent qu'ils n'ont pas encore été corrompus et représentent ainsi un terrain vierge à partir duquel façonner cet être nouveau.

Domaines de recherche de la philanthropie: trois axes d'analyse

Ce volume s'intéresse pour commencer aux acteurs et aux actrices de la philanthropie. Les trois premiers articles examinent les conditions à partir desquelles ces élites philanthropes produisent un discours et envisagent leur action. La contribution d'Ismael Albertin montre comment les germanophones se placent peu à peu sous la bannière de la philanthropie, alors que ce terme est peu usité en Allemagne. Il revient sur les effets des organisations telles que la Croix-Rouge et sur le poids des publications qui ont structuré le monde philanthrope. Le deuxième article propose de placer la focale sur un groupe d'acteurs investis dans un domaine particulier: la réforme pénitentiaire. Eva Keller analyse en effet les stratégies de collaborations et d'échanges des philanthropes bâlois et montre qu'ils adoptent une approche pragmatique en privilégiant les échanges avec leurs homologues étrangers situés dans une aire géographique proche de Bâle au lieu de participer aux réseaux nationaux, développant ainsi un modèle particulier de coopération, qui relève à la fois du transnational et du local. Anina Eigenmann s'intéresse quant à elle à la *Soziale Käuferliga der Schweiz* (SKL), une organisation portée principalement par des femmes qui voient dans leur position d'acheteuses une ressource pour lutter en faveur de meilleures conditions de travail pour les ouvriers et les ouvrières. A travers l'évocation de parcours des dirigeantes de la SKL, elle analyse les modalités de ces engagements féminins et la manière dont ils s'inscrivent dans leur milieu social.

Le deuxième axe de ce volume traite d'une philanthropie dédiée aux personnes vulnérables dans leur parcours de vie. L'article d'Ernst Guggisberg revient sur la genèse du placement des enfants en Suisse alémanique et la manière dont la *Armenerziehungsvereine* a travaillé à établir des normes et des pratiques en la matière. Il montre comment les organisations privées se sont ménagé une marge de manœuvre par rapport à l'Etat dans ce domaine. La contribution de Joëlle Droux fait écho à ces constats en analysant comment se développe l'idée de protection des enfants entre le travail philanthropique et le travail social accompli par l'Etat et en montrant comment ce dernier peine à se déprendre des idées et des normes forgées par les philanthropes. Si les enfants attirent l'attention des philanthropes par leur vulnérabilité et la nécessité que ceux-ci voient de les placer dans un milieu favorable à leur éducation et à leur développement, les personnes âgées posent un problème très différent. Elles sont néanmoins considérées comme une population vulnérable à laquelle certaines œuvres ambitionnent de venir en aide, comme Pro Senectute. Matthias Ruoss revient sur l'action de cette organisation et montre que l'idée de retraite

ne fait pas consensus avant l'entrée en vigueur de l'Assurance vieillesse et survivant en 1948. Dans une société où la productivité et le travail apparaissent comme des valeurs centrales permettant aux individus de pourvoir à leur entretien, les enfants et les aînés représentent des populations vulnérables. Cette vulnérabilité est incontestée pour les enfants, que les philanthropes cherchent à protéger et dont ils veulent maîtriser l'éducation. En revanche, elle n'est pas du tout évidente pour les personnes âgées. Ainsi, la fonction de Pro Senectute est l'objet de débats constants sur les mesures à entreprendre pour assurer leur bien-être.

Enfin, la troisième partie de ce volume examine l'engagement philanthrope helvétique au-delà de l'Europe et ses liens avec des formes d'impérialisme. Même si la Suisse n'a pas été une puissance coloniale, ses ressortissant-e-s se sont impliqué-e-s dans le fait colonial par des projets d'exploration du continent africain et par les missions protestantes à travers le monde. Bernhard Schär revient sur l'action de ces dernières en Inde et trace un parallèle entre le travail philanthropique en Suisse, qui vise la lutte contre la pauvreté, et celui mené par les missions en Inde. L'ambition réformatrice des philanthropes se déploie avec la même idée de «mission civilisatrice» dans ces deux parties du monde. Fabio Rossinelli prend quant à lui pour objet une autre aire géographique livrée aux convoitises des occidentaux, l'Afrique centrale. Il analyse comment, à travers les sociétés de géographie, des Suisses ont participé au projet colonial du roi des Belges Léopold II, associant volontiers des projets portant sur la connaissance de la région du fleuve Congo à la lutte anti-esclavagiste et à leurs activités économiques. Ces deux articles montrent que des Suisses ont largement participé au projet colonial par une forme d'impérialisme visant à modeler les sociétés extra-européennes selon des normes et des pratiques façonnées en Occident.

Inscrites dans une approche historique, ces contributions éclairent des questions tout à fait actuelles à l'heure où l'Etat se désengage de domaines liés aux politiques sociales et où le secteur philanthropique revêt un poids important. En enquêtant sur les acteurs, les actrices et leurs milieux ainsi que sur la manière dont ils et elles conçoivent leur engagement et lui donnent du sens, les articles de ce volume questionnent à la fois l'idée d'une société civile et l'intervention du privé dans le domaine du social.

«Werkzeug für die Vermittlung eines grossen Segens» «Philanthropie» in der Deutschschweiz im ausgehenden 19. Jahrhundert: historische Perspektiven

Ismael Albertin

Einleitung

«Philanthropie» ist ein Begriff, der seit den 2000er Jahren häufig in deutschsprachigen Zeitungen auftaucht. Personen, die ihre Handlungen in der Philanthropie ansiedeln, umschreiben ihn dem Wortsinn entsprechend mit «Menschenfreundlichkeit» oder «Menschenliebe». Sie bevorzugen den Ausdruck wegen seiner positiven Zuschreibungen und weil sie ihm keine religiöse oder politische Dogmatik zusprechen.[1]

Tatsächlich hat sich die Bedeutung des Wortes in den unterschiedlichen Sprachen und Gebieten gewandelt, ebenso wechselhaft war seine Konjunktur. Der Quellenbegriff «Philanthropie» bezieht sich im Französischen und Englischen bereits im 19. Jahrhundert auf die Lösung sozialer Probleme. Im deutschen Sprachraum beschränkte sich die Anwendung des Ausdrucks, laut dem Historiker Klaus Weber, seit der Mitte des 19. Jahrhunderts auf die Reformpädagogik der Aufklärung und ab der Zwischenkriegszeit zusätzlich auf die Kulturförderung; er umfasste jedoch nicht privates soziales Engagement.[2]

Ziel des Artikels ist es, die Feststellung Webers für den deutschen Sprachraum zu präzisieren. Denn im Gegensatz zu Deutschland gab es in der Deutschschweiz zwischen 1870 und 1909 Personen, die den Begriff «Philanthropie» für die Bezeichnung sozialer Tätigkeiten benutzten. Es wird nach der Verwendung und Bedeutung des Quellenbegriffs «Philanthropie» in der Deutschschweiz zwischen 1870 und 1909 gefragt. Mit dieser Perspektive können Aushandlungsprozesse und Transfers von Wohltätigkeitskonzepten und -praktiken im Kontext der Sozialen Frage und der Diskussion um sozialstaatliche Massnahmen aufgezeigt werden.

1 Z.B. Center for Philanthropy Studies (CEPS), Warum Philanthropie? https://ceps.unibas.ch/forschung (1.9.2015).

2 Rudolf Rehn, Philanthropie, in: Joachim Ritter, Karlfried Gründer (Hg.), Historisches Wörterbuch der Philosophie, 7. Bd., Basel 1989, S. 543–551, hier S. 543; Klaus Weber, «Wohlfahrt», «Philanthropie», «Caritas». Deutschland, Frankreich und Großbritannien im begriffsgeschichtlichen Vergleich, in: Rainer Liedtke, Klaus Weber (Hg.), Religion und Philanthropie in den europäischen Zivilgesellschaften. Entwicklungen im 19. und 20. Jahrhundert, Paderborn 2009, S. 19–37, hier S. 19, 23f.

Veränderungen der gesellschaftlichen Wirklichkeit schlagen sich in der Sprache nieder.[3] Beatrice Schumacher hat dargelegt, wie das Selbstverständnis von «Gemeinnützigkeit» permanent neu definiert und ausgehandelt wurde.[4] Gleiches setze ich für die Begriffsverwendung von «Philanthropie» voraus. Den Quellenbegriff «Philanthropie» verstehe ich entsprechend als «Denk- und Handelsorientierung»[5], denn Menschen richten sich nach dem Inhalt des Begriffs und konkretisieren ihn durch die Praxis. Ausserdem haben in Aushandlungsphasen Selbst- und Fremdbezeichnung wichtige Inklusions- und Exklusionsfunktionen, das zeigen auch französische Untersuchungen zur Philanthropie. Seit ungefähr 1815 benützten liberale Eliten *philanthropie* zur Beschreibung ihrer Wohltätigkeit, sie grenzten sich so gegen die katholisch geprägte *charité* ab. Die Hilfe der Behörden wurde *assistance* genannt, als neutraler Ausdruck galt *bienfaisance*.[6]

«Philanthropie» hatte im 19. und 20. Jahrhundert meist eine religiöse, politische oder ideologische Dimension. In England und den USA als «Philanthropie», in der Schweiz als «gemeinnützig» bezeichnete Aktivitäten können in diesen Ländern mehrheitlich protestantischen Akteuren zugeordnet werden. Diese verfolgten teils implizite, teils explizite Missionsbestrebungen. Ausserdem war die «Philanthropie» in Mitteleuropa und im englischen Sprachraum ein Konfliktfeld, in dem konservative und progressiv-sozialreformerische Kräfte innerhalb einer Religionsgemeinschaft, aber auch Minderheiten mit herrschenden Kräften konkurrierten.[7]

Die folgenden Ausführungen stützen sich auf Deutschschweizer Schriften des «langen 19. Jahrhunderts», die den Terminus «Philanthropie» im Titel tragen und deren Autorinnen und Autoren sich konkret zum Ausdruck äussern. Den Publikationen ist gemein, dass sie überregional gelesen wurden, Personen auf ihren Inhalt reagierten und ihre Herausgeberschaften in philanthropischen Kreisen bekannt waren. Die Kriterien erfüllen die beiden Periodika *Der Philanthrop* (1881–1885) und *Die Philanthropin* (1890–1894) sowie die zwei wissenschaftlichen Untersuchungen *Erhebungen der Frauenthätigkeit auf dem Gebiete der Philanthropie*

3 U.a. Reinhart Koselleck, Begriffsgeschichten. Studien zur Semantik und Pragmatik der politischen und sozialen Sprache, Frankfurt a.M. 2006, S. 14–55.

4 Beatrice Schumacher, Menschenliebe: Gemeinnütziges Selbstverständnis und das Management von Gefühlen am Beispiel der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft, in: Traverse. Revue d'histoire 14/2 (2007), S. 30–46, hier S. 31, 43f.

5 Ebd., S. 31.

6 Vgl.: Christian Topalov, Langage de la réforme et déni du politique. Le débat entre assistance publique et bienfaisance privée, 1889–1903, in: Genèse 23 (1996), S. 30–52; Stéphane Baciocchi et al., Les mondes charitables se décrivent eux-mêmes. Une étude des répertoires charitables au XIXe et début du XXe siècle, in: Revue d'histoire monderne et contemporaine 61/3 (2014), S. 28–66.

7 Vgl. u.a. Artikel in: Liedtke, Religion; Thomas Adam, Simone Lässig, Gabriele Lingelbach (Hg.), Stifter, Spender und Mäzene. USA und Deutschland im historischen Vergleich, Stuttgart 2009.

(1896) und *Die Schweizerische Philanthropie anfangs des XX. Jahrhunderts* (1907/08).[8]

«Philanthropie», «Menschenfreundlichkeit» und «Gemeinnützigkeit» bis 1880

Auch in der Schweiz ist die Aufklärung die Geburtsstunde der Philanthropie. Sie wies jedoch einen pädagogischen Schwerpunkt auf. Unter anderen verstand der Basler Isaak Iselin (1728–1782) die Nächstenliebe als Zustand oder Trieb des menschlichen Wesens, den es durch Erziehung in vernünftige Bahnen zu lenken gilt.[9] Zur Umschreibung privater Wohltätigkeit dominierte in der Deutschschweiz der Ausdruck der «Gemeinnützigkeit», der wesentlich durch die 1810 gegründete *Schweizerische Gemeinnützige Gesellschaft* (SGG) geprägt worden war. «Gemeinnützigkeit» und «Philanthropie» beziehungsweise deren deutsche Übersetzung wurden häufig synonym oder in enger Beziehung zueinander verwendet. So eröffnete Hans Caspar Hirzel (1751–1817) die Gründungsversammlung der SGG mit einer «Anrede an die Versammlung von schweizerischen Menschenfreunden in Zürich».[10] Um 1810 konzipierte sich nach Hirzel «Gemeinnützigkeit» als freiwillige Form der Pflicht zur christlichen Nächstenliebe; weitere Elemente waren für ihn Brüderlichkeit und Vaterlandsliebe. Hirzel entwarf die SGG als Versammlung von Menschenfreunden, die das «Gute und Nachahmungswürdige» aufnehmen und sich gegenseitig ermunterten und belehrten.[11]

Wenngleich die Bezeichnungen «Menschenfreund» beziehungsweise «philanthropisch» im allgemeinen Sprachgebrauch geblieben sind, scheint es, als hätten sie im Kreise der Deutschschweizer Gemeinnützigen zur Mitte des 19. Jahrhunderts an Attraktivität verloren. Der Autor Johann Adam Pupikofer grenzte in der Geschichte der SGG (1864) die Jahre Hirzels als «vorzugsweise philanthropische» Zeit der SGG deutlich von den folgenden Perioden ab.[12] Die Praxisänderung beschrieb er so, dass sich die Gesellschaft nicht mehr alleine über die Werke der «Wohltäthigkeit» und

8 Walther Kempin (Hg.), Der Philanthrop, 1881–1885; Schweizer Frauenverband (Hg.), Die Philanthropin, 1890–1894; J. Ryff, Bericht des Frauen-Komitee Bern über seine Erhebungen der Frauenthätigkeit auf dem Gebiete der Philanthropie, 1896, Bern 1896; Ernst Anderegg, Hans Anderegg, Die Schweizerische Philanthropie anfangs des XX. Jahrhunderts. Kanton Wallis, in: Zeitschrift für Schweizerische Statistik 44/1 (1908); dies. (Hg.), Die Schweizerische Philanthropie anfangs XX. Jahrhunderts. Appenzell, Bern 1908.

9 Rehn, Philanthropie, S. 550f.

10 Hans Caspar Hirzel, Anrede an die Versammlung von schweizerischen Menschenfreunden in Zürich, am 15. May 1810, in: Verhandlungen der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (1810), S. 17–40.

11 Schumacher, Menschenliebe, 2007, S. 43; Hirzel, Anrede, 1810, S. 19f.

12 Johann Adam Pupikofer, Geschichte der Schweizerischen gemeinnützigen Gesellschaft. Denkschrift für die Feier ihres fünfjährigen Jubiläums, Zürich 1860, S. 22.

freien «Vereinsthätigkeit» austauschte, sondern «das erkannte Gute» konkret einführte.[13]

Fast zeitgleich wie Pupikofers Geschichte erschien in Genf Henry Dunants (1828–1910) Buch *Un souvenir de Solférino* (1862). Es war ein Grundstein zur Gründung des *Internationalen Roten Kreuzes*, und sowohl das Buch als auch das *Internationale Rote Kreuz* trugen dazu bei, den griechischen Terminus «Philanthropie» in der Deutschschweiz populärer zu machen. Ähnlich wie in Frankreich – aber anders als in Deutschland – war «Philanthropie» in der Westschweiz für die Bezeichnung von gemeinnützigen Tätigkeiten gängig, wie die Publikation *Annuaire philanthropique genevois*[14] des Mitbegründers des *Internationalen Roten Kreuzes*, Gustave Moynier (1826–1910), beweist. An der Schrift *Un souvenir de Solférino* lassen sich sogar Sprachunterschiede zwischen der Schweiz und Deutschland erkennen. Während in der ersten deutschen Übersetzung aus Basel (1863) die Ausdrücke «Philanthropie» und «Philanthrop» aus dem französischen Original von Dunant stehen blieben, wurden in einer für den deutschen Markt bestimmten Ausgabe von 1864 die entsprechenden Passagen mehrheitlich mit «Menschenfreund» und «Menschenfreundlichkeit» übersetzt.[15]

Auch in den USA erstarkte die moderne Philanthropie während der Industrialisierung, was mit Vorbildern wie der Reformerin Jane Addams (1860–1935) oder spendenden «Robber Barons» wie Andrew Carnegie (1835–1919) zusammenhing.[16] Trotzdem nahm die SGG das Wort kaum auf. Ausnahmen finden sich in Nekrologien, in denen Verstorbene als «Philanthropen» bezeichnet wurden.

Zwei Zeitschriften im Kontext der Sozialen Frage

Die Zeitschriften *Der Philanthrop* und *Die Philanthropin* sind erste wichtige Publikationen in der Deutschschweiz, die sich in ihren Titeln explizit auf den Terminus der «Philanthropie» beriefen.

Der Philanthrop (1880 bis ca. 1885)

Der protestantische Zürcher Pfarrer Walther Kempin (1850–1926) gab mit einem wechselnden Redaktionsteam zwischen 1881 und 1884 wöchentlich die Zeitschrift

13 Ebd., S. 25.
14 Société genevoise d'utilité publique (Hg.), Annuaire philanthropique genevois, Genève 1875–1903.
15 Vgl.: Henry Dunant, Eine Erinnerung an Solferino, Basel 1863; Ernst Rudolf Wagner (Hg.), Die Barmherzigkeit auf dem Schlachtfelde: *Eine Erinnerung an Solferino von Henri Dunant,* Stuttgart 1864.
16 Vgl.: Olivier Zunz, Philanthropy in America. A History, Princeton 2012, S. 2–15.

Der Philanthrop[17] heraus. Sie war das «Central-Organ» der *Schweizerischen Militär-Samaritervereine* und zugleich eine Publikation des *Schweizerischen Centralvereins vom roten Kreuz*, aus dem später das *Schweizerische Rote Kreuz* hervorging. Kempin war in den 1880er Jahren eine bekannte Person im Bereich der Philanthropie, zum Beispiel setzte er sich für die Krankenpflege in Friedenszeiten ein.[18]

Über die Entstehung des Zeitschriftennamens ist nichts bekannt, doch die Nähe zum *Internationalen Komitee des Roten Kreuzes* ist gegeben. Kempin formulierte das Ziel seiner Zeitschrift als Versuch, «alle philanthropischen, von patriotischer Seite beseelten Gesellschaften – und namentlich auch alle Frauenvereine der Schweiz – unter dem Zeichen des rothen Kreuzes» zu sammeln.[19] Die Artikel im *Philanthropen* waren vielfältig. Die Autorinnen und Autoren behandelten das Kranken-, aber auch das Armenwesen, die Frauen- und Mädchenbildung, die Gründung von Sparkassen oder die Alkoholfrage. Letztere beschäftigte die Autoren des *Philanthropen* besonders. Im Zusammenhang mit der Sozialen Frage und einer durch den Sittlichkeitsdiskurs veränderten Wahrnehmung des Alkoholkonsums drängten sie auf «eine Bekämpfung des Alkoholismus», sie berichteten ausführlich über wissenschaftliche Erkenntnisse und den Gesetzeserarbeitungsprozess auf Bundesebene.[20] Der *Philanthrop* behandelte also aktuelle Themen der Gemeinnützigkeit weit über den Bereich der Krankheitspflege hinaus und brachte sich in politische Diskussionen ein.

Der Name der Zeitschrift war für die Redaktion Programm; so schrieb Kempin: «[I]m Sinne des Namens wollen wir arbeiten.»[21] Die Philanthropen wurden als Personen charakterisiert, die sich für das «Gute und Gemeinnützige im Vaterlande einsetzten».[22] Die Redaktion füllte den Begriff des «Philanthropen» über die wörtliche Bedeutung hinaus mit weiteren Inhalten; sie verband ihn mit «Sittlichkeit», Religion und freiwilliger Opferbereitschaft.[23] Die Sittlichkeit gewichtete der *Philanthrop* vor dem Hintergrund der Sozialen Frage in einem Leitartikel als «Nährmutter der Philanthropie» und als Grundpfeiler der Gesellschaft, die «Verleugnung des Ichs» sei dabei der Kern der «Sittlichkeit».[24] Damit die Gesellschaft funktionieren könne, müsse der einzelne Mensch freiwillig darauf verzichten, alle seine Rechte in seinem Selbstinteresse auszunutzen. Im Gegensatz zu den freien Vereinigungen

17 Im ersten Erscheinungsjahr: *Blätter & Blüthen, eine schweizerische Wochenschrift für Familie und Haus.*
18 Marcel Friedli, Walter Kempin – verkannter Gründer des SRK?, in: red cross.ch, Spezial (2006), S. 4.
19 Walther Kempin, Aufruf und Bitte, in: Der Philanthrop 2 (1882), S. 1.
20 Unter anderem: O.A., Ueber den Stand der Alkoholfrage, in: Der Philanthrop 7 (1883), S. 49f.
21 Walther Kempin, Theophil Wirz, An unsere Leser!, in: Blätter & Blüthen 52 (1881), S. 4.
22 Ebd.
23 O.A., Die Nährmutter der Philanthropie, in: Der Philanthrop 22 (1884), S. 159f.
24 Ebd.

traute der Autor dem Staat die Lösung der Sozialen Frage nicht zu. Er bezeichnete ihn als sinnvolle, aber religionslose «Macht- wie […] Rechtsinstitution».[25] Die Wohltätigkeit sei etwas genuin Religiöses. Der Autor deutet sie, wenn auch zurückhaltend, als Möglichkeit zu einem Brückenschlag zwischen den christlichen Konfessionen.

Wie die SGG gab sich auch die Redaktion des *Philanthropen* bereits in den Anfängen politisch und in Religionsfragen unparteiisch.[26] Dass es sich dabei lediglich um eine Willensbekundung handelte, zeigte sich 1882, im zweiten Erscheinungsjahr der Zeitschrift. Kempin bekam die Auswirkungen des Kulturkampfes und konkurrierende Vorstellungen innerhalb des liberalen Lagers zu spüren. Die liberale Berner Zeitung *Der Bund* warf dem *Philanthropen* aufgrund eines Artikels eine pietistische Haltung vor, was eine breite Polemik auslöste; ein militärischer Samariterverein distanzierte sich gar von der Publikation.[27] In der Folge äusserte sich Kempin in Religionsfragen vorsichtig, er unterschied beispielsweise zwischen «philanthropischen» und «religiösen» Vereinigungen.[28] Die geschilderte Begebenheit, die Zusammensetzung des dreiköpfigen Redaktionsteams mit zwei protestantischen Pfarrern sowie die Inhalte der Zeitungsartikel lassen auf ein liberales und protestantisches Umfeld des *Philanthropen* schliessen. Der Grossteil der Leserschaft kann demselben konfessionellen und ideologischen Lager zugeordnet werden.[29]

Trotz ihrer Nähe zur Ideologie und Praxis der SGG sind in der Zeitschrift *Philanthrop* wesentliche Unterschiede zur Ausrichtung dieser Organisation erkennbar. Schon die Tatsache ihres Erscheinens erstaunt, denn Kempin arbeitete bereits vor und parallel zum *Philanthropen* bei der *Schweizerischen Zeitschrift für Gemeinnützigkeit* (SZG), der Publikation der SGG. Johann Ludwig Spyri (1822–1895), zwischen 1875 und 1890 Präsident der SGG, setzte ihn 1875 als Redaktor der SZG ein, nachdem Kempin Spyris Tochter – Emilie Spyri – geheiratet hatte. Emilie Kempin-Spyri dozierte in den 1890er Jahren als erste Frau in der Schweizer Rechtswissenschaft. Kempin und Johann L. Spyri teilten sich die Co-Redaktion der SZG. Doch das Verhältnis zwischen Schwiegersohn und Schwiegervater war angespannt. Spyri galt als Anhänger des Manchesterliberalismus und konservativer Gesellschaftspolitiker, was sich auch in seinen Publikationen niederschlug.[30] Kempin schaffte im *Philanthropen* dagegen eine Plattform, wo er eigene Gedanken ausführen konnte.

25 Ebd.
26 Kempin, An unsere Leser!, S. 4.
27 O.A., Zu unserem Artikel «Vom frommen Knaben», in: Der Bund 229 (1882), S. 3.
28 Walther Kempin, Die Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit, Gruppe 39 aus der Schweiz. Landesausstellung in Zürich (Fortsetzung), in: Der Philanthrop 20 (1883), S. 155f.
29 Redaktion, Vorwärts, in: Der Philanthrop 1 (1884), S. 1f.; O.A., Der Zwinglitag in Zürich, in: Der Philanthrop 2 (1884), S. 5.
30 Eveline Hasler, Emily Kempin-Spyri 1853–1901. Erste Privatdozentin der Universität Zürich und erste international lehrende Juristin, in: Neujahrsblatt der Gesellschaft zu Fraumünster auf das Jahr 2010, viertes Stück (2009), S. 99.

Das zeigte sich an der internationalen Ausrichtung, den häufig erschienenen Artikeln zu Frauenrechten, und schliesslich kamen im Gegensatz zur Zeitschrift der SGG häufig Autorinnen zu Wort.

Im Jahre 1884 mehrten sich die Zeichen, dass sich Kempin mit Politikern und einem Teil der Zürcher Elite auf Konfrontationskurs befand. Das Studium von Emilie Kempin-Spyri erregte grossen Widerwillen und auch im Bereich der Wohltätigkeit exponierte sich Kempin. Im *Philanthropen* unterstellte ein Autor einigen Politikern in der Alkoholfrage Unwillen, worauf am 22. Juni 1884 in einem Artikel der NZZ «Pfarrer Kempin und Genossen» beschuldigt wurden, sie hätten in ihrem «seriös sein wollende[n] sog. Fachorgan» die Behörden verunglimpft.[31] Noch höhere Wellen schlug eine Polemik um das *Schwesternhaus vom Roten Kreuz Zürich-Fluntern,* eine Ausbildungsstätte für Krankenpflegerinnen aller Konfessionen. Der freisinnige Reformtheologe Walter Bion (1830–1909) hatte die Institution 1882 ins Leben gerufen. Bion war Pfarrer an der Predigerkirche in Zürich, exzellent vernetzt und galt bei den Zeitgenossen als Verkörperung der Gemeinnützigkeit.[32] Die Redaktion des *Philanthropen* äusserte in mehreren Ausgaben ihren Unmut über die Existenz des *Schwesternhauses*. Kempin bemängelte die theorielastige Ausbildung der überwiegend bürgerlichen Töchter. Gleichzeitig konkurrenzierte das *Schwesternhaus* auf dem Spendenmarkt praxisorientierte Ausbildungsstätten wie Diakonissenanstalten, die den unteren Schichten zugute kämen.[33] Auf die Vorwürfe Kempins folgten in der NZZ Richtigstellungen, die nicht vor Angriffen auf seine Person zurückschreckten.[34]

Im Jahr 1885 legte die Kirchenpflege Enge Kempin nahe, die Kündigung einzureichen; der eigentliche Grund ist nicht bekannt. Kempin nahm daraufhin Abstand von seinen Vereinsmandaten, verliess Zürich und wechselte den Beruf; auch die Spuren des *Philanthropen* verlieren sich im Jahre 1885.

Die Philanthropin (1890–1894)

Ungefähr fünf Jahre nach dem Verschwinden des *Philanthropen* erschien im Juni 1890 die Monatsschrift *Die Philanthropin*. Herausgeberinnen waren die Ärztin Caroline Farner (1842–1913), die Historikerin Meta von Salis (1855–1929), Anna Pfrunder (1851–1925) und Pauline Bindschedler (1856–1933).

31 In der Alkoholfrage, in: Neue Zürcher Zeitung NZZ 177, Erstes Blatt (1884), S. 1.
32 Er gründete u.a. die Zürcher Ferienkolonie, den Fröbel'schen Kindergarten, die Trinkerheilanstalt Ellikon usw. Thomas Fuchs, Die Ferienkoloniebewegung – ein Überblick, in: Peter Witschi (Hg.), Ab in die Ferienkolonie: Blickpunkt Appenzellerland, Baden 2012, S. 15–57, hier S. 16–22, 37f.
33 Unter dem Rothen Kreuz, in: Der Philanthrop 27 (1884), S. 204f.
34 Das Schwesternhaus zum rothen Kreuz, in: NZZ 266 (1884), S. a2–a3; Korr., Schwesternhaus z. rothen Kreuz, in: NZZ 208, erstes Blatt (1884), S. 2.

Die Philanthropin war die Publikation des *Schweizerischen Frauenverbandes*, der 1885 aus einem nationalen Zusammenschluss von Schweizer Frauenvereinen entstanden war. Anders als beim *Philanthropen* konnten die Lesenden die *Philanthropin* bereits ab der Erstausgabe als Produkt einer seit Jahren ausgetragenen Auseinandersetzung innerhalb der privaten Wohltätigkeit erkennen. Einigen Vorstandsmitgliedern des *Schweizerischen Frauenverbandes* missfiel wohl, dass die Präsidentin und Medizinerin Farner die Nähe zur Hygienebewegung suchte.[35] Im Jahre 1888 spaltete sich die Mehrheit der Mitglieder ab und sammelte sich im neu gegründeten, gut vernetzten *Schweizerischen Gemeinnützigen Frauenverein* (SGF), welcher der SGG nahestand. Farner führte den *Schweizerischen Frauenverband* mit ungefähr 300 Einzelmitgliedern aus dem In- und Ausland weiter. Mit Abstand die grösste Untergruppe war die von ihr präsidierte Zürcher Sektion *Fraternité.* Noch vor 1890 spalteten sich die St. Galler und Winterthurer Sektionen vom *Frauenverband* ab.[36]

Der Konflikt mit dem SGF wurde zu einem identitätsstiftenden Ereignis für den *Frauenverband*, was sich in der Rhetorik der *Philanthropin* niederschlug. Die Redaktion beschreibt den *Verband* als Schifflein, das, «vom Kampfe erlöst», nun angekommen sei.[37] Die Zeitschrift beschwor wiederholt den Zusammenhalt der übriggebliebenen «Mitschwestern», «Vaterlandsschwestern», «Verbands- und Geistesschwestern», die mit den Vereinsprinzipien sympathisierten; entsprechend lautete ihr Motto «fortis in adveris».[38]

Die Herkunft des Namens der *Philanthropin* liegt im Dunkeln. Hingegen sind Verbindungen zum *Philanthropen* und dem *Roten Kreuz* bekannt, unter anderem hatte Farner bereits im *Philanthropen* längere Artikel veröffentlicht. Emilie Kempin-Spyri war zudem in den 1880er Jahren Farners Rechtsbeiständin.[39]

Der Publikationstitel und die weibliche Form waren bewusst gewählt. Die Zeitschrift hatte den Anspruch, «als Priesterin [...] am Altar der Philanthropie»[40] zu walten. Auch inhaltlich widerspiegelte das Periodikum Farners Schwerpunkte der moralischen Erneuerung und der Gesundheitspflege. Während der SGF sich auf gemeinnützige Tätigkeiten konzentrierte, schloss *die Philanthropin* diese mit ein, sie bezweckte jedoch mehr. Sie wollte bei der Selbsterziehung der nach «Seelenreinheit strebenden Frau» behilflich sein und aus ihr eine «Wohltäterin» und

35 Beatrix Mesmer, Ausgeklammert, eingeklammert. Frauen und Frauenorganisationen in der Schweiz des 19. Jahrhunderts, Basel, Frankfurt a.M. 1988, S. 176f.
36 Nora Escher, Entwicklungstendenzen der Frauenbewegung in der deutschen Schweiz 1850–1918/19, Zürich 1985, S. 83.
37 Redactions-Comité der «Philanthropin», An die Mitglieder des Schweizer-Frauenverbandes, in: Die Philanthropin 1 (1890), S. 1f.
38 Ebd.
39 Mesmer, Ausgeklammert, S. 175f.; der Abdruck erfolgte in Fortsetzungen, z.B. Caroline Farner, Die Seele, in: Der Philanthrop 30 (1883), S. 234–235.
40 Redactions-Comité, An die Mitglieder, S. 11.

«Samariterin» machen.[41] Farner erklärte in einem Vortrag ihre Motive. Sie prophezeite den baldigen sittlichen und moralischen Ruin der Gesellschaft. Den Ausweg sah sie in einem Fortschritt bei der «Kulturentwicklung»[42]. Als Medizinerin setzte sie grosse Hoffnungen in die Forschung, die Hauptverantwortung verortete Farner aber bei den Frauen. Diese müssten sich von «der Gewohnheit der Abhängigkeit» gegenüber dem Mann befreien.[43] Sie hätten zudem die Aufgabe, durch eine gute Erziehung dafür zu sorgen, dass sich die «Kraft der Entsagung und Selbstbeherrschung» entwickle und geübt werden könne. Auf dieser Grundlage könnten dann «Gedanke und Gefühl stets in gute und nützliche Handlungen umgesetzt werden».[44]

Die Zielgruppe der *Philanthropin* beschränkte sich auf Frauen der oberen «Gesellschaftskreise, speziell der gebildeten Welt»,[45] was die Breite der von der Redaktion ausgesteckten Themenfelder erklärt. Neben den Verbands- und Vereinsnachrichten brachte sie die Gebiete der «Wohlthätigkeit, Sitte, Moral, Erziehung und auch der Kunst und Wissenschaft» zur Sprache.[46]

Farner setzte ihren Plan um, indem sie die Leserinnen mit wissenschaftlichen Berichten versorgte. Regelmässig informierte sie mit Berichten und Vorträgen über andere Vereinigungen wie den *Deutschen Frauenverband* – der dem Schweizerischen Frauenverband als Vorbild diente – oder den *Britisch-Kontinentalen Bund,* die wichtigste Abolitionistenorganisation der Zeit. Ausserdem druckte Farner Hinweise zu einer hygienekonformen Erziehung in der *Philanthropin* ab, die sie meist selber schrieb oder aber die aus Vorträgen anderer Experten stammten, zum Beispiel vom Neurologen und Sexualforscher Prof. Dr. Albert Eulenburg. Kunst schätzte Farner als Hilfsmittel für die moralische und sittliche Entwicklung, Literatur nahm dabei eine wichtige Stellung ein. Hauptsächlich Meta von Salis verfasste Reiseberichte und Artikel zu politischen, historischen und literarischen Themen. Sie publizierte Rezensionen sowie Biografien von vorbildlichen Frauen wie Kaiserin Augusta von Sachsen-Weimar-Eisenach und Abolitionistinnen und Frauenrechtlerinnen wie Harriet Beecher Stowe oder Lucy Stone.

Den Institutionen für praktische Hilfe massen die Redakteurinnen der Philanthropin ebenfalls hohes Gewicht bei. Sie betrieben zum Beispiel ein Stellenvermittlungsbüro für Dienstmädchen sowie eine Frauenklinik in Zürich, und Farner leitete ein Kurhaus in Urnäsch.

41 Das Redactions-Comité, Zum neuen Jahr, in: Die Philanthropin 1 (1891), S. 1.
42 Caroline Farner, Sein oder Nichtsein. Vortrag gehalten in der Märzsitzung der Fraternité, in: Die Philanthropin 1 u. 2 (1890), S. 5–6; 10–13, hier S. 5f.
43 Ebd., S. 6.
44 Ebd., S. 5.
45 Pauline Bindschedler: Auszug aus dem Verbandsprotokoll, in: Die Philanthropin 5 (1890), S. 33.
46 Redactions-Comité, An die Mitglieder, S. 11.

Trotzdem existierte der *Schweizerische Frauenverband* nicht lange. Während der SGF wuchs, blieb der *Schweizerische Frauenverband* auf den Raum Zürich konzentriert und ging 1892 schliesslich in der Zürcher Sektion *Fraternité* auf. Die letzte Ausgabe der *Philanthropin* erschien 1894. Die *Fraternité* betrieb in der Folge noch ein Stellenvermittlungsbüro und fusionierte 1909 mit dem *Bund Schweizerischer Frauenvereine*.[47]

Die Historikerin Beatrix Mesmer erklärt den Misserfolg Farners mit dem Frauentypus, den sie als selbstbewusste Junggesellin und gutverdienende Medizinerin repräsentierte. Der traurige Höhepunkt war ein über die Landesgrenze hinaus beachteter Prozess gegen sie und ihre Lebensgefährtin Anna Pfrunder wegen Veruntreuung. Farner konnte durch die Ausrichtung ihres Vereins ausserdem keine Allianzen schliessen: Mit dem SGF hatte sie gebrochen, sie stand der Sittlichkeitsbewegung nahe, doch weniger aus religiösen als vielmehr aus medizinischen und sozialdarwinistischen Gründen.[48]

Der *Philanthrop*, die *Philanthropin*, ihre Herausgeberschaft und die SGG weisen Parallelen auf. Die Kernaufgabe der Zeitschriften definierten Farner und Kempin ähnlich, als Mittel zur Erziehung, als Informations- und Sammelbecken von Menschenfreunden. Die beiden Zeitschriften standen klar in der Tradition der Gemeinnützigkeit der SGG. Sie standen offiziell Personen aller Parteien und christlichen Konfessionen offen, erreichten jedoch hauptsächlich liberale, der protestantischen Kirche angehörige Lesende. Wie die SGG setzten sie ihre Aussagen in konkreten Projekten um. Die Wissenschaft leitete dabei ihre Handlungen an, während die Religion vor dem Hintergrund der Sozialen Frage als ethische Richtschnur und als wichtiger Antrieb diente.[49]

Farner und Kempin nahmen aber auch Aussenseiterrollen ein, obwohl sie Mitglieder des protestantischen Zürcher Bürgertums waren und sich in der Gesellschaft der Gemeinnützigkeit bewegten. Farner besass als Frau in der Schweiz weder Wahl- noch Stimmrecht. Beide missachteten bürgerliche, geschlechtsspezifische Zwänge und suchten eigenständige Lösungen für soziale Probleme. Um sich Gehör zu verschaffen, griffen sie zum Mittel der Zeitschrift, wobei sie für die Titel den in der Deutschschweiz wenig prominent besetzten Begriff der «Philanthropie» wählten. Die Bezeichnung bezog sich auf gemeinnützige Aktivitäten, war politisch unverdächtig und im bürgerlichen Lager einzuordnen. Zudem verwies «Philanthropie» auf internationale Bezüge. Einflüsse aus dem englischen Sprachraum mögen zur

47 Escher, Entwicklungstendenzen, S. 86.
48 Mesmer, Ausgeklammert, S. 178f.
49 Vgl.: Schumacher, Menschenliebe, S. 43; Walther Kempin, Philanthropik – eine neue Wissenschaft., in: Der Philanthrop 20 (1884), S. 147f.

Namenswahl des *Philanthropen* beigetragen haben, worauf Artikel über die amerikanische «Freigiebigkeit» und die vielen Berichte des *Deutschen Frauenvereins* und des *Britisch-Continentalen Bunds* schliessen lassen.[50] Ebenso übersetzte Meta von Salis-Marschlins, die in jungen Jahren selber als Erzieherin in England tätig gewesen war, Texte der Südafrikanerin Olive Schreiner (1855–1920) und der Britin Josephine E. Butler (1828–1906). Gerade Butler dürfte bei diesem Wissensaustausch wichtig gewesen sein, denn sie hatte mit ihren Vorträgen und Schriften in den 1870er Jahren die Abolitionismusbewegung in der Schweiz angestossen.[51]

Das «Gebiet der Philanthropie»

Eine Bedeutungserweiterung der «Philanthropie» wird um 1900 in den Untersuchungen des *Frauenkomitees Bern* und der statistischen Darstellung der Brüder Anderegg ersichtlich. Es handelt sich dabei um ähnliche philanthropische Verzeichnisse wie die, die in Frankreich, den USA oder England erschienen und in denen freiwillige und zuweilen staatliche Wohltätigkeitsinstitutionen und -organisationen aufgelistet wurden. Diese Bücher erwiesen sich für die Philanthropen als wichtiges Mittel im Kampf um die Deutungshoheit im Sozialen.[52]

Die Erhebungen der Frauenthätigkeit auf dem Gebiete der Philanthropie (1896)

Eine Gruppe bürgerlicher Frauen hatte beschlossen, für die Weltausstellung in Chicago von 1892 ein Verzeichnis der Tätigkeiten der Schweizerinnen zu erstellen. Der Ständerat verweigerte ihnen jedoch die nötigen Finanzierungsmittel. Trotzdem verfassten Frauen um Mathilde Albert eine entsprechende Untersuchung zu Genf. Dieses Werk wollte eine Gruppe von Aktivistinnen, das *Frauenkomitee Bern*, unter der Leitung der Bankiersgattin Emma Steiger-Jeandrevin (1846–1912) und der Frauenrechtlerin Helene von Mülinen (1850–1924) für die ganze Schweiz erweitern.[53]

Obwohl das *Frauenkomitee* nicht zu den grossen Frauenverbänden zählte, erhielt es von Dr. Louis Guillaume Unterstützung. Der in Les Verrières geborene Arzt (1833–1924) war Direktor des eidgenössischen statistischen Büros (1889–1914) und ehrenamtlicher Redaktor der *Schweizerischen Zeitschrift für Statistik*. Als Professor für Sozialhygiene, international engagierter Experte für Strafrecht, Fürsorge, Schweizer Wohlfahrt und Sozialstaatlichkeit verlieh er dem Projekt wissenschaft-

50 Z.B.: Beispiele amerikanischer Freigebigkeit, in: Der Philanthrop 1 (1882), Beilage Nr. 1.
51 Nach Josephine E. Butler, Oeffentliche Organisation des Lasters in unserem indischen Reich, in: Die Philanthropin 1 (1894), S. 3; zu Butler in der Schweiz u.a.: Anne-Marie Käppeli, Sublime croisade. Ethique et politique du féminisme protestant, 1875–1928, Carouge-Genève 1990, S. 31–53.
52 Vgl. Baciocchi, Les mondes, S. 28–66.
53 Mesmer, Ausgeklammert, S. 198f.

liche Glaubwürdigkeit.[54] Guillaume nahm bei der Wahl der Untersuchungskriterien Einfluss, denn er «veranlasste» das Frauenkomitee, «bestimmte Kategorien aufzustellen».[55]

Die Akteurinnen beschränkten sich auf den Bereich der «Gemeinnützigkeit oder Philanthropie».[56] Während die Ausdrücke zuerst synonym verwendet wurden, steht die «Philanthropie» später in der Untersuchung als Sammelbegriff über den Rubriken «Gemeinnützigkeit», «Wohltätigkeit» und «Verbesserung der gesellschaftlichen Zustände». Der Begriff der «Philanthropie» umfasste also alle Tätigkeiten der Frauen im Bereich des Sozialen. Entsprechend nahm das *Frauenkomitee* in seiner Enquête neben den üblicherweise als gemeinnützig bezeichneten Vereinigungen auch die Unterstützung von Armen und Kranken in den Gemeinden, Spitäler und selbst katholische Organisationen wie Klöster auf.[57]

Die Enquête des *Frauenkomitees*, die nach wissenschaftlichen Kriterien der damaligen Zeit abgefasst wurde, machte die von Frauen geleistete Arbeit und ihren Beitrag zur Lösung der Sozialen Frage sichtbar. Gleichzeitig untermauerte sie ihre Forderungen nach besseren Ausbildungsmöglichkeiten und Arbeitsbedingungen. Die Untersuchung festigte ferner die Position des vergleichsweise progressiven *Frauenkomitees* als anerkanntes Expertinnengremium in Frauenfragen.[58]

Die schweizerische Philanthropie anfangs des XX. Jahrhunderts (1907/1908)

In den Jahren 1907 und 1908 druckte die *Schweizerische Zeitschrift für Statistik* unter dem Titel *Die schweizerische Philanthropie anfangs des XX. Jahrhunderts* zwei umfangreiche Bände zur Philanthropie im Kanton Wallis und den beiden Kantonen Appenzell. Die eigentlich auf über zwanzig Bücher angelegte Reihe wurde aus unerfindlichen Gründen danach nicht weitergeführt. Die Studien verfassten die Brüder Dr. Hans (1868–1941) und Dr. Ernst Anderegg (1865–1935). Sie arbeiteten im eidgenössischen statistischen Büro unter Guillaume und waren auf Fragen der Landwirtschaft und des Armenwesens spezialisiert.

Ziele und Methoden des Projekts wurden im ersten Band dargelegt. Im Hinblick auf eine eidgenössische Regelung im Armenwesen sollte nach der Armenstatistik ein Überblick über die «Philanthropie» der Schweiz folgen.[59] Diese Bezeichnung

54 Vgl.: Rainer Egloff, Schweizer Modelle im internationalen Diskurs sozialstaatlicher Expertisen um 1900. Das Beispiel des amerikanischen Soziologen Charles Richmond Henderson, in: Société suisse d'histoire économique et sociale 19 (2002), S. 287–295, hier S. 292f.
55 Ryff, Bericht, S. 77.
56 Ebd., S. 44.
57 Ebd., S. 7–14.
58 Mesmer, Ausgeklammert, S. 197–201.
59 Anderegg, Schweizerische, Wallis, S. 1f.

wählten die Autoren als analytischen Sammelbegriff, um sich bewusst von den unterschiedlichsten Auffassungen abzugrenzen, was nun «gemeinnützig» oder «wohltätig» sei. Nach Ansicht der Gebrüder Anderegg war alles philanthropisch, was sich gegen die Armut und Verarmungsursachen richtete. Zur Philanthropie zählten sie «Wohltätigkeit», «Gemeinnützigkeit» und «Armenpflege», egal ob diese Aktivitäten durch eine Organisation oder individuell wahrgenommen wurden, zeitlich beschränkt oder unbefristet waren.[60] So listeten sie sämtliche Katastrophen- und Hilfsmassnahmen seit der Reformation auf, ebenso nannten sie gemeinnützige Gesellschaften, Konsumvereine, Spitäler, Klöster, die einzelnen Gemeindepflegen und kantonale Sozialgesetze.[61] Hans und Ernst Anderegg machten sich für den Sozialstaat stark, betonten aber auch die Nützlichkeit und die gute Zusammenarbeit mit der privaten Wohltätigkeit.[62]

Die Publikation des Statistischen Amtes stiess auf Kritik, besonders in der Zeitschrift *Der Armenpfleger* der *Schweizerischen Armenpflegerkonferenz*.[63] Die *Armenpflegerkonferenz* setzte sich aus Berufsarmensekretären und -inspektoren der kommunalen Fürsorgeverwaltung sowie freiwilligen Armenpflegern und Politikern zusammen. Eine dominante Figur war der protestantische Zürcher Pfarrer Albert Wild (1870–1950).[64] Interessanterweise störte sich Wild am «unmodernen» Titel, die die Brüder Anderegg für ihre Publikationen wählten. Er fand, dass anstelle des Begriffs «Philanthropie» der Ausdruck «Soziale Fürsorge» für die Zeit «verständlicher» gewesen wäre.[65] Die Exponenten der *Armenpflegerkonferenz* sahen es ungern, dass Fremde in ihrem Stammgebiet wilderten. Wild veröffentlichte wenige Jahre später eigene von der *Armenpflegerkonferenz* und der SGG in Auftrag gegebene Verzeichnisse, in denen der Ausdruck «Philanthropie» jedoch nicht vorkam.[66] Eine Untersuchung über die interkantonale Armenpflege, die die Bundesstatistiker Hans und Ernst Anderegg in den Jahren 1911/1912 leiteten, wurde vom Zürcher Direktor des Armenwesens, Dr. Karl Nägeli, vernichtend kritisiert. Er schrieb zum Vorhaben, der *Armenpfleger* «müsse schlucken, was man in Bern angerichtet hat», und für Reformen bedürfe es «überhaupt keiner Statistiker».[67]

60 Ebd., S. 3f., 6, 24.
61 Ebd., S. 4, 36–38, 132; Anderegg, Schweizerische, Appenzell.
62 Anderegg, Schweizerische, Wallis, S. 66.
63 Z.B. Albert Wild, Buchkritik: Die schweizerische Philanthropie anfangs des 20. Jahrhunderts. Kanton Wallis, in: Der Armenpfleger 5/8 (1908), S. 91.
64 Vgl.: Sonja Matter, Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960), Zürich 2011, S. 96–102.
65 Wild, Buchkritik, S. 91.
66 Z.B.: Albert Wild, Wilhelm Niedermann, Veranstaltungen und Vereine für soziale Fürsorge in der Schweiz, 2. Auflage, Zürich 1910; ders., Soziale Fürsorge in der Schweiz, Veranstaltungen und Vereine für soziale Fürsorge der Schweiz, 1919, Zürich 1919; ders., Die Entwicklung der Fürsorge in der Schweiz im Jahre 1922–1936, Zürich 1922–1937.
67 Karl Naegeli, Noch einiges über die eidgenössische Erhebung betreffend die interkantonale Armenpflege, in: Der Armenpfleger 10/3 (1912), S. 27–36, hier S. 27, 36.

Hans und Ernst Anderegg und das *Frauenkomitee* traten als Neulinge in das umkämpfte Feld des Sozialen. Sie beschrieben in ihren wissenschaftlichen Erhebungen alle wohltätigen und gemeinnützigen Handlungen mit dem Ausdruck «Philanthropie». Dabei sind im Gegensatz zu den anderen beiden Quellen zum einen Bildung und Erziehung zweitrangig, zum anderen privates Engagement und staatliche Massnahmen nicht mehr konträr. Die Begriffsauslegung ist hauptsächlich auf die Autoren beziehungsweise Berater der Studien zurückzuführen, denn in den unter dem Einfluss Guillaumes entstandenen Untersuchungen wurde eine international ausgerichtete und auch in der Westschweiz verbreitete Begrifflichkeit angewendet, die nicht derjenigen der etablierten Fürsorgeexperten der Deutschschweiz entsprach. Vielen Statistikern wurde dann auch eine eher progressive Haltung zugeschrieben, wenn es um sozialstaatliche Massnahmen ging.[68]

Fazit

Zu Beginn der Untersuchung stand der Befund, dass der Quellenbegriff «Philanthropie» – im Gegensatz zum restlichen deutschsprachigen Raum – im 19. Jahrhundert in der Deutschschweiz für den sozialen Bereich Anwendung fand. Das Phänomen konnte durch den Austausch mit der französischsprachigen Schweiz, zum Beispiel über das *Rote Kreuz*, und der Rezeption von Schriften aus dem Ausland erklärt werden.

Der Begriff wurde in den 1880er und 1890er Jahren von Personen wie dem Pfarrer Walther Kempin und der Ärztin Caroline Farner aus dem bürgerlichen, mehrheitlich protestantischen Milieu teilweise synonym zum gängigen Ausdruck der «Gemeinnützigkeit» benutzt und umschrieb private Wohltätigkeit. Wesentliche Bezugspunkte waren Erziehung, Bildung, Selbstentwicklung und, in Form von sittlichem und moralischem Handeln, religiöse Prinzipen. Als Antrieb rückte die drängende Soziale Frage wissenschaftliche Argumente in den Vordergrund.

Trotz der Gemeinsamkeiten kann die Selbstbezeichnung der zwei Zeitschriften *Der Philanthrop* und *Die Philanthropin* als Kritik an den etablierten, sich «gemeinnützig» nennenden Vereinigungen verstanden werden. Im Kontext konkurrierender Lösungsansätze im Sozialen verweist die Bezeichnung «Philanthropie» auf internationale und teils progressive Konzepte. Im Zusammenhang mit den Zeitschriften bewirkte der Begriff so eine Gemeinschaft von ähnlich gesinnten Personen aus dem bürgerlichen protestantischen Milieu der Hygiene- und Frauenbewegung. Er diente

68 Hans-Ulrich Jost, La science, l'Etat et la politique. Du XIXe siècle à nos jours, in: Traverse. Revue d'histoire 15/2 (2008), S. 117–134, hier S. 120–122.

dadurch als Leit- und Handlungsorientierung, dass die Werte und Ideen ausgetauscht und in philanthropischen Werken umgesetzt wurden.

In der *Erhebung* des *Frauenkomitees Bern* und den Werken der beiden Statistiker Hans und Ernst Anderegg wird offensichtlich, wie «Philanthropie» um 1900 eine Bedeutungsänderung erfuhr. In Anlehnung an Westschweizer und ausländische Vorbilder benutzten sie «Philanthropie» als analytischen Begriff und verzeichneten sowohl staatliche als auch private und religiöse – protestantische und katholische – Initiativen zur Lösung der Sozialen Frage. Die Autorinnen und Autoren schufen sich mit dem international gebräuchlichen Ausdruck und wissenschaftlichen Methoden starke Argumente für ihre Anliegen. Das *Frauenkomitee* konnte mit der Statistik den Beitrag der Frauen an der sozialen Wohlfahrt aufzeigen und etablierte sich als Expertinnengremium. Der Versuch progressiver Statistiker, unter dem Label der «Philanthropie» auf eine einheitliche Armenversorgung hinzuwirken, scheiterte jedoch vorläufig.

Der Begriff «Philanthropie» verschwand als Selbstbezeichnung ab 1910 weitgehend, denn er galt als veraltet und war mit einem religiösen, negativen Beiklang behaftet. Dank medial inszenierter Spendierfreudigkeit angelsächsischer Wohltäter erlebte er jedoch um die Jahrtausendwende im ganzen deutschen Sprachraum ein Revival.

Straffälligenhilfe im Dreiländereck
Die Basler Patronagekommission und ihre nationale und transnationale Vernetzung im 19. Jahrhundert

Eva Keller

Von England ausgehend verbreitete sich im späten 18. und frühen 19. Jahrhundert die sogenannte Gefängnisreformbewegung über Westeuropa und die USA. Philanthropen und Philanthropinnen teilten ihre Ideen zur Neuordnung von Einsperrungsorten und zur vereinfachten Resozialisierung verurteilter Sträflinge mittels Publikationen und Vortragsreisen. In den 1810er Jahren erreichte die Bewegung so auch die Schweiz, wo sie zunächst in den französischsprachigen Kantonen und bald darauf auch in der Stadt Basel auf Resonanz stiess.[1] Die «Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen» griff Vorschläge des Engländers Francis Cunningham auf und gründete eine «Kommission zur Mitwirkung bey löblicher Zuchtanstalt», welche im Sommer 1821 ihre Tätigkeit aufnahm.[2] Keineswegs kann dabei von einer direkten Implementierung der Reformvorschläge Cunninghams und anderer ausgegangen werden – vielmehr passte die *Gemeinnützige Gesellschaft* die Ideen der Gefängnisreformer und -reformerinnen an die lokalen Gegebenheiten an und entwickelte eigene Ansätze. Auf welche Weise dies geschah und welche Folgen dies für den nationalen und transnationalen Diskurs zur Gefängnisreform nach sich zog, ist Thema des vorliegenden Beitrags. Gleichzeitig soll aufgezeigt werden, wie sich im Bereich der Straffälligenhilfe das Mit- und Nebeneinander von Philanthropie und Staatlichkeit gestaltete.

Der Fall Basel ist dabei insbesondere aus zwei Gründen von Interesse, welche eng mit der geografischen Lage Basels als Grenzstadt und mit dem regierenden Stadtbürgertum zusammenhängen. Dieses war keineswegs homogen, sondern setzte sich vor allem aus zwei Gruppen zusammen: Auf der einen Seite stand ein eigentliches Grossbürgertum, dessen wirtschaftliche und soziale Machtbasis und ökonomische

1 Regula Ludi, Die Fabrikation des Verbrechens. Zur Geschichte der modernen Kriminalpolitik 1750–1850, Bern 1999 (Frühneuzeit-Forschungen 5), S. 347–360; Thomas Nutz, Strafanstalt als Besserungsmaschine. Reformdiskurs und Gefängniswissenschaft 1777–1848, München 2001 (Ancien Régime, Aufklärung und Revolution 33), S. 69–98; Désirée Schauz, Strafen als moralische Besserung. Eine Geschichte der Straffälligenfürsorge 1775–1933, München 2008 (Ordnungssysteme. Studien zur Ideengeschichte der Neuzeit 27), S. 37–59.

2 Geschichte der Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen in Basel (Geschichte der GGG) 45 (1821), S. 31–36. Bei der erwähnten Publikation handelt es sich um: Francis Cunningham, Notes recueillies en visitant les prisons de la Suisse, et remarques sur les moyens de les améliorer, avec quelques détails sur les prisons de Chambéry et de Turin, Genf 1820.

Netzwerke weit über die Stadtmauern Basels hinausgingen. Ebenfalls an der Regierung beteiligt waren auf der anderen Seite die regimentsfähigen Handwerker, deren Position auf dem Zunftsystem innerhalb der Stadt beruhte. Dies führte dazu, dass sich das Basler Stadtbürgertum zwar durch eine grosse Offenheit gegenüber dem umliegenden Ausland auszeichnete und im Umgang mit dem die Stadt umgebenden Raum wenig Wert auf politische Grenzziehungen legte. Gleichzeitig achteten seine Vertreter aber auch eifersüchtig auf die Privilegien der Stadt und weigerten sich lange, diese auch nur in Teilen aufzugeben – bekannteste Zeugnisse davon sind die Kantonstrennung von 1833 und die Beibehaltung von Zunftsystem und Ratsherrenregiment bis 1875.[3] Ebendieses Stadtbürgertum bildete und finanzierte durch seine Mitgliederbeiträge und Spenden die *Gesellschaft zur Beförderung des Guten und Gemeinnützigen*, die Trägerin der Straffälligenhilfe in Basel. Die 1777 von Isaak Iselin gegründete Gesellschaft verfolgte ein breites Engagement in der Unterstützung von Bedürftigen und war die hauptsächliche Trägerin philanthropischen Engagements in der Stadt. Die Mitglieder der Gesellschaft rekrutierten sich stets auch aus der regierenden Oberschicht, woraus eine starke Durchmischung philanthropischer Akteure und politischer Entscheidungsträger resultierte. Während des gesamten 19. Jahrhunderts dominierten innerhalb der Gesellschaft die alteingesessenen Basler Familien, während Neubürger aussen vor blieben.[4]

Innerhalb der Zuchtanstaltskommission musste sich aufgrund ihrer Trägerschaft das skizzierte Spannungsfeld zwischen grenzübergreifender Offenheit und städtischer Abschliessung bemerkbar machen. Offenkundig wird dies im Bereich der nationalen und transnationalen Vernetzungsbestrebungen für konkrete Kooperationen in der Straffälligenhilfe, auf welchen denn auch der Fokus des vorliegenden Beitrags liegt. Es soll gezeigt werden, wie sich die Basler Straffälligenhilfe und ihre philanthropischen Akteure[5] innerhalb der nationalen und transnationalen Vernetzungsbestrebungen positionierten, wofür sowohl die Beziehungen zum angrenzenden Ausland als auch zu anderen Schweizer Kantonen in den Blick genommen und miteinander verglichen werden. Bevor dies geschehen kann, ist es aber unabdinglich, sich kursorisch den Strukturen, Praktiken, Trägern und Zielsetzungen der Basler Straffälligenhilfe zu widmen.

3 Philipp Sarasin, Stadt der Bürger. Bürgerliche Macht und städtische Gesellschaft, Göttingen 1997, S. 11–28, 49–77; Regina Wecker, 1833 bis 1910: Die Entwicklung zur Grossstadt, in: Georg Kreis, Beat von Wartburg (Hg.), Basel – Geschichte einer städtischen Gesellschaft, Basel 2000, S. 196–224, hier S. 217–222.

4 Sara Janner, GGG 1777–1914. Basler Stadtgeschichte im Spiegel der «Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige», Basel 2015 (Neujahrsblatt der Gesellschaft für das Gute und Gemeinnützige Basel Bd. 193/194), S. 129–138.

5 Die Basler Zuchtanstaltskommission setzte sich während des gesamten 19. Jahrhunderts nur aus Männern zusammen. 1824 gründete sich zusätzlich ein Frauenverein für weibliche Sträflinge, auf welchen im vorliegenden Beitrag aber nicht näher eingegangen werden wird.

Die Straffälligenhilfe in Basel

Die Straffälligenhilfe als Bestandteil der Gefängnisreformbewegung zielte auf eine vereinfachte Resozialisierung oder zeitgenössisch «Besserung» der Sträflinge ab. Zwei Rezepte galten dabei als zentral: erstens eine effizientere – oder überhaupt eine – Trennung von Sträflingen nach Geschlecht, Strafart und Delikt. Zweitens sollten die Sträflinge möglichst sinnvoll beschäftigt werden und dabei neu auch einen Verdienstanteil für die Zeit nach der Entlassung ansparen können.[6] Dies griff denn auch die Zuchtanstaltskommission der *Gemeinnützigen Gesellschaft* auf, indem sie ihre geplante Tätigkeit bei ihrer Gründung wie folgt umriss:

> Ihre Bemühungen […] beabsichtigen vor allem, Besserung des Züchtlings. Mit Liebe und Theilnahme nähern Sie sich ihm, um Zutrauen einzuflössen, suchen den Trieb zur Arbeit als vorzügliches Mittel zu Verscheuchung böser Gedanken, und wichtigen Schritt zur sittlichen Umwendung anzufachen, verschaffen ihm Gelegenheit nicht nur sein pflichtmässiges Tagwerk, sondern noch ein mehreres zu vollbringen, und sichern ihm auf letzterm […] einen Lohnantheil zur Bildung eines Sparpfennings zu.[7]

Als Erstes etablierte die Kommission daher ein System, welches den Sträflingen ermöglichte, mit zusätzlicher Arbeit ein wenig Geld zu verdienen. Fraglos führte dieses System zu einer Verbesserung der Situation der oft aus prekären Verhältnissen stammenden Straftäter und -täterinnen – es erwies sich aber rasch auch als ideales Disziplinierungsmittel. Zum einen, weil jederzeit mit dem Entzug des angesammelten Sparguthabens gedroht werden konnte. Zum anderen bedingte die Auszahlung des gesparten Geldes bei der Entlassung eines Sträflings, dass die Zuchtanstaltskommission mit dessen geplanter Verwendung einverstanden war.[8]

Als weitere Massnahmen führte die Kommission in enger Zusammenarbeit mit den in der Strafanstalt tätigen Pfarrern Unterricht im Lesen, Schreiben und Rechnen ein und baute die religiösen Angebote, namentlich Gottesdienst und Sonntagsschule, aus. Die Verantwortung für die disziplinarischen Aspekte der Strafanstalt lag dabei auch weiterhin bei staatlichen Organen, das heisst beim Leitungsgremium der Basler Strafanstalt. Ab 1833 übernahm die Strafanstaltsleitung sukzessive die von der *Gemeinnützigen Gesellschaft* etablierten Praktiken, in der Folge wechselte ein Grossteil der Mitglieder der Zuchtanstaltskommission in das Leitungsgremium der Strafanstalt – was deutlich vor Augen führt, wie eng sich die Kooperation zwischen Philanthropen und Behörden gestaltete.[9] Die *Gemeinnützige Gesellschaft*

6 Nutz, Besserungsmaschine, S. 69–98; Schauz, Strafen, S. 37–59.
7 Geschichte der GGG 45 (1821), S. 33.
8 Staatsarchiv Basel-Stadt (StABS), Älteres Hauptarchiv (AHA) Straf und Polizei Z 1 Strafanstalt Allgemeines und Einzelnes 1833–1839, Reglement über die Einrichtung des Mehrverdienstes und die Verwendung desselben, § 1–6, S. 1.
9 Geschichte der GGG 56 (1832), S. 65–67; Geschichte der GGG 57 (1833), S. 61f.

legte daraufhin ihren Fokus auf die entlassenen Sträflinge und gründete ihre Kommission neu als «Kommission zur Beratung und Versorgung ausgetretener Züchtlinge», welche sich der Entlassenenfürsorge und Schutzaufsicht widmete. Sie bezeichnete sich selbst auch als Patronagekommission, was einerseits auf die geplante Tätigkeit verweist: Unter Einsatz ihres symbolischen und sozialen Kapitals vermittelten die Kommissionsmitglieder einzelnen Entlassenen Arbeitsstellen und betreuten und beaufsichtigten sie im Idealfall während einiger Jahre. Andererseits verdeutlicht die Bezeichnung auch die zutiefst hierarchische und damit für die Philanthropie typische Beziehung zwischen den der Elite zugehörigen Kommissionsmitgliedern – oder eben Patrons – und den meist aus prekären Verhältnissen stammenden Entlassenen.[10]

Das so konstituierte Netzwerk der Straffälligenhilfe mit kirchlichen, privaten und staatlichen Akteuren blieb durch das gesamte 19. Jahrhundert bestehen. Die drei Sphären überschnitten sich dabei nicht nur in struktureller, sondern auch in persönlicher Hinsicht: Auf Seiten der Patronagekommission engagierten sich auch weiterhin hauptsächlich Juristen und Pfarrer, die oft auch beruflich im Strafvollzug tätig waren. Ergänzt wurden die Kommissionsmitglieder jeweils durch einzelne Exponenten der Textilwirtschaft, welche die Versorgung der Strafanstalt mit Arbeitsaufträgen sicherstellten – und sich selbst nebenbei eine billige Produktionsstätte schufen.[11]

Aufgrund ihrer Positionierung zwischen Strafvollzug und Fürsorge bewegte sich die Straffälligenhilfe stets auf einem schmalen Grat zwischen Unterstützung und Repression oder eben zwischen Schutz und Aufsicht. Ihre Bestrebungen zielten auf eine «Besserung» der Straffälligen in moralischer Hinsicht und damit auf deren Erziehung zu einem Leben nach bürgerlichen Idealvorstellungen. Insbesondere beinhaltete dies die Heranführung an eine Arbeitstätigkeit und damit letztlich auch die ökonomische Selbständigkeit von Straffälligen nach deren Entlassung.

Trotz ihrer Nähe zum Strafvollzug und damit zu behördlicher Repression unterschied sich die Straffälligenhilfe in ihren Zielsetzungen also kaum von anderen philanthropischen Tätigkeiten des 19. Jahrhunderts. Dagegen bewegte sie sich im Hinblick auf disziplinierende Massnahmen auf einem anderen Parkett: Während Disziplinierung der Philanthropie fraglos auch in anderen Bereichen inhärent war, war die Straffälligenhilfe, die von Beginn weg Teil eines repressiven Systems war,

10 Geschichte der GGG 62 (1838), S. 102f.; StABS, Privatarchive (PA) 146a Archiv der GGG (1771–1977) U 4.1 Allgemeines und Einzelnes 1832–1953, D. Bernoulli an die GGG, 18.4.1837; ebd. U 4.3 Jahresberichte und Rechnungen 1833–1949, Jahresbericht der Kommission zur Beratung und Versorgung ausgetretener Züchtlinge 1837.

11 Als exemplarisch mag hier die Zusammensetzung der Patronagekommission im Jahr 1848 dienen, welche unter dem Vorsitz des Anstaltspfarrers Stähelin Appellationsrichter La Roche, Bandfabrikant Bischoff-Merian, Anstaltsarzt Burckhardt, Pfarrer Stückelberger sowie den Architekten Riggenbach vereinte. Vgl. Geschichte der GGG 72 (1848), S. 43.

noch stärker davon geprägt. Die enge Zusammenarbeit mit den Strafvollzugsbehörden bis hin zu einer eigentlichen Durchmischung erlaubte den Basler Straffälligenhelfern die Nutzung eines bereits existierenden Disziplinierungsrahmens, in welchem sie einen Teil ihrer Massnahmen mit Zwang durchsetzen konnten.[12] Diese Ambivalenz der Straffälligenhilfe reflektierte auch die *Gemeinnützige Gesellschaft* selbst, indem sie ihre Tätigkeit zwar mehrfach als «menschenfreundlich»[13] qualifizierte, sich aber gleichzeitig von «der auch in unserem Vaterlande hin und wieder Anklang findenden süsslichen Philanthropie, die aus Anstalten dieser Art alles Gefühl verdienter Strafe zu verwischen droht»,[14] distanzierte.

Selbstorganisation statt Zusammenarbeit

Aufgrund der neuen Fokussierung auf die Entlassenen wurden nach 1837 die spezifischen Gegebenheiten einer Grenzstadt offensichtlich: Jeweils ungefähr 65 Prozent der Entlassenen aus der Basler Strafanstalt wurden nach Verbüssung ihrer Haft als Kantons- oder Staatsfremde des Stadtgebiets verwiesen. Dementsprechend bestand die Haupttätigkeit der Patronagekommission in der Finanzierung von Kleidung oder Fahrtkosten ausgewiesener Entlassener in ihren Heimatort – etwas, das sie laut eigenem Anspruch nur in Ausnahmefällen hatte tun wollen. Grund für diese angestrebte Zurückhaltung war nicht etwa die finanzielle Situation der Kommission, verfügte sie doch als Teil der finanziell sehr gut gestellten *Gemeinnützigen Gesellschaft* faktisch über unbegrenzten Kredit aus deren Vereinskasse.[15] Vielmehr vertraten ihre Mitglieder die Ansicht, dass nur längerfristige Betreuung zum Erfolg, das heisst zur Resozialisierung der Entlassenen führen konnte. Den entlassenen Kantonsangehörigen versuchte die Kommission eine Unterkunft und insbesondere einen Arbeitsplatz zu verschaffen, was sich aber oft als schwierig erwies. Teils scheiterten entsprechende Versuche an fehlender Kooperation der Entlassenen, teils aber auch daran, überhaupt eine Stelle für die ehemaligen Sträflinge zu finden: Auf dem begrenzten Gebiet das Kantons Basel-Stadt waren nur wenige Arbeitsplätze für die oft Ungelernten zu finden, ebenso war unter potentiellen Arbeitgebern Skepsis gegenüber Entlassenen weit verbreitet.

Da traf es sich eigentlich gut, dass bereits 1838 eine Anfrage des Genfer *comité de patronage pour les détenus libérés* die Basler Kommission erreichte. Das *comité*

12 Zum Zusammenspiel von Philanthropie, Justiz und Strafvollzug vgl. Urs Germann, Bessernde Humanität statt strafender Strenge. Organisierte Gemeinnützigkeit und die Entwicklung der Jugendstrafrechtspflege im 19. und frühen 20. Jahrhundert, in: Schumacher, Freiwillig verpflichtet, S. 213–244.

13 So z.B. in Geschichte der GGG 55 (1831), S. 25.

14 Geschichte der GGG 59 (1835), S. 25.

15 Zu den Finanzen der Gesellschaft vgl. Janner, GGG 1777–1914, S. 169–211.

lud die Patronagekommission ein, an einem Treffen mehrerer schweizerischer Schutzaufsichtsvereine in Lausanne teilzunehmen und eine institutionalisierte Zusammenarbeit zu beginnen, das heisst sich gegenseitig Entlassene zuzuweisen, für welche im eigenen Kanton kein Platz gefunden werden konnte. Mit Verweis auf die Kosten und den Zeitaufwand für ein solches Übernahmeabkommen sah sich die Basler Patronagekommission «vor der Hand […] ausser Stand darauf näher einzutreten».[16] Nach einiger Beratung war sie aber bereit, eine abgeschwächte Version eines solchen Abkommens mit den Komitees von Genf und Lausanne anzunehmen, in der nur die jeweiligen Kantonsangehörigen einander zugewiesen würden. Dies daher, da «aus verschiedenen Gründen vorauszusehen ist, dass wenige Angehörige unsers Kantonstheils von anderswo uns zuzuweisen seyn würden».[17] Die Patronagekommission zeigte sich also grundsätzlich zur Zusammenarbeit mit anderen Vereinen oder Komitees bereit – nur wenn möglich, ohne sich selbst deutlich mehr Arbeit zu verschaffen, und mit einem Fokus, der ihrer spezifischen Situation entsprach. Bereits 1839 trat die Basler Kommission auch an weitere Vereine heran, um ähnliche Abkommen abzuschliessen. Von den angefragten Vereinen bzw. Komitees in Bern, Neuenburg und St. Gallen lehnte nur letzterer eine solche Vereinbarung ab.[18] Da in den an Basel angrenzenden Kantonen keine weiteren Vereine für Schutzaufsicht oder Straffälligenhilfe existierten, wandten sich die Basler daraufhin an die kürzlich gegründeten, staatlich gestützten Vereine in Württemberg, Baden und im Elsass. Der Württembergische Verein zeigte sich sofort bereit, eine Zusammenarbeit zu installieren, womit sich das Basler Netzwerk über nationale Grenzziehungen hinaus erstreckte.[19]

Die Vereinbarungen glichen sich: Beim Austritt von Sträflingen aus der Basler Strafanstalt informierte die Patronagekommission deren Heimatvereine über den Austritt, finanzierte die Reise in den Heimatort und organisierte den Empfang der Entlassenen durch ein Mitglied des jeweiligen Vereins und *vice versa*. So gestaltete sich zumindest die Theorie – in der Praxis scheinen die Abkommen aber wenig gefruchtet zu haben. So überwies die Basler Kommission in den 1840er Jahren gerade mal einen Entlassenen an den Berner Schutzaufsichtsverein und «einige» an den Württembergischen Verein. Eine Frau wurde dem Stuttgarter Verein überwiesen, obwohl mit diesem kein Abkommen bestand.[20] Demgegenüber wies in diesem Zeitraum kein Verein der Basler Kommission Entlassene zu. Auch ohne die Vermittlung

16 Geschichte der GGG 62 (1838), S. 104.
17 Ebd., S. 104f. (Zitat S. 105).
18 Geschichte der GGG 63 (1839), S. 104; Geschichte der GGG 64 (1840), S. 100f.
19 Ebd., S. 100.
20 Ebd., S. 101 (Zitat); Geschichte der GGG 65 (1841), S. 110; StABS, PA 146a Archiv der GGG (1771–1977) U 4.3 Jahresberichte und Rechnungen 1833–1949, Jahresbericht der Kommission zur Beratung und Versorgung ausgetretener Züchtlinge 1843, S. 1.

anderer Vereine liess sich die Patronagekommission jedoch nicht von den Stadtbasler Kantonsgrenzen aufhalten, sondern brachte mehrfach Entlassene in angrenzenden Gebieten unter. So vermittelte sie beispielsweise im Jahr 1840 einem Elsässer eine Lehrstelle in «einem benachbarten französischen Dorfe», einem weiteren einen Platz in der Strassburger Armenanstalt und setzte sich im Falle von drei Württembergerinnen bei deren Verwandten für ihre Wiederaufnahme ein. Ebenso brachte sie einzelne Entlassene aus der Stadt Basel auf dem Gebiet von Basel-Land unter. Die Vermittlung basierte auf persönlichen Kontakten der Kommissionsmitglieder, insbesondere mit Geistlichen anderer Regionen – also nicht auf institutionalisierten Kooperationen.[21] Dieses System scheint sich besser bewährt zu haben als die geschlossenen Abkommen, die zwar nie widerrufen wurden, aber im Laufe der folgenden Jahrzehnte sukzessive versandeten.

Einer vermehrten oder erneuten Institutionalisierung der bestehenden Beziehungen begegnete die Kommission daher mit Skepsis. Daran änderte sich auch mit der Gründung des *Schweizerischen Vereins für Straf- und Gefängniswesen* 1867, der eine kantonsübergreifende Kooperation von Privaten und Behördenvertretern in Sachen Strafvollzug und Straffälligenhilfe anstrebte, wenig. So waren zwar der Direktor und der Pfarrer der Basler Strafanstalt bei dessen Gründung anwesend, die Mitglieder der Patronagekommission glänzten jedoch durch Abwesenheit. Joseph Kühne, Präsident des Vereins, beklagte daraufhin, dies stehe im Missverhältnis «zu dem rühmlichst bekannten Wohlthätigkeitssinn der Basler», was diese aber augenscheinlich wenig beeindruckte.[22] Auch als der Schweizerische Verein für Straf- und Gefängniswesen 1873 die Gründung einer gemeinsamen sogenannten Rettungsanstalt für jugendliche Verbrecher anstiess, blieben die Kommissionsmitglieder in Basel skeptisch und konstatierten, «es sei die Sache zwar nicht von der Hand zu weisen, man wolle aber vor der Hand das Resultat der Schritte abwarten, welche der schweizerische Verein für Gefängnisswesen bereits beschlossen hat in dieser Richtung zu unternehmen».[23]

Damit lieferten sie eine eigentliche Zusammenfassung ihres Umgangs mit Vernetzungsbestrebungen nationaler und transnationaler Art: wenig klare Bekenntnisse, regionale Selbstorganisation mittels persönlicher Kontakte statt institutionalisiertem Austausch und vor allem Zurückhaltung. Neben der oft zitierten Basler Skepsis gegenüber Nationalisierungsbestrebungen sind die Gründe dafür wohl pri-

21 Geschichte der GGG 64 (1840), S. 101 (Zitat); Geschichte der GGG 65 (1841), S. 109; Geschichte der GGG 69 (1845), S. 101; Geschichte der GGG 70 (1846), S. 76f.

22 StABS, PA 146a Archiv der GGG (1771–1977) U 4.1 Allgemeines und Einzelnes 1832–1953, J. Kühne, an die GGG, 14.8.1869 (Zitat S. 1); Karl Stückelberger, Geschichtlicher Überblick zum fünfzigjährigen Jubiläum des Schweizerischen Vereins für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht, 1867–1917, Lausanne 1917, S. 3–17.

23 Geschichte der GGG 98 (1874), S. 146.

mär in einer gewissen Selbstgenügsamkeit zu suchen. Das selbst geschaffene, einigermassen minimalistische Netzwerk erfüllte seinen Zweck, die Notwendigkeit einer weiteren Institutionalisierung war damit nicht gegeben. Dies bedeutet nicht, dass die Basler Patronagekommission seit den 1840er Jahren deutlich erfolgreicher geworden wäre: Auch in den 1860er und -70er Jahren finanzierte sie hauptsächlich Fahrtkosten und Kleidung, betreute nur sechs bis acht Entlassene jährlich längerfristig und auch unter diesen verliessen die meisten im Verlauf weniger Jahre die ihnen vermittelten Plätze.[24] Eine Verbesserung dieser Situation konnte die Patronagekommission aber auch vom Verein für Straf- und Gefängniswesen kaum erwarten – auch deshalb, weil sich dieser nicht speziell auf die Schutzaufsicht konzentrierte.

Der Dachverband schweizerischer Schutzaufsichtsvereine

1881 aber brachte das Schutzaufsichtskomitee von St. Gallen Bewegung in die schweizerische Vernetzung, indem es eine vermehrte Zusammenarbeit im Bereich der Schutzaufsicht anstiess. Auf seine Initiative schlossen sich Vereine und Komitees aus elf Kantonen zum lockeren Verband *société suisse de patronage* zusammen. Dabei handelte es sich ausschliesslich um privat getragene und finanzierte Gruppierungen, die jedoch teils, wie im Falle St. Gallens, über einen staatlichen Auftrag verfügten. Sie strebten eine Institutionalisierung der gegenseitigen Übernahme von Entlassenen an, indem sie vorsahen, dass diese jeweils mithilfe eines vereinheitlichten Formulars an die betreffenden Vereine überwiesen würden.[25] Mit der Gründung dieser *société* hielten die Schweizer Schutzaufsichtsvereine Schritt mit ihren europäischen Pendants beziehungsweise gingen teils voran. So hatte sich beispielsweise in England 1877 ein zentraler Landesverband für die Entlassenenfürsorge gegründet; das Deutsche Kaiserreich folgte nach längeren Debatten im Jahr 1892.[26]

Delegierte der Patronagekommission Basel hatten zwar am Gründungstreffen des Dachverbandes teilgenommen, vom vorgeschlagenen Vorgehen zeigten sie sich aber wenig überzeugt. So vermerkte die Kommission 1883, dass ihnen die *société* nach einem Treffen in Olten, welches «gründlich resultatlos abgelaufen» sei, ein Formular zugestellt habe, um Entlassene zu überweisen. Dieses sei zwar «ganz

24 Dies ergibt sich aus den Jahresberichten der Patronagekommission in: Geschichte der GGG 84 (1860)–104 (1880).

25 Jahresbericht des Kommitte des St. Gallischen Schutzaufsichtvereins für entlassene Sträflinge 37 (1882), S. 5–7; Eva Keller, Zwischen Strafvollzug und Fürsorge. Die sankt-gallische Schutzaufsicht im 19. Jahrhundert, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 21/1 (2014), S. 88–97; Stückelberger, Überblick, S. 3–17.

26 Schauz, Strafen, S. 234f.

schön, aber völlig unpraktisch».[27] An der tendenziell ablehnenden Haltung änderte sich auch nichts, als sich die *société* 1888 als Dachverband schweizerischer Schutzaufsichtsvereine neu konstituierte. Nach Erhalt eines Statutenvorschlages liess die Patronagekommission den Schutzaufsichtsverein von Neuenburg, welcher den Vorsitz innehatte, Folgendes wissen:

> Wenn wir Ihren Vorschlägen hinsichtlich einer intercantonalen Organisation der Schutzaufsichtssache nicht ohne Weiteres beitreten können, so geschieht dies […] schon deshalb, weil wir uns mit einem so schwerfälligen Apparate von Statuten nicht befreunden können. […] Wir können es im Allgemeinen nur bedauern, dass Sie sich bei Aufstellung des Statutenentwurfes nicht einfach an die durch unsere Discussion in Freiburg gegebenen Directionen gehalten haben.[28]

Insbesondere störte sich die Basler Kommission an einer zu starken Bürokratisierung der kantonsübergreifenden Zusammenarbeit und plädierte stattdessen für eine einfache Festschreibung der gegenseitigen Übernahme von Entlassenen. Ebenso zeigten sich die Basler nicht gewillt, einen bezahlten Sekretär des Dachverbandes zu akzeptieren oder den «national-ökonomischen Zweck der Schutzaufsicht» in den Vordergrund ihrer Tätigkeit zu stellen.[29] Trotz der Differenzen gelang es den schweizerischen Schutzaufsichtsvereinen schliesslich, sich auf ein Abkommen zu einigen, welches die gegenseitige Übernahme von Entlassenen regulierte.[30] Die Skepsis der Basler Patronagekommission riss damit aber nicht ab. So beklagte sie sich beispielsweise 1889 über die «förmliche ‘Schreibmanie’ des C.C. [Zentralkomitees des Dachverbands schweizerischer Schutzaufsichtsvereine, E.K.] in den oft unbedeutenden Kleinigkeiten».[31] Im selben Jahr lehnte die Patronagekommission es ab, die Organisation der Generalversammlung von 1891 zu übernehmen.[32] Während die erwähnte Kritik am «national-ökonomischen Zweck» der Schutzaufsicht und an der Bürokratisierung für sich selbst sprechen, sind weitere Gründe für die mehr oder weniger vornehme Basler Zurückhaltung wohl primär in der räumlichen Distanz der anderen Schweizer Vereine zu verorten: Die angrenzenden Kantone Basel-Land und Aargau, welche für die Patronagekommission für eine Zusammenarbeit am interessantesten gewesen wären, verfügten in den 1880er Jahren nicht über einen Schutzaufsichtsverein und die im Schweizer Dachverband federführenden Vereine und Komitees aus St. Gallen, Neuenburg und Zürich waren zu weit entfernt.

27 StABS, AHA Protokolle E Justiz- und Polizeiwesen E 21.3 Protokolle der Patronage-Kommission 1874–1891, Sitzung der Patronagekommission, 13.11.1883, S. 70.
28 Ebd., Patronagekommission Basel an die société neuchâteloise de patronage, 8.5.1888, S. 109–113, hier S. 109.
29 Ebd., S. 109f. (Zitat S. 109).
30 Stückelberger, Überblick, S. 31–35.
31 StABS, AHA Protokolle E Justiz- und Polizeiwesen E 21.3 Protokolle der Patronage-Kommission 1874–1891, Sitzung der Patronagekommission, 20.12.1889, S. 140.
32 Ebd., Sitzung der Patronagekommission, 23.9.1889, S. 130.

Von Skeptikern zu Vorreitern

Für diese Deutung spricht, dass die Patronagekommission in der Vernetzung mit angrenzenden Gebieten, namentlich mit Baden, durchaus selbst die Initiative ergriff. So handelte Bernhard Riggenbach, Strafanstaltspfarrer und Mitglied der Patronagekommission, 1886 einen Vertrag mit dem staatlich getragenen Landesverband der badischen Schutzvereine für männliche Entlassene aus, wonach sich beide Vereine verpflichteten, Basler bzw. badische Entlassene aus der jeweils anderen Strafanstalt zu übernehmen und zu betreuen. Weiter sagten beide Vereine zu, «nur solche Strafentlassene […] zu empfehlen, welche durch ihr gutes Verhalten während des Strafvollzugs einer Schutzfürsorge sich würdig erzeigt haben».[33] Für die Empfehlung hatten sie Beurteilungsbögen des jeweils anderen Vereins zu nutzen – ein deutlicher Unterschied zum Dachverband schweizerischer Schutzaufsichtsvereine, der 1888 ein gemeinsames Formular anstrebte.[34] So versuchten die Vereine ihre umfassenden Anforderungen an das Verhalten von Entlassenen auch nach der Überquerung der Landesgrenze aufrechtzuerhalten. Diese Ausdehnung der jeweiligen Kontrollsphären ist jedoch nur ein Aspekt der besonderen Bedeutung dieses Vertrags. Bemerkenswert ist insbesondere, dass die private Patronagekommission eine Kooperation mit einem staatlich getragenen Verband etablierte und sich so auch über Institutionsgrenzen hinwegsetzte. Ein weiterer Artikel hielt zudem fest, dass die gegenseitige Übernahme auf weitere Bürger des jeweils anderen Landes dadurch ausgedehnt werden könne, dass die Vereine betreffende Entlassene an Vereine in den jeweiligen Heimatgebieten weiterverwiesen.[35] Damit übernahmen der Basler und der badische Verein die Rolle eines Vermittlers zwischen schweizerischen und deutschen Schutzaufsichtsvereinen.

Die Patronagekommission scheint also in den 1880er Jahren zumindest einen Teil ihrer Skepsis gegenüber institutionalisierten Vernetzungen abgelegt zu haben. Dies lag sicher zu einem Grossteil in der sukzessiven Verfestigung der Vernetzungsbewegungen begründet: Bei weiterer Zurückhaltung drohte die Basler Patronagekommission aussen vor zu bleiben. Nicht ausser Acht gelassen werden dürfen aber die politischen Ereignisse in Basel-Stadt. Nach dem Sieg der Freisinnigen und der Verfassungsrevision 1874/75 sah sich das alteingesessene Stadtbürgertum vermehrt an den Rand gedrängt. In der Folge gewann für diese Schicht die *Gemeinnützige Gesellschaft* noch einmal an Bedeutung: Ihre Mitgliederzahl und damit auch ihr Kapital wuchsen bis 1900 stark an. Die Philanthropie wurde hier – wie dies im

33 StABS, AHA Protokolle E Justiz- und Polizeiwesen E 21.3 Protokolle der Patronage-Kommission 1874–1891, Vertrag zwischen der Patronage-Commission Basel & dem Centralverbande in Carlsruhe, 9.10.1886, S. 93–95, hier Art. 2, S. 93f.
34 Ebd., Art. 1, S. 93.
35 Ebd. Art. 2, S. 93f.

19. Jahrhundert oft der Fall war – für eine von einer Marginalisierung bedrohten Elite zum Mittel, sich eine gewisse Machtbasis und gesellschaftlichen Einfluss zu erhalten. Im Zuge der Verfassungsrevision wurde zudem die Verwaltung von Basel-Stadt reformiert, wodurch Veränderungen in den Beziehungen zwischen Philanthropen und Behörden zu erwarten waren.[36] Vor dem Hintergrund dieser beiden Entwicklungen erstaunt es wenig, dass auch für die Patronagekommission eine vermehrte Absicherung der Schutzaufsicht durch Verträge mit dem In- und Ausland attraktiver werden musste.

Die Zeichen der Zeit erkannt zu haben scheint insbesondere Riggenbach, der in den folgenden Jahren die Basler Vernetzung intensiv vorantrieb. So nahm er als Delegierter des Bundesrats und der Schweizer Schutzaufsichtsvereine an den internationalen Gefängniskongressen in St. Petersburg 1890 und in Paris 1895 teil. Seit 1878 fanden solche Kongresse regelmässig statt und vereinten Philanthropen und Behördenvertreter aus Westeuropa und den USA, welche sich in Referaten und Diskussionen über den Strafvollzug in ihren jeweiligen Staaten austauschten.[37] Riggenbach brachte sich im Rahmen der Kongresse aktiv ein und hielt 1890 in St. Petersburg ein Referat über den 1886 geschlossenen Vertrag zwischen Baden und Basel. Anschliessend konnte er der *Gemeinnützigen Gesellschaft* triumphierend Folgendes berichten:

> Es freut uns, constatiren zu können, dass dort der von uns geschlossene Vertrag mit Baden als bahnbrechend anerkannt wurde. Diese Anerkennung hat auch bereits ihre guten Früchte getragen, indem auch zwischen Frankreich und der Schweiz durch Vermittlung unseres Gesandten in Paris ein analoger Vertrag abgeschlossen worden ist.[38]

Ein Basler Rezept gelangte also zur internationalen Anerkennung und diente als Vorbild für andere. Das Beispiel zeigt, wie lokale Lösungsansätze auf den transnationalen Diskurs rückwirken und Praktiken in anderen Gebieten beeinflussen konnten. Gerade die Basler Erfahrungen in der Selbstorganisation und die hierbei entwickelten pragmatischen Lösungen machten sie letztlich zu Experten innerhalb des transnationalen Austausches zur Straffälligenhilfe.

Die neue Bereitschaft zur Vernetzung wurde auch dadurch bestärkt, dass sich 1891 in den Stadtbasler Nachbarkantonen Aargau und Basel-Land private Schutz-

36 Zur Basler Verfassungsrevision und den Folgen für die GGG vgl. Janner, GGG 1777–1914, S. 342–353. Zur Philanthropie als Machtbasis des (schweizerischen) Bürgertums vgl. Thomas David, Nicolas Guilhot, Malik Mazbouri, Einleitung. Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 13/1 (2006), S. 7–17.

37 Geschichte der GGG 114 (1890), S. 66; Geschichte der GGG 119 (1895), S. 62. Zu den Gefängniskongressen als Plattform transnationalen Austauschs vgl. Chris Leonards, Visitors to the International Penitentiary Congress. A Transnational Platform Dealing with Penitentiary Care, in: Österreichische Zeitschrift für Geschichtswissenschaften 26/3 (2015), S. 80–101.

38 Geschichte der GGG 114 (1890), S. XIII und 66 (Zitat).

aufsichtsvereine gründeten.[39] In der Folge war von Zurückhaltung bei den Baslern nichts mehr zu erkennen: Riggenbach übernahm 1893 einen Sitz im Zentralkomitee des Dachverbands schweizerischer Schutzaufsichtsvereine, andere Mitglieder der Patronagekommission hielten Referate an schweizerischen Versammlungen und organisierten 1908 schliesslich auch die Generalversammlung des unterdessen zusammengeschlossenen schweizerischen Vereins für Straf-, Gefängniswesen und Schutzaufsicht.[40] Wichtiges Thema war dabei stets die Vereinheitlichung der Schweizer Strafrechts und -vollzugs, die in den 1890er Jahren absehbar schien. Die Patronagekommission und die anderen schweizerischen Schutzaufsichtsvereine versprachen sich davon insbesondere eine Verrechtlichung der Schutzaufsicht in Form der bedingten Entlassung.[41] Da sich der Gesetzgebungsprozess aber nach 1900 deutlich verzögerte, suchte der schweizerische Verein nach neuen Lösungen für eine effizientere Organisation der Schutzaufsicht.[42] So setzte sich ab 1908 die Idee einer teilweisen Professionalisierung mittels der Anstellung von Zentralagenten oder Sekretären durch.[43] Während die relativ finanzstarken Vereine von Bern, Genf, Waadt und Zürich bereits kurz nach 1900 in Eigenregie entsprechende Stellen geschaffen hatten, brachte der Dachverband die Idee auf, Konkordate von anderen Verein zu gründen, um die finanzielle Last zu verteilen. Der Vorschlag stiess auf breite Zustimmung, so dass sich 1911 ein erstes Schutzaufsichtskonkordat gründete, welches noch im selben Jahr einen professionellen Schutzaufseher anstellte. Es bestand aus den Vereinen von Luzern, Solothurn, Zug, Basel-Land – und Basel-Stadt.[44] Nach Jahrzehnten der Zurückhaltung war die Patronagekommission damit definitiv in die gesamtschweizerischen Strukturen eingebunden. Dies bedeutete aber nicht, dass sie die transnationale Zusammenarbeit aufgegeben hätte: Auch weiterhin kooperierte sie eng mit dem badischen Schutzaufsichtsverein, so dass die nationale Integration parallel zur anhaltenden transnationalen Verflechtung lief.[45]

Dabei wird erneut der Pragmatismus deutlich, der die Basler Straffälligenhilfe durch das gesamte 19. Jahrhundert hindurch prägte. Wie gezeigt, bestimmte er nicht

39 Geschichte der GGG 115 (1891), S. 74.

40 Geschichte der GGG 120 (1895), S. 62; Geschichte der GGG 129 (1904), S. 46; Geschichte der GGG 133 (1908), S. 46f.

41 Geschichte der GGG 122 (1897), S. 58; Geschichte der GGG 129 (1904); Verhandlungen des Schweizerischen Vereins für Straf- und Gefängniswesen und der interkantonalen Vereinigung der schweizerischen Schutzaufsichtsvereine (Verhandlungen SVSGS) 20 (1897), S. 60–64; Verhandlungen SVSGS 22 (1901), S. 56–70.

42 Zur langwierigen Schaffung des Schweizerischen Strafgesetzbuchs vgl. Urs Germann, Kampf dem Verbrechen. Kriminalpolitik und Strafrechtsreform in der Schweiz 1870–1950, Zürich 2015.

43 Verhandlungen SVSGS 25 (1908), S. 46–67; Verhandlungen SVSGS 26 (1910), S. 37–64.

44 Geschichte der GGG 135 (1911), S. 44; StABS, PA 146a Archiv der Gemeinnützigen Gesellschaft (1771–1977) U 4.1 Allgemeines und Einzelnes 1832–1953, Konkordat für die Anstellung eines Schutzaufsichtsagenten der Kantone Basel-Stadt, Basel-Land, Luzern, Solothurn und Zug, 31.5.1911.

45 Geschichte der GGG 135 (1911), S 42f.; Geschichte der GGG 136 (1912), S. 60f.

nur den Umgang mit dem schweizerisch-französisch-deutschen Grenzraum, in welchem sich die Patronagekommission frei bewegte, sondern auch die Zusammenarbeit mit anderen Vereinen. Regionale Nähe gewichteten die Straffälligenhelfer lange höher als nationale Zugehörigkeit. Die an den Tag gelegte Skepsis gegenüber grösseren Kooperationsprojekten erlaubte den Baslern dabei die Entwicklung eigener, pragmatischer Lösungsansätze, welche gegen Ende des 19. Jahrhunderts auch international Anerkennung fanden. Hieraus wird deutlich, wie die nationale und transnationale Vernetzung durch die Akteure vor Ort genutzt wurde und wie lokale Bedingtheiten einen transnationalen Diskurs mit prägen konnten. Ebenso zeigt das Fallbeispiel Basel, welch zentrale Rolle der Philanthropie in der Straffälligenhilfe des 19. Jahrhunderts zukam. Es waren die Philanthropen, welche die Probleme im Strafvollzug thematisierten und Massnahmen und Praktiken etablierten, um diese anzugehen. Die Strafvollzugsbehörden liessen dabei nicht nur einen relativ hohen Grad an Einmischung Privater zu, sondern übernahmen philanthropische Praktiken, nachdem sich diese bewährt hatten. Die Vorreiterrolle von Philanthropen gegenüber Behördenvertretern gilt auch für den Bereich der nationalen und transnationalen Vernetzung: Die Mitglieder der Patronagekommission suchten nach Möglichkeiten, ihre Tätigkeit effizienter zu gestalten, und waren dafür gerne bereit, sich nicht nur über Landes-, sondern auch über Institutionsgrenzen hinwegzusetzen. So arbeiteten sie sowohl mit Behördenvertretern als auch mit Geistlichen verschiedener Gebiete zusammen, um ihre Ziele zu erreichen, und etablierten beispielsweise 1886 eine fixe Zusammenarbeit mit dem staatlich getragenen badischen Landesverband für Schutzaufsicht. Damit zeigt das Beispiel der Basler Straffälligenhilfe exemplarisch, welche Möglichkeiten für philanthropische Tätigkeiten bestanden, sich innerhalb eines existierenden Systems festzusetzen und dieses gleichzeitig weiterzuentwickeln.

Die Soziale Käuferliga der Schweiz – eine philanthropische Akteurin?

Anina Eigenmann

In den Jahrzehnten um 1900 führten VertreterInnen verschiedener Organisationen und der Landeskirchen, Träger politischer Mandate und WissenschaftlerInnen eine Debatte um den Begriff «Philanthropie».[1] Sie diskutierten darüber, welche Massnahmen überhaupt darunter subsummiert werden konnten. Vor allem aber suchten sie Antworten auf die Frage, welche Art von Hilfe sinn- und wirkungsvoll war. Dabei fand im philanthropischen Akteursfeld der Schweiz eine Entwicklung statt, die in der historischen Forschung als Zentralisierung und «Verwissenschaftlichung» philanthropischer Praktiken beschrieben und als erster Schritt in die Richtung einer staatlich garantierten «sozialen Sicherheit» gedeutet wurde.[2]

Aus der Perspektive der grössten schweizerischen Dachorganisation der privaten philanthropischen Akteure untersucht der 2010 publizierte Sammelband zur *Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft* (SGG) diese Umbruchphase um 1900.[3] In Anlehnung an diese Studie steht in diesem Beitrag der «Rand» des philanthropischen Akteursfeldes im Fokus, die 1906 gegründete Organisation *Soziale Käuferliga der Schweiz* (SKL). Anhand dieser quantitativ marginalen, ausserhalb der SGG stehenden Akteurin soll der Blick auf die historische Debatte über Begriff und Inhalt der «Philanthropie» um die Perspektive einer «Aussenseiterin» erweitert werden. Denn die SKL war im Vergleich zur SGG nicht nur quantitativ marginal, sie positionierte sich auch explizit abseits der grossen philanthropischen Dachorganisation. Die AktivistInnen der SKL verwendeten im Untersuchungszeitraum – von der Gründung im Jahr 1906 bis in die ersten Jahre des Ersten Weltkrieges – nie den Begriff «philanthropisch» zur Selbstbezeichnung, sie grenzten sich sogar dezidiert von einer Bezugnahme auf die «Wohltätigkeit» der Mitgliederorganisationen der SGG ab. Wie und warum sie dies taten, ist eine der zentralen Fragestellungen dieses Beitrages.

Trotz ihrer Abgrenzungsbestrebungen ist es sinnvoll, die SKL als philanthropische Akteurin zu betrachten. Denn die damaligen Wortführerinnen der Organisation

1 Zur Begriffsgeschichte siehe: Stéphane Baciocchi, Thomas David, Lucia Katz, Anne Lhuissier, Sonja Matter, Christian Topalov (Hg.), Les mondes de la charité se décrivent eux-mêmes. Une étude des répertoires charitables au XIXe et début du XXe siècle, in: Revue d'histoire moderne et contemporaine 61/3 (2014), S. 28–66.

2 Vgl. Thomas David, Nicolas Guilhot, Malik Mazbouri, Einleitung, in: Traverse: Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert 1 (2006), S. 7–17.

3 Beatrice Schumacher (Hg.), Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010.

positionierten sich durchaus im philanthropischen Akteursfeld – nämlich am Rand und in unmittelbarer Nachbarschaft zu Gewerkschaften und KonsumentInnenorganisationen. Die Positionierung *innerhalb* der Philanthropie bestätigte sich insbesondere auch, als die SKL 1914 an der *Schweizerischen Landesausstellung* teilnahm: Hier präsentierte die Organisation ihren Stand in der Gruppe «Gesundheitspflege, Krankenfürsorge, Wohlfahrtspflege», in unmittelbarer Nähe zum *Verband deutschschweizerischer Frauenvereine zur Hebung der Sittlichkeit,* der *Heilsarmee* und dem *Verein für Verbreitung guter Schriften*.[4]

Sichtbar wurde hier auch die Nähe der SKL zur bürgerlichen Frauenbewegung. Allerdings nahm sie auch hier eher eine Randstellung ein: Für ihre Gründung hatte eine Initiative des *Bundes Schweizerischer Frauenvereine* (BSF) den Ausschlag gegeben. Vor allem in den ersten zwanzig Jahren hatten Frauen im Vorstand der SKL die Führungspositionen inne, wurden dabei aber immer auch von einigen männlichen Mitstreitern unterstützt. Die SKL wollte denn auch explizit nicht als reine Frauenorganisation wahrgenommen werden.[5]

Diese beiden Randpositionen – in der Philanthropie und in der Frauenbewegung – lassen sich nicht immer auseinanderdividieren. Im Folgenden liegt der Schwerpunkt darauf, wie sich die SKL in der Debatte um «Philanthropie» – beziehungsweise um das, was ihre Wortführerinnen als «Wohltätigkeit» bezeichneten – positionierte. Davon ausgehend wird auch ein Blick auf das Gegenbild geworfen und aufgezeigt, welche Vision einer guten und nachhaltigen Hilfeleistung die SKL vertrat. Beide Aspekte waren, wie sich zeigen wird, stark von den Geschlechterrollenbildern der AkteurInnen geprägt.

Zunächst werden in einem ersten Schritt die Statuten und Programme der SKL betrachtet und es wird ein Blick auf ihr ideologisches Umfeld und ihr Netzwerk geworfen. Dies ist zur Annäherung an die heute nahezu unbekannte Organisation unabdingbar. In einem zweiten Schritt werden Texte dreier prägender SKL-Aktivistinnen aus den Jahren 1908 bis 1915 untersucht und daraufhin befragt, wie diese frühen Wortführerinnen ihre Organisation im philanthropischen Akteursfeld positionierten. Schliesslich sollen die Schwerpunkte, die jede der drei Frauen für die SKL ein wenig anders setzte, genauer erläutert werden.

4 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv (SWA), Zo 113, Bulletin der Sozialen Käuferliga der Schweiz, Bd. 3/4, S. 19; Schweizerische Landesausstellung in Bern (Hg.), Katalog der 46. Gruppe: Gesundheitspflege, Kranken-Fürsorge, Wohlfahrtspflege, Bern 1914, S. 115f.

5 So schrieb der Zentralvorstand im Jahr 1927, die Organisatorinnen der *Schweizerischen Ausstellung für Frauenarbeit* wünschten dringend die Teilnahme der SKL, «trotzdem man ganz gut weiss, dass wir keineswegs ein ‘Frauenverein’ sind». Soziale Käuferliga der Schweiz, *Bulletin* 1927, S. 24.

Die Soziale Käuferliga der Schweiz – eine Annäherung

Die *Soziale Käuferliga der Schweiz* (SKL) wurde 1906 gegründet und 1945 aufgelöst. Sie ist ihren ZeitgenossInnen weder mit grossen Kampagnen noch durchschlägigen Erfolgen in Erinnerung geblieben. Und obwohl sie sich als gesamtschweizerisch tätige Organisation verstand und bis zum Ersten Weltkrieg neun Ortssektionen in allen grösseren Städten der Deutsch- und Westschweiz aufbaute, blieb ihre Anhängerschaft stets überschaubar: Nach einem raschen Wachstum hatten sich Ende 1908 etwa 500 Personen als Einzelmitglieder eingeschrieben. Über Kollektivmitgliedschaften von Vereinen erreichte die Organisation zusätzlich weitere 15 000 Personen.[6] Dennoch verdient die SKL mehr Aufmerksamkeit von der Geschichtsschreibung: Da sie an der Schnittstelle zwischen KonsumenInnenschutz, Frauenbewegung und religiös inspirierter Bewegung agierte und dabei sowohl Postulate der ArbeiterInnenbewegung (Tariflöhne), des Abolitionismus (Hebung der Moral und Selbstdisziplinierung), der Modernisierungskritik (Werbekritik) als auch weiterer Reformbewegungen aufnahm,[7] zeigt ihr Beispiel besonders eindrücklich, wie das Verhandeln über Fragen der Philanthropie untrennbar mit Diskussionen über die politische Weltanschauungen verknüpft war.

Glücklicherweise ist die Quellenlage mit einer 1945 erschienenen Jubiläumsschrift und den nahezu vollständig überlieferten Vereinsbulletins relativ gut, so dass sich das Programm der SKL differenziert rekonstruieren lässt.[8] Die Gründungsstatuten von 1906 schrieben die politische und konfessionelle Unabhängigkeit der Organisation fest.[9] Das ist allerdings keineswegs mit weltanschaulicher Neutralität gleichzusetzen: Verschiedene Forschungsarbeiten über *Soziale Käuferligen* in den USA, Frankreich und Deutschland konnten aufzeigen, dass diese Organisationen im Kontext der bürgerlichen Frauenbewegung und des religiösen Sozialismus entstanden und sich über diese Netzwerke international verbreiteten.[10] Die SKL wurde schliess-

6 Für spätere Jahre sind keine genauen Mitgliederzahlen mehr überliefert, was eher auf eine Abnahme denn Zunahme der Anhängerschaft hindeutet. Soziale Käuferliga der Schweiz, *Bulletin 1909 I*, 1:S. 2f.

7 Ein erster Überblick über das Grundprinzip der «Sozialen Käuferligen», die es auch in den USA (bis heute) und einigen europäischen Ländern (bis zum Ersten Weltkrieg) gab bzw. gibt, siehe: Louis L. Athey, From Social Conscience to Social Action. The Consumer's Leagues in Europa, 1900–1014, in: Social Service Review 52/3 (1978), S. 362–82.
Zum Einfluss verschiedener Reformbewegungen auf die internationale Bewegung der Käuferligen: Marie-Emmanuelle Chessel, Consommation et réforme sociale à la Belle Époque. La conférence internationale des ligues sociales d'acheteurs en 1908, in: dies., Franck Cochoy (Hg.): Marché et politique autour de la consommation engagée, Toulouse 2004, S. 45–67.

8 Pauline von Greyerz, Soziale Käuferliga der Schweiz (Hg.), Vierzig Jahre Soziale Käuferliga der Schweiz, Bern 1945; SWA, Bulletin der Sozialen Käuferliga der Schweiz, 1907–1943; Gosteli-Stiftung Worblaufen (Gosteli), Bro 9090, Bulletin local, Section Genève, 1911–1922.

9 SWA, Bv P 1, Soziale Käuferliga der Schweiz. Dokumentsammlung. Statuten, Reglemente. Statuten von 1907.

10 Forschungsarbeiten existieren zur US-amerikanischen, französischen, deutschen und belgischen Käuferliga: Marie-Emmanuelle Chessel, Consommateurs engagés à la Belle Époque. La ligue sociale d'acheteurs, Paris 2012; Gudrun M. König, Konsumkultur. Inszenierte Warenwelt um 1900, Wien

lich als dritte nationale *Soziale Käuferliga* nach der US-amerikanischen (1899) und der französischen (1902) gegründet. Die Gründungsgruppe der SKL bestand, ähnlich wie in den USA und Frankreich, überwiegend aus Frauen höherer sozialer Schichten, die sich bereits zuvor in sozialreformerischen Bewegungen und/oder der Frauenbewegung engagiert hatten, sowie aus einigen Männern aus demselben sozialen und politischen Umfeld. Dabei gab es umfangreiche personelle Überschneidungen mit dem *Bund Schweizerischer Frauenvereine* – dem Dachverband der bürgerlichen Frauenbewegung –, dem religiös-sozialen Kreis um Leonhard und Clara Ragaz-Nadig und dem Westschweizer Abolitionismus.[11] Diese Strömungen sind historiografisch bereits gut aufgearbeitet; die SKL wurde bislang in der Frauen-, Sozial- und Wirtschaftsgeschichte dagegen bislang nur als Randphänomen wahrgenommen. Das mag bedingt sein durch ihre überschaubare Anhängerschaft, und die Tatsache, dass ihr Profil schwer in die gängigen Kategorien einzuordnen ist.[12] Aber gerade diese Unschärfe der Zwischenposition macht den Wert der Organisation als Forschungsobjekt aus. Als Kreuzungspunkt verschiedener bekannter Bewegungen kann sie neue Verbindungen und Transformationen aufzeigen. In diesem Aufsatz bildet die Geschichte der Philanthropie den Ausgangspunkt, um die SKL im historischen Kontext zu untersuchen und zu charakterisieren.

Die SKL hatte, anders als der Name vermuten lässt, mehr Ähnlichkeiten mit der heutigen Fair-Trade-Bewegung als mit dem Konsumentenschutz. Ihr zentrales Anliegen, die KonsumentInnen an ihre Pflichten gegenüber jenen zu erinnern, die für sie arbeiteten, findet sich in den ersten definitiven Statuten von 1907. Erstens sollte die SKL «bei dem *Käufer* das Gefühl der Verantwortlichkeit wecken für die Bedingungen, unter welchen die Arbeiter leben». Zweitens sollte sie «auf die *Arbeitgeber* einwirken, um Verbesserungen in der Lage der Arbeiter zu erzielen».[13]
Von anderen Organisationen auf dem damaligen philanthropischen Akteursfeld unterschied sich die SKL insofern, als sie bei der Namensgebung und der Formulierung ihrer Ziele stärker auf Begriffe aus dem Konsumbereich und weniger aus der

2009; Landon R. Y Storrs, Civilizing Capitalism. The National Consumers' League, Women's Activism, and Labor Standards in the New Deal Era, Chapel Hill 2000; Kathryn Kish Sklar, Anja Schüler, Susan Strasser (Hg.), Social Justice Feminists in the United States and Germany. A Dialogue in Documents, 1885–1933, Ithaca 1998.

11 Auf die hier genannten Personen und Bewegungen wird in Teil 2 ausführlicher eingegangen.

12 So wird die SKL im 2012 erschienenen Band zur Wirtschaftsgeschichte der Schweiz folgendermassen umschrieben: «Diese philanthropische Organisation sprach vor allem Frauen an, blieb allerdings eher marginal.» Siehe: Brigitte Studer, Jakob Tanner, Manuel Hiestand, Kap. 3.1 Konsum und Distribution, in: Patrick Halbeisen, Margrit Müller, Béatrice Veyrassat (Hg.), Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012, S. 637–702, S. 692.

13 SWA, Bv P 1, Soziale Käuferliga der Schweiz, Dokumentsammlung: Statuten, Reglemente, Statuten von 1907.

Wohltätigkeit zurückgriff. Zwar strebte auch die SKL eine Intervention in das Soziale an, doch sollte – im Unterschied zu anderen philanthropischen Organisationen – nicht eine Beziehung zwischen WohltäterInnen und Empfangenden, sondern zwischen KonsumentInnen und Arbeitskräften hergestellt werden. Dabei grenzte sie sich von Programmen der Gewerkschaften ab. Die Arbeitgeber nahmen bei der SKL eher eine Nebenrolle ein, da ihnen nur eine begrenzte Handlungsmacht zugestanden wurde. Zunächst sollten sich die KonsumentInnen selbst zu mehr sozialer Verantwortung erziehen und erst dann diese auch von den Arbeitgebern einfordern.[14]

In der Praxis verfolgte die SKL diese Ziele nur für eine kleine Zahl ausgewählter Problembereiche, dafür mit unterschiedlichen Herangehensweisen und Handlungsstrategien. Meist wurden Kampagnen mit einer Mischung aus Öffentlichkeitsarbeit, Interessensvermittlung zwischen den verschiedenen involvierten Gruppen und Forderungen nach gesetzlichen Arbeitsschutzbestimmungen betrieben. Mit sogenannten «Weissen Listen» besonders sozialer Unternehmer, dem Gegenstück zu den «Schwarzen Listen» des Boykottes, wandte sich die SKL an die KonsumentInnen und rief sie dazu auf, diese zu bevorzugen und so zu fördern.[15]

Die Öffentlichkeitsarbeit der SKL bestand zu einem bedeutenden Teil aus der Verbreitung der sogenannten «Käuferregeln» mittels Plakaten und Zeitungsinseraten. Diese appellierten an die KäuferInnen, mit frühzeitigen Besorgungen und Bestellungen und azyklischem Konsumverhalten die Arbeitsbelastungen in Werkstätten, Bäckereien, Metzgereien und Verkaufsgeschäften ausgleichend zu regulieren. So wurden die KonsumentInnen jeweils Ende des Jahres mit einer Plakataktion dazu aufgefordert, die Weihnachtseinkäufe frühzeitig zu erledigen (siehe Abb. 1). Zudem begleiteten einzelne AktivistInnen der SKL das Aushandeln von Kompromissen zwischen verschiedenen Interessensgruppen, vor allem zwischen Arbeitgebern und Arbeitnehmern. In den ersten Jahren ging es dabei oft um einheitliche Öffnungszeiten örtlicher Ladengeschäfte. In der Zwischenkriegszeit versuchte die SKL einige Male auch zwischen gesamtschweizerischen Berufsverbänden zu vermitteln – so etwa im Rahmen einer versuchten «Trinkgeldreform»[16] von 1922 bis 1925 zwi-

14 Siehe auch die Selbstbeschreibungen von führenden schweizerischen (1909) und französischen (1911) Käuferliga-Aktivisten. Siehe: Auguste de Morsier, Le rôle de l'acheteur dans les conflits économiques, Saint-Blaise près Neuchâtel 1907; Maurice Deslandres, L'acheteur. Son rôle économique et social. Les Ligues sociales d'acheteurs, Paris 1911.

15 Vgl: Jakob Tanner, Industrialisierung, Familienökonomie und Hungererfahrung. Sozialkonflikte, Arbeitskämpfe und Konsumboykott in der Schweiz 1880–1914, in: Manfred Gailus, Heinrich Volkmann: Der Kampf um das tägliche Brot. Nahrungsmangel, Versorgungspolitik und Protest, 1770–1990, Opladen 1994 (Schriften des Zentralinstituts für sozialwissenschaftliche Forschung der Freien Universität Berlin 74), S. 233–257, S. 254f.

16 Dabei sollte das persönliche Trinkgeld, das Gäste aus eigenem Ermessen gaben, durch einen fixen prozentualen Trinkgeldzuschlag ersetzt werden. Ausführlicher dazu: Willy Volz, Die Trinkgeldfrage im schweizerischen Gastgewerbe, rechtlich-sozialpolitisch, Luzern 1954.

Abb. 1: Weihnachtsplakat der SKL, Datum unbekannt (Sozialarchiv F Pd-0085).

schen dem *Hotelierverband* und den Verbänden der Angestellten im Gastgewerbe. Schliesslich versuchten die SKL-AktivistInnen auch den Ausbau des gesetzlichen Arbeiterschutzes zu fördern, indem sie sich mit Petitionen, persönlichen Briefen und Gesprächen an kantonale und eidgenössische Parlamentarier wandten. Den AktivistInnen selbst fehlten weitgehend Möglichkeiten, sich direkt über die institutionalisierten Wege in die Gesetzgebungsprozesse einzumischen: Keiner der führenden Männer der SKL bekleidete ein politisches Amt im National- oder Ständerat, einzelne waren lediglich als Kantonsräte tätig.[17] Die Frauen konnten sich, da sie von politischen Partizipationsrechten ausgeschlossen waren, gar nicht direkt an Gesetzesreformen beteiligen. Thematisch konzentrierten sich die Kampagnen der SKL auf einige wenige, als besonders vulnerabel geltende Gruppen von Arbeitnehmen-

17 SKL-Vizepräsident Auguste de Morsier wurde 1904 und 1909 in den Grossen Rat von Genf gewählt; siehe: Anne-Marie Käppeli, Sublime Croisade. Ethique et politique du féminisme protestant, 1875–1928, Carouge-Genève 1990, S. 153.

den, meist vereinzelt arbeitende, kaum gewerkschaftlich organisierte Frauen: Heimarbeiterinnen, Verkäuferinnen, Büroangestellte, Angestellte im Gastgewerbe, weibliche Handelsreisende.[18]

Drei Pionierinnen über ihre Organisation

Gelegenheiten, sich einem derart breiten Publikum wie den BesucherInnen der *Landesausstellung 1914* zu präsentieren, ergaben sich für die *Soziale Käuferliga der Schweiz* nur selten. Es waren vor allem Vorträge und Zeitungsartikel einzelner AktivistInnen, über die die Organisation einer grösseren Öffentlichkeit bekannt gemacht wurde. Bis 1911 tat dies vor allem Fanny Schmid, ab 1913 Pauline von Greyerz-Friedrich. Von ihnen ist je ein Referat in gedruckter Form überliefert, in denen sich programmatische Aussagen über die Ziele und Arbeitsmethoden der SKL in einer Klarheit finden, wie sie sonst im Quellenkorpus selten ist.[19] Eine klare Stellung bezog auch Clara Ragaz-Nadig im Briefwechsel, den sie zwischen 1908 und 1922 mit der SKL-Präsidentin Emma Pieczynska-Reichenbach[20] führte.[21] Deshalb werden diese Briefe als dritte Quelle näher betrachtet. Zwar ist der Ton hier deutlich informeller und Clara Ragaz-Nadig tendierte auch ungleich stärker als andere SKL-AktivistInnen dazu, eine klare Position zu beziehen. Doch gerade wegen des unterschiedlichen Quellencharakters und weil Clara Ragaz-Nadig innerhalb des SKL-Vorstandes eine Randstellung einnahm und deshalb die SKL 1915 verliess, ist diese Quelle als Kontrast zu den beiden Vorträgen äusserst erkenntnisreich.

Fanny Schmid 1908: Gerechtigkeit, soziales Gewissen und Dialog

Fanny Schmid (1861–1811), in Bern als Tochter eines Buchhändlers geboren, war Sekundarlehrerin mit eigener Privatschule und engagierte sich in verschiedenen Organisationen der Frauenbewegung. Ein besonderes Anliegen war ihr, die berufliche Organisation von Frauen zu fördern und dabei eine schichtübergreifende Zusammenarbeit zu praktizieren. Deshalb war sie, die selbst in materiell gesicherten Verhältnissen aufgewachsen war, nicht nur Mitbegründerin des Lehrerinnenvereins,

18 Für einen knappen Überblick über die Aktionen der SKL siehe die Jubiläumspublikation der Organisation: von Greyerz, Vierzig Jahre.

19 Fanny Schmid, Die soziale Käuferliga, ein Erziehungsmittel. Was die Tante von der sozialen Käuferliga zu erzählen weiss (Separatabdruck der Schweizerischen Lehrerinnenzeitung), Bern 1908; Soziale Käuferliga der Schweiz, Bulletin Bd. 1 (1913), S. 4–9.

20 Emma Pieczynska-Reichenbach (1854–1927) war eine Aktivistin der bürgerlichen Frauenbewegung, des Abolitionismus und 1906–1927 Präsidentin der SKL. Siehe: Anne-Marie Käppeli, Artikel «Pieczynska[-Reichenbach], Emma», in: HLS online, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9057.php (29.12.2015).

21 Staatsarchiv Zürich (StaZH), Nachlass Ragaz W I 67 251 Briefe von Clara Ragaz-Nadig an Emma Pieczynska-Reichenbach und von Emma Pieczynska-Reichenbach an Clara Ragaz-Nadig.

sondern verhalf auch den Tagelöhnerinnen in Bern zu einer eigenen Berufsorganisation. In der SKL konnte Fanny Schmid dieses Anliegen weiterverfolgen, indem sie Fühlungnahme zwischen konsumierenden und produzierenden Frauen förderte. Ab 1906 war sie Vorstandsmitglied und Sekretärin der neu gegründeten Organisation. Hier übte sie in den ersten Jahren einen grossen Einfluss aus und vertrat die SKL oft nach aussen.[22] Dabei kamen ihr die Kontakte mit den Frauenberufsorganisationen zugute: Das überlieferte Referat hielt Fanny Schmid 1908 vor dem von ihr mitbegründeten *Lehrerinnenverein.* Die *Soziale Käuferliga* führe:

> auf neue Wege, abseits von dem Gezänk der Klassen, von der Wohltätigkeit, die für den Geber und Empfänger nicht immer von Segen ist, weiter zum Studium dessen, was recht und billig ist, lehrt anderen tun, was wir wünschen, dass uns getan werde, selbst da, wo es ein Opfer kostet. [...] Ziehen uns auf der einen Seite die grosszügigen Fortschrittspläne der Sozialdemokratie an, so schreckt uns dagegen der von ihr gepredigte Klassenkampf und Klassenhass ab. In gegenseitigem Entgegenkommen und friedlicher Verständigung erblicken wir das Heil der Zukunft.[23]

Gerade in der gegenwärtigen Zeit sei die Reform der «altbekannten Wohltätigkeit» absolut notwendig, führte Fanny Schmid aus, da das Gewinnstreben mehr und mehr Überhand nehme. Am besten setze man bei der Erziehung des «sozialen Gewissens» der Kinder an.[24]

«Wohltätigkeit» war zunächst das Andere, von dem Fanny Schmid die Tätigkeit der SKL abgrenzte. Gleichzeitig jedoch diente das «[A]ltbekannte[...]» als Ausgangspunkt für eine mögliche Weiterentwicklung: Erstens solle eine langfristige Selbstdisziplinierung und moralische Höherentwicklung der Gebenden die kurzfristige, unverbindliche Grosszügigkeit ersetzen. Zweitens war die geleistete Hilfe «recht und billig» und deshalb weniger beschämend für die Empfangenden. Drittens sollten Klassengegensätze langfristig entschärft und so soziales Konfliktpotential eliminiert werden.

Erziehung, Selbstdisziplinierung, moralische Höherentwicklung der Gebenden, langfristige Hilfeleistungen, eine gleichberechtigte Beziehung zwischen Gebenden und Nehmenden wie auch die Entschärfung sozialer Konflikte betrachtete Fanny Schmid als unverzichtbare Voraussetzungen für eine langfristig wirksame Form der Hilfeleistung. Dass Schmid diese Schwerpunktsetzung wählte, lässt sich teilweise mit ihrer sozialen Herkunft und ihrem Beruf erklären. Als Lehrerin legte Fanny Schmid besonderen Wert auf die Erziehung des sozialen Gewissens bei Kindern. Für gewisse bevormundende Untertöne mochte im Weiteren das Vorbild ihres Vaters einflussreich gewesen sein: Er hatte sich zum Buchhändler und Verleger mit mehreren

22 Nachruf im SKL-Bulletin: Soziale Käuferliga, Bulletin Bd. 1 (1911), S. 3–5.
23 Schmid, Die soziale Käuferliga, S. 1.
24 Ebd., S. 5f.

Angestellten emporgearbeitet und gab sich gerne als sozial denkender Patron.[25] Ihre soziale Herkunft bietet möglicherweise auch eine Erklärung dafür, weshalb sich Fanny Schmid mehr noch als andere SKL-AktivistInnen für die Überwindung der Klassengrenzen einsetzte. Denn anders als etwa Helene von Mülinen und Pauline von Greyerz, zwei weitere Vorstandsmitglieder der SKL, die alteingesessenen Berner Familien angehörten, war Fanny Schmid in einer zwar vermögenden, aber nicht seit Generationen politisch und wirtschaftlich mächtigen Familie aufgewachsen. Als Tochter eines soeben erst Aufgestiegenen schien sie für die Rolle einer Vermittlerin zwischen den oberen Schichten und den Arbeitnehmenden besonders geeignet.[26]

Es würde allerdings zu kurz greifen, Fanny Schmids Weltanschauung ausschliesslich biografisch zu erklären. Die von ihr geäusserten Ansichten, so insbesondere das Ziel, die KonsumentInnen zu einem umsichtigeren Kaufen zu bewegen und eine langfristige Hilfe umzusetzen, finden sich in anderen Publikationen verschiedener Käuferligen wieder.[27] Diese wiederum nahmen viele Impulse aus der Bewegung des religiösen Sozialismus auf, der sich in verschiedenen nationalen und konfessionellen Ausprägungen entwickelt hatte. Gerade das Anliegen Schmids, den schichtübergreifenden Dialog zu fördern, ist ein Postulat des religiösen Sozialismus, der die friedliche Konfliktlösung zum Kern seiner Ideologie machte und sich als dritten Weg zwischen Sozialismus und Kapitalismus betrachtete.[28]

Pauline von Greyerz 1913: Wissen, Gefühl und die Hausfrauenpflicht

Nachdem Fanny Schmid 1911 verstorben war, folgte ihr Pauline von Greyerz-Friedrich (1878–1958) als tatkräftigste SKL-Aktivistin. Die Tochter einer vermögenden Industriellenfamilie hatte als Zwanzigjährige den protestantischen Pfarrer Karl von Greyerz geheiratet. Damit war sie Teil einer Familie geworden, die seit Generationen die Berner Politik geprägt hatte.[29] Das Auftreten als Wohltäterin war ein wichtiger Bestandteil der Rollenerwartungen für eine Pfarrfrau und ein weibliches Mitglied der alten Elite Berns.[30] Das extensive Engagement von Pauline von

25 Soziale Käuferliga, Bulletin Bd. 1 (1911), S. 3–5.

26 Eine vollständige Liste der Vorstandsmitglieder findet sich in: von Greyerz, Vierzig Jahre, S. 45. Zu Helene von Mülinen siehe: Regula Ludi, Artikel «Mülinen, Helene von», in: HLS online, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D9044.php (27.2.2013).

27 Vgl. v.a.: de Morsier, Le rôle; Deslandres, L'acheteur.

28 Grundlegendes zum religiösen Sozialismus: Kees van Kersbergen, Social Capitalism. A Study of Christian Democracy and the Welfare State, London, New York 1995. Zum Schweizer Zweig dieser Bewegung siehe: Willy Spieler, Ruedi Brassel, Stefan Howald, Für die Freiheit des Wortes. Neue Wege durch ein Jahrhundert im Spiegel der Zeitschrift des religiösen Sozialismus, Zürich 2009.

29 Herrmann Kocher, Artikel «Greyerz, Karl von», in: HLS online, www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10639.php (29.7.2013).

30 Vgl. zum Themenkomplex der Machtsicherung in den Eliten durch philanthropische Praktiken u.a.: Thomas David, Nicolas Guilhot, Janick Marina Schaufelbuehl, Malik Mazbouri (Hg.), Philanthropie

Greyerz-Friedrich entsprach diesen Erwartungen nur teilweise. Zwar setzte sie sich für das Wohl ihrer Mitmenschen ein, allerdings nicht so, wie es der Tradition ihres Herkunftsmilieus entsprach – mit materiellen Spenden für Arme, Alte, Kranke oder Kinder. Stattdessen verband sie das soziale Engagement mit Aktivitäten im Umfeld der bürgerlichen Frauenbewegung und des religiösen Sozialismus. Dazu gehörte auch die SKL. Nach einigen Jahren als lokale Aktivistin in Winterthur trat sie 1913 in den Zentralvorstand ein, wo sie bis zur Auflösung der Organisation Ende 1945 nacheinander Vizepräsidentin, Generalsekretärin und Kassiererin war.[31]

Anfang 1913 publizierte sie im Vereinsbulletin ein Referat, mit dem sie für die SKL warb.[32] Dabei nahm Pauline von Greyerz-Friedrich die «Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit», zu der sich viele Frauen verpflichtet fühlten, als Ausgangspunkt. Die SKL sei aber, wie sie fortfuhr, dieser überlegen und gerade sozial interessierten (Haus-)Frauen würde sie besondere Handlungsmöglichkeiten bieten:

> Wir haben keine theoretischen volkswirtschaftlichen Studien gemacht. Wir wussten, wir ahnten wenigstens, dass neben, ja vielfach an der Quelle des moralischen Elendes ein ebenso grosses wirtschaftliches Elend sei: Viele suchten durch Wohltätigkeit und Gemeinnützigkeit so viel als möglich zu helfen. Wir bedauerten, nur Frauen zu sein mit zu wenig Einsicht in das wirtschaftliche und zu wenig Einfluss auf das öffentliche Leben. Da hörten wir von dem engen Zusammenhang zwischen Produktion und Konsumation, wir empfanden es intuitiv als eine Erlösung, dass wir als Frauen, als ganz einfache Hausfrauen, durch die richtige Ausübung einer alten Hausfrauenpflicht, durch ein richtiges Einkaufen, zu der Lösung der quälenden sozialen Probleme auch ein klein wenig beitragen konnten. Diese Zusammenhänge, das sich für uns daraus ergebende Recht und somit die Verpflichtung, unsere Macht als Käufer zum Guten auszunützen, empfanden wir intuitiv viel mehr als das wir sie logisch gedacht und erwogen hätten.[33]

In den weiteren Ausführungen erklärte Pauline von Greyerz-Friedrich, Frauen würden sich nicht aus «Sentimentalität, Idealismus und Geschäftsunkenntnis» der SKL anschliessen – im Gegenteil: Sie seien durch die regelmässige Lektüre des Vereinsbulletin gut über die «realen wirtschaftlichen Verhältnisse» informiert.[34] Ähnlich wie Fanny Schmid plädierte sie für Erziehungs- und Bildungsarbeit, jedoch eher im Sinn einer Ermächtigung und Selbstdisziplinierung erwachsener Personen, insbesondere Frauen.

und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2006; Katrin Rieder, Netzwerke des Konservatismus. Berner Burgergemeinde und Patriziat im 19. und 20. Jahrhundert, Zürich 2008, S. 176f.

31 ASF, Pauline von Greyerz, in: Le Mouvement Féministe 46/ 857 (1958), S. 14; Von Greyerz, Vierzig Jahre, S. 45.

32 Wer ihr Publikum war, ist nicht bekannt, doch lässt die Adressierung, wie im Folgenden gezeigt wird, auf eine rein weibliche Zuhörerschaft schliessen.

33 Soziale Käuferliga der Schweiz, Bulletin Bd. 1 (1913), S. 4f.

34 Ebd., S. 5.

Neu hingegen war die Berufung auf die legitimierende Wirkung empirischer Erhebungen und Studien der wirtschaftlichen Zusammenhänge als Grundlage einer wohltuenden Hilfeleistung.[35]

Damit griff Pauline von Greyerz einen Diskurs auf, der seit dem 19. Jahrhundert vor dem Hintergrund der sich etablierenden Wissenschaften der Statistik, der Soziologie und der Volkswirtschaft geführt wurde. Diese neuen Wissenschaften dienten verschiedenen politisch benachteiligten Gruppen dazu, ihre Partizipationsansprüche im Bereich der Wirtschafts- und Sozialpolitik zu legitimieren. Zu Beginn des 20. Jahrhunderts versuchten auch sozial engagierte Frauen an der von Lutz Rafael so bezeichneten «Verwissenschaftlichung des Sozialen» teilzuhaben, indem sie etwa erste soziale Frauenschulen gründeten – oder eben die SKL.[36]

Der Aufruf, Wissen und Gefühl zu kombinieren, diente Pauline von Greyerz-Friedrich denn auch nicht nur dazu, die SKL von anderen philanthropischen Akteuren abzugrenzen. Sie brachte dabei ein Anliegen der bürgerlichen Frauenbewegung ein: den Anspruch auf bessere Bildungs- und Handlungsmöglichkeiten. Wenn sie als Referentin der SKL forderte, Frauen müssten sich mit wirtschaftlichen Zusammenhängen auskennen, um ihrer «Hausfrauenpflicht» gerecht zu werden, rechtfertigte sie deren Anspruch auf Bildung und Einfluss auch ausserhalb des Hauses. Diese Legitimationsstrategie war keine Erfindung der SKL, sondern hatte sich zu diesem Zeitpunkt bereits in verschiedenen Flügeln der Frauenbewegung etabliert und bewährt. In der Forschung wird sie unter dem Schlagwort «geistige Mütterlichkeit» beschrieben, weil dabei analog zur «biologischen» eine «geistige» Mutterrolle konstruiert wurde. Frauen wurden nicht nur als geeignet betrachtet, die eigenen Kinder im Haus zu betreuen, sondern auch in der Öffentlichkeit, in grösseren gesellschaftlichen Zusammenhängen für Bedürftige zu sorgen, etwa als Mitarbeiterinnen von Schul- und Armenbehörden. Wer so argumentierte, stellte die etablierten Geschlechterrollen nicht grundsätzlich in Frage. Die Legitimationsstrategie der «geistigen Mütterlichkeit» erfüllte aber nur so lange ihren Zweck, wie es lediglich um die partielle Erweiterung von Handlungsspielräumen ging.[37]

Da sich in der SKL mehrheitlich Frauen engagierten, Konsum als weiblicher Lebensbereich galt und sich ihre Ziele nicht gegen die etablierte soziale und ökonomische Ordnung richteten, liess sich das Konzept der «geistigen Mütterlichkeit»

35 Vgl. Lutz Raphael, Die Verwissenschaftlichung des Sozialen als methodische und konzeptionelle Herausforderung für eine Sozialgeschichte des 20. Jahrhunderts, in: Geschichte und Gesellschaft 22/2 (1996), S. 165–193; Sonja Matter, Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der Sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960), Zürich 2011, S. 77f.

36 Vgl.: Raphael, Verwissenschaftlichung des Sozialen.

37 Vgl. dazu u.a.: Bärbel Clemens, Menschenrechte haben kein Geschlecht! Zum Politikverständnis der bürgerlichen Frauenbewegung, Pfaffenweiler 1988, S. 97–101, 120–127.

reibungslos in das Programm der SKL integrieren.[38] Dies ist, neben den erwähnten personellen Überschneidungen, ein weiteres Indiz für die Nähe der SKL zur bürgerlichen Frauenbewegung.

Allerdings waren die SKL und die anderen Sozialen Käuferligen eher eine thematische Spezialisierung einer umfassenden Reformbewegung als ein Teil der Frauenbewegung. Die SKL übernahm denn auch selten direkt Postulate nahestehender Frauenvereine und wurde nie zur Plattform für Frauenstimmrechtsforderungen, obwohl mit Auguste de Morsier[39] einer der führenden Aktivisten der Frauenstimmrechtsbewegung im Vorstand sass. Die AktivistInnen engagierten sich jeweils in verschiedenen Kontexten für ein verwandtes Anliegen: Die Ermächtigung bislang wenig einflussreicher Gruppen. Doch während die Frauenstimmrechtsbewegung ihre Partizipationsansprüche ausschliesslich am Geschlecht festmachte, bezog sich die SKL auf die wirtschaftliche Rolle bestimmter Akteure. Da Konsum als überwiegend weibliches Betätigungsfeld betrachtet wurde, lief beides letztendlich auf dasselbe hinaus; nichtsdestotrotz war die Rolle «KonsumentIn» einfacher zu verallgemeinern als das weibliche Geschlecht.

Die Rede von der «Hausfrauenpflicht» lässt sich schliesslich auch als Versuch lesen, philanthropische Praktiken im Alltag der Gebenden zu verankern und ihnen den Charakter des Einmaligen und Aussergewöhnlichen zu nehmen. In diesem Sinn kann Pauline von Greyerz-Friedrichs Vortrag als Plädoyer für eine Philanthropie verstanden werden, die alltäglich, selbstverständlich und weitgehend unsichtbar war, und die langsam, aber stetig und nachhaltig wirkte, statt in erster Linie der Repräsentation und Machtsicherung einer Elite zu dienen.[40]

Clara Ragaz 1908–1915: Das Soziale und der Sozialismus

Clara Ragaz-Nadig (1874–1957) distanzierte sich deutlicher als Pauline von Greyerz-Friedrich von repräsentativen und machtsichernden Praktiken der Philanthropie, weil sie die Frage einer wirksamen Wohltätigkeit stärker an der Weltanschauung als am Wissen der Hilfeleistenden festmachte. Diese Ansicht entfremdete sie schliesslich so stark von der SKL, dass sie 1915 austrat. Dabei entsprach ihr Werdegang zunächst dem Lebenslauf einer typischen SKL-Aktivistin: Clara Nadig wurde als Tochter einer wohlhabenden Familie in Chur geboren und bildete sich zur Lehrerin aus. 1901 heiratete sie den Pfarrer Leonhard Ragaz, mit dem sie ab 1908 in Zürich

38 Vgl. zum Themenkreis soziale Käuferliga – Konsum – Weiblichkeit insbes.: Chessel, Consommateurs Engagés, S. 20–23.

39 Zum Journalisten, Abolitionisten und Frauenstimmrechtler Auguste de Morsier siehe: Daniel Palmieri, Artikel «Morsier, Auguste de», in: HLS online, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D48915.php (27.2.2013).

40 Vgl. dazu, David, Philanthropie und Macht.

lebte. Er wurde zu einer der wichtigsten Persönlichkeiten des religiösen Sozialismus; Clara Ragaz-Nadig engagierte sich ebenfalls im religiösen Sozialismus wie auch in der bürgerlichen Frauenbewegung.[41]

Zum Zentralvorstand der SKL stiess Clara Ragaz-Nadig bald nach ihrem Umzug nach Zürich im Jahr 1908, als sie unter der Leitung des *Schweizerischen Gewerkschaftsbundes* eine Heimarbeitsausstellung vorbereitete. Damit sollten die Öffentlichkeit und Politik auf die Missstände in diesem Erwerbszweig aufmerksam gemacht werden. Kurz darauf gründete Clara Ragaz-Nadig eine Zürcher SKL-Sektion, die sie als Sekretärin betreute. Zudem war sie in den folgenden Jahren die treibende Kraft der Heimarbeitskampagne und machte die SKL mit zahlreichen Zeitungsartikeln und Vorträgen bekannt. Dadurch entwickelte sich zwischen Clara Ragaz-Nadig und der SKL-Präsidentin Emma Pieczynska-Reichenbach nicht nur eine intensive Zusammenarbeit und ein reger geistiger Austausch, sondern auch eine enge Freundschaft. Der nahezu vollständig überlieferte Briefwechsel der beiden vermittelt einen detaillierten Eindruck davon, wie sich Clara Ragaz-Nadig immer weniger mit den ideologischen Grundsätzen der SKL identifizieren konnte und sich der Sozialdemokratie annäherte. 1915 halfen ihr schliesslich weder die Freundschaft zu Pieczynska noch zweckorientierte Kompromisse dabei, die politischen und ideologischen Differenzen länger zu ertragen.[42]

Im Unterschied zu den meisten anderen SKL-Mitgliedern bezog Clara Ragaz-Nadig eine klare politische Position und war weniger kompromissbereit. 1913 trat sie der *Sozialdemokratischen Partei der Schweiz* (SPS) bei – allerdings mit dem Vorbehalt, dass sie den gewalttätigen Klassenkampf ablehnte.[43] Weder die Parteimitgliedschaft noch die Sympathie mit der Sozialdemokratie standen in einem grundsätzlichen Widerspruch zur SKL – eher im Gegenteil: Wenige Monate vor dem Ausbruch des Ersten Weltkrieges forderte die SKL-Präsidentin Clara Ragaz-Nadig sogar nachdrücklich dazu auf, ihre persönliche Bekanntschaft mit den sozialdemokratischen Nationalräten Paul Pflüger, Howard Eugster-Züst und Herman Greulich dazu zu nutzen, das Thema der Heimarbeit ins Bundeshaus zu bringen – allerdings ohne durchschlagenden Erfolg.[44] Zum Problem wurde vielmehr, dass Clara Ragaz-Nadig die wohltätige Philanthropie aus einer politischen linken Position kritisch hinterfragte. Anders als Fanny Schmid und Pauline von Greyerz-Fried-

41 Trudi Weinhandl, Clara Ragaz-Nadig (1874–1957). Feministin, Pazifistin, Sozialistin, Zürich 2000; Isabella Wohlgemuth, Gegen Unrecht und Gewalt. Clara Ragaz-Nadig (1874–1957). Von sozialen Anliegen zur Friedensbewegung, in: Doris Brodbeck, Yvonne Domhardt, Judith Stofer (Hg.), Siehe, ich schaffe Neues. Aufbrüche von Frauen in Protestantismus, Katholizismus, Christkatholizismus und Judentum, Bern 1998, S. 17–32.

42 StaZH, Ragaz an Pieczynska.

43 Wohlgemuth, Gegen Unrecht, S. 22.

44 StaZH, Ragaz an Pieczynska, Briefe vom 21. Mai 1909 und vom 19. August 1913.

rich glaubte sie deshalb nicht daran, ihre Mitmenschen durch Bildung und Aufklärung zu VorkämpferInnen der sozialen Gerechtigkeit machen zu können. So urteilte sie nach einem Besuch der Berner *Frauenkonferenzen*[45] Ende 1909, sie schätze diese Frauen, «die aus allgemeinem Gerechtigkeitssinn die Not unserer Zeit zum Teil erkennen, auch wo sie sie nicht am eigenen Leib erfahren haben die aber doch von den alten 'bürgerlichen' Idealen nicht losgekommen sind».[46]

Deutlicher war die Kritik an der *Kunstgewerblichen Vereinigung,*[47] die Heimarbeitsaufträge an Bedürftige vermittelte und insbesondere während des Winters Aufträge an die Landbevölkerung ausstellte. Da sich die SKL für eine Verbesserung der Lage der HeimarbeiterInnen einsetzte, erwog der Vorstand im September 1910, diesen Verein zu unterstützen. Doch Clara Ragaz-Nadig war strikt dagegen, wie sie der SKL-Präsidentin Emma Pieczynska-Reichenbach schrieb. Sie war «der Meinung, dass es sich für ein Unternehmen [...] darum handle durch den Anschein der Humanität sich einen Abnehmerkreis zu sichern».[48] Zudem bestehe die Gefahr, dass die Firmen, die Arbeitsaufträge vergaben, sich «aus den sich ihnen zuströmenden Arbeitern die Fähigsten» herauslesen und «die grössere Masse der Unfähigen als trauriges Exempel der mangelnden Bildungsfähigkeit des Volkes» missbrauchen würden.[49]

Hilfeleistungen – selbst wenn sie für Einzelne kurzfristige Verbesserungen brachten, lehnte Clara Ragaz-Nadig ab, wenn dadurch nur der «Anschein der Humanität» geschaffen wurde und die Gebenden nicht durch Altruismus, sondern durch Gewinnstreben angetrieben wurden; zudem auch dann, wenn die Gefahr bestand, dass die Ungleichheit zwischen Gebenden und Nehmenden gezielt inszeniert wurde. Zwar erklärten auch Fanny Schmid und Pauline von Greyerz-Friedrich Altruismus zum obersten Prinzip einer guten Wohltätigkeit und forderten, Hilfeleistungen unter die Vorzeichen der Gerechtigkeit statt der Grosszügigkeit zu stellen. Doch während sie das soziale Gewissen einzelner Menschen erziehen wollten, ging es Clara Ragaz-Nadig um grössere gesellschaftliche und wirtschaftliche Zusammenhänge. Das wird schon aus ihrer Wortwahl deutlich: Statt von «Geber und

45 Gegründet 1896 in Bern von den späteren SKL-Aktivistinnen Emma Pieczynska-Reichenbach und Helene von Mülinen als Forum zur Besprechung von soziale Fragen und Frauenfragen gegründet. Die Gruppe richtete wiederholt Petitionen zu diesen Themen an die Behörden. Siehe: Marthe Gosteli, Regina Züricher (Hg.): Vergessene Geschichte. Illustrierte Chronik der Frauenbewegung, Bern 2000, S. 373.

46 StaZH, Ragaz an Pieczynska, Brief vom 23. November 1909.

47 Gegründet 1903 in Zürich, später in die *Genossenschaft für neue schweiz. Heimarbeit* umgewandelt. Selbstportrait der Organisation: Die Genossenschaft für neue schweiz. Heimarbeit, in: Frauenbestrebungen Heft 3 (1912), S. 19–21.

48 StaZH, Ragaz an Pieczynska, Brief vom 27. September 1909.

49 Ebd., Brief vom 27. September 1909.

Empfänger»[50], sprach sie von Kollektiven: «zuströmende Arbeiter[...]» oder «mangelnde[...] Bildungsfähigkeit des Volkes».[51]

Doch auch wenn Clara Ragaz-Nadig «bürgerliche» Formen der Wohltätigkeit ablehnte, versuchte sie in der Praxis als Sekretärin der Zürcher Ortssektion, deren Potential für ihre Zwecke zu nutzen. Wann immer sich im Sektionsvorstand Vakanzen ergaben, warb sie Männer und vereinzelt Frauen aus dem politischen bürgerlichen Lager an. Denn diese hätten «weitere Kreise hinter sich, die sie beeinflussen können», wohingegen sie selbst «der Sache nur meine Zeit u. meine Arbeit» geben könnte. Zudem betrachtete sie «die Liga von Anfang an mehr als eine Verbreiterin sozialer Ideen im bürgerlichen Lager».[52]

Als es jedoch im Lauf der Jahre wiederholt zu Auseinandersetzungen in der Zürcher Ortssektion kam, fielen Clara Ragaz-Nadig die Kompromisse immer schwerer. 1910 dachte sie erstmals darüber nach, sich zurückzuziehen:

> Fräulein Koller u. ich haben das Schifflein über Wasser gehalten solange es nötig war; jetzt hat es einen Steuermann gefunden u. ich darf es ruhig seinen Kurs gehen lassen; denn wenn's auch nicht der Kurs ist, den ich ihm geben würde, ich sehe zu gut ein, dass er auch nicht falsch ist [...]. Nur für mich persönlich wäre er falsch.[53]

Da Clara Ragaz-Nadig mit der SKL-Präsidentin Emma Pieczynska-Reichenbach eng befreundet war, schob sie ihren Rücktritt immer wieder hinaus. Erst im Sommer 1915 entschloss sie sich definitiv dazu, der Organisation den Rücken zu kehren. Sie betonte dabei, weiterhin an die grundsätzliche Idee der Sozialen Käuferligen zu glauben, hoffte jedoch in einem anderen Wirkungsbereich mehr erreichen zu können.[54]

Fazit

Die SKL ist am Rand des philanthropischen Akteursfeldes in der Schweiz zu positionieren. Auch die SKL-AktivistInnen selbst verorteten sich an dieser Stelle, wie ein Blick auf die Statuten der Organisation, ihre Teilnahme an der *Schweizerischen Landesausstellung* von 1914 und die Aussagen dreier führender AktivistInnen verdeutlicht hat. Fanny Schmid, Pauline von Greyerz-Friedrich und Clara Ragaz-Nadig knüpften einerseits an Traditionen der Philanthropie an, grenzten sich aber auch von einigen philanthropischen Praktiken ab. Die Aktivistinnen, die sich parallel zur SKL auch in anderen sozialen Reformbewegungen und in der bürgerlichen Frauen-

50 Schmid, Erziehungsmittel, S. 5f.
51 StaZH, Ragaz an Pieczynska, Brief vom 27. September 1909.
52 Ebd., Brief vom 28. Februar 1910.
53 Ebd.
54 Ebd., Brief vom 8. August 1915.

bewegung engagierten, übertrugen einige Postulate, die sich gut mit den Themen Konsum und Philanthropie verknüpfen liessen, aus diesen Kontexten in die SKL.

Was die Frage der wirksamen Hilfeleistungen im engeren Sinn betraf, grenzten alle drei AktivistInnen einerseits die SKL von anderen Organisationen des philanthropischen Akteursfeldes ab, indem sie für konsequenten Altruismus plädierten und dafür, dass mit der geleisteten Hilfe mehr Gerechtigkeit geschaffen und nicht eine ungleiche Beziehung zwischen Gebenden und Nehmenden inszeniert werden sollte. Zudem sprachen sie sich für eine langfristig wirksame, die sozialen Spannungen mindernde Hilfe aus.

Gleichzeitig knüpften die Referentinnen, wenn sie bei anderen Organisationen für die SKL warben, an ältere philanthropische Traditionen an und versuchten, dem sozial interessierten Publikum Entwicklungsmöglichkeiten aufzuzeigen: Die Lehrerin Fanny Schmid setzte 1908 auf die Erziehung des «sozialen Gewissens» von Kindern, während die Pfarrfrau Pauline von Greyerz-Friedrich 1913 Hausfrauen dazu aufforderte, Sozialenquêten und wirtschaftliche Zusammenhänge zu studieren, um den sozialen Konsum zu erlernen. Clara Ragaz-Nadig dagegen suchte die Nähe zu sozial engagierten Personen, deren «bürgerliche» politische Einstellung sie eigentlich wenig schätzte, um deren soziales und finanzielles Kapital für ihre Zwecke zu nutzen, ohne dabei Ambitionen zu haben, deren Ansichten zu beeinflussen.

Clara Ragaz-Nadig gelang es – anders als den meisten ihrer MitstreiterInnen – denn auch nicht, ihre politischen Überzeugungen mit der programmatischen Ausrichtung der SKL in Einklang zu bringen: Zu politisch links waren ihre Stellungnahmen und zu gering der Glaube an die Entwicklungsfähigkeit ihrer «bürgerlichen» MitstreiterInnen. Dagegen gelang es anderen AktivistInnen, die Zielsetzungen der SKL, die Philanthropie und Konsum verknüpften, mit Anliegen aus der bürgerlichen Frauenbewegung und verschiedenen Reformbewegungen aus dem Umfeld des religiösen Sozialismus geschickt zu verbinden. Entscheidend war allerdings, nicht mit politisch radikalen Aussagen zu polarisieren. Beispielhaft für diese Position steht Pauline von Greyerz-Friedrich, die den Bildungsanspruch von Frauen mit dem Argument zu legitimieren versuchte, diese könnten so nicht nur ihre Pflicht im Haus besser erfüllen, sondern gleichzeitig auch zur Lösung der «sozialen Frage» beitragen.

Die Frage nach dem Philanthropie-Verständnis der SKL hat deutlich gemacht, dass sich dieses stark an den Grundlagen des religiösen Sozialismus und den moralreformerischen und feministischen Bewegungen orientierte. Die Auffassung von Clara Ragaz-Nadig, «sozial» sei eng mit «sozialistisch» verbunden, konnte sich hingegen langfristig nicht durchsetzen. Ihr Beispiel zeigt aber besonders deutlich, wie die praktische Tätigkeit der SKL von einer grossen Kompromissbereitschaft und einer konsenssichernden Rhetorik geprägt war.

«Da muss die Wohlthat sich ihr Recht erzwingen.» Die Fremdplatzierung des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins als philanthropisches Gegenkonzept zur kommunalen Verdingung?

Ernst Guggisberg

Die kantonale Armenfürsorge entwickelte sich im Zuge von Professionalisierungsprozessen, und im Gegensatz zur traditionellen Caritas der Kirche erst ab den 1880er Jahren zum modernen Fürsorgesystem. Bereits ein unvorhergesehenes Ereignis wie Krankheit, Unfall oder Arbeitslosigkeit bedeutete in einem weitgehend ohne Schutz durch Sozialversicherungen bestimmten Umfeld das Abdriften in die Bedürftigkeit. Familien der Unterschichten stellten vor dem Hintergrund der mit der Industrialisierung einhergehenden sozioökonomischen Veränderungen eine besonders sozial-vulnerable Gruppe dar. Minderjährige waren von biografischen Brüchen besonders hart betroffen, besonders wenn der Familienverband etwaige Notsituationen nicht auffangen konnte. Zudem gerieten sie mit der Einführung der obligatorischen Schulpflicht zusehends in den Fokus pädagogisierter Fürsorgebestrebungen.[1]

Die ausserfamiliäre Erziehung von Kindern vermögensschwacher Eltern

In Armengesetzen galten Kinder unvermögender Eltern oder Waisen per Definition als würdige, ehrbare Arme. Elternlose oder verlassene Kinder, die nicht durch Verwandte betreut werden konnten (Ersatzelternschaft),[2] fielen den Gemeinden «zur Last». Um die kommunalen Armenfonds möglichst zu schonen, wurden sie mitunter gegen ein geringes Kostgeld als billige Arbeitskräfte an Familien auf dem Land verdingt.[3] Die Fremdplatzierungssituation hing direkt mit der Finanzkraft der einzelnen Heimatgemeinden zusammen, so dass die «Verkostgeldung» lokal stark variierte: «Ziel der meisten Gemeindebehörden bei den Fremdplatzierungen war, Steuergelder

1 Markus Furrer, Kevin Heiniger, Thomas Huonker, Sabine Jenzer, Anne-Françoise Praz, Einleitung, in: dies. (Hg.), Fürsorge und Zwang: Fremdplatzierung von Kindern und Jugendlichen in der Schweiz 1850–1980, Basel 2014 (Itinera 36), S. 7–37, hier S. 7–8. Eine Übersicht über die aktuelle Forschungslage bieten: Martin Lengwiler (Hg.), Bestandsaufnahme der bestehenden Forschungsprojekte in Sachen Verding- und Heimkinder. Bericht zuhanden des Bundesamts für Justiz EJPD, Basel 02.04.2013, unter www.fuersorgerischezwangsmassnahmen.ch (29.12.2016), sowie Marco Leuenberger, Loretta Seglias, Geprägt fürs Leben. Lebenswelten fremdplatzierter Kinder in der Schweiz im 20. Jahrhundert, Zürich 2015.

2 Leuenberger et al., Geprägt fürs Leben, S. 61.

3 Mirjam Häsler, Gesetzliche Entwicklung des Pflegekinderwesens, in: Marco Leuenberger, Loretta Seglias (Hg.), Versorgt und vergessen. Ehemalige Verdingkinder erzählen, Zürich 2008, S. 82.

zu sparen.»[4] Zwar wurden die meist öffentlich durchgeführten «Mindersteigerungen» armer Kinder wegen gesellschaftlicher Kritik ab den 1830er Jahren verboten, jedoch vergingen Jahrzehnte, bis diese Verbote auch tatsächlich angewandt wurden.[5]

Die Arbeitsleistung der Kinder aus Familien der Unterschichten oder der unteren Mittelschicht war bis gegen Ende des 19. Jahrhunderts selbstverständlich und unerlässlich für das Funktionieren der häuslichen Wirtschaft. Die gesellschaftliche und ökonomische Situation der Eltern bestimmte jeweils den Zeitpunkt der Arbeitsaufnahme, das Verbleiben in der Familie und natürlich auch die Berufswahl. Erst ab den 1870er Jahren stellte der Staat der Kinderarbeit «das Prinzip des Rechts auf Bildung» entgegen.[6] Neben den leiblichen Eltern oder den öffentlich-rechtlichen Mandatsträgern, die Fremdplatzierungsverhältnisse induzierten, gab es auch zahlreiche philanthropisch ausgerichtete private Hilfsvereine.[7] Zu ihren ältesten Vertretern zählen die in den Kantonen Aargau, Basellandschaft, Solothurn und Thurgau vorkommenden Armenerziehungsvereine. Sie waren Gründungen der Aargauer Kulturgesellschaft, des Landwirtschaftlichen Vereins Baselland, der Thurgauer oder der Solothurner Gemeinnützigen Gesellschaften und platzierten im Jahr 1915 mit über 2600 die höchste Anzahl Pflegekinder. Ihr Ziel war es, «verwahrloste Kinder» bei «rechtschaffenen Pflegeeltern» zwecks schulischer und beruflicher Erziehung unterzubringen.[8] Gemeinsam bildete die öffentlich-rechtliche und die private Fürsorge im Sinn einer *mixed economy of welfare* eine «Fürsorgelandschaft», die sich im Dreieck von Staat, Wirtschaft und Gesellschaft gegenseitig bedingte und veränderte.[9]

Vorausgesetzt, diese Vertreter des Dritten Sektors gelten als sensitive Gradmesser für wichtige gesellschaftliche Anliegen, wie die «maintenance of social harmony», und ihre selbst auferlegten Aufgaben widerspiegeln insofern sozialpolitische Be-

4 Furrer et al., Einleitung, S. 11.

5 So etwa 1835 in Schleswig-Holstein, 1836 in Zürich, 1839 in Württemberg, 1861 im Thurgau, 1888 in der Waadt oder 1889 in Neuenburg, vgl.: Leuenberger u.a., Geprägt fürs Leben, S. 65.

6 Furrer et al., Einleitung, S. 8. Vgl. auch: Leuenberger, Geprägt fürs Leben, S. 58.

7 Philanthropische Hilfsgesellschaften (Armenerziehungsvereine) gab es in über der Hälfte aller Kantone, insbesondere den industrialisierten. Sie übernahmen oft die Trägerschaft über Anstalten oder platzierten in Zusammenarbeit mit Gemeinden Kinder und Jugendliche in Pflegefamilien. Vgl.: Wilhelm Niedermann, Die Anstalten und Vereine der Schweiz für Armenerziehung und Armenversorgung, Zürich 1896; Bernard Degen, Geschichte der NPO in der Schweiz, in: Bernd Helmig, Hans Lichtsteiner, Markus Gmür (Hg.), Der Dritte Sektor der Schweiz. Länderstudie zum John Hopkins Comparative Nonprofit Sector Project (CNP), Bern 2010, S. 72; Ernst Guggisberg, Pflegekinder. Die Deutschschweizer Armenerziehungsvereine 1848–1965, Baden 2016.

8 Guggisberg, Pflegekinder, S. 161–170, 330; vgl. auch: Ernst Guggisberg, The Reduction of Poverty Starts with Children: Swiss Societies for Educating the Poor in the Nineteenth and Twentieth Centuries, in: Beate Althammer, Lutz Raphael, Tamara Stazic-Wendt (Hg.), Rescuing the Vulnerable. Poverty, Welfare and Social Ties in Modern Europe, New York 2016, S. 97–128.

9 Degen, Geschichte der NPO, S. 59. Vgl. auch: Bernard Harris, Paul Bridgen, Introduction. The «Mixed Economy of Welfare» and the Historiography of Welfare Provision, in: dies. (Hg.), Charity and Mutual Aid in Europe and North America since 1800, New York 2007 (Routledge Studies in Modern British History 4), S. 2.

dürfnisse, welche Rolle spielten sie dann in der schweizerischen Fürsorgelandschaft?[10] Und welche Verantwortung übernahmen sie im Spannungsfeld zwischen kantonaler, kommunaler und individueller Ebene?[11] Strebten die Armenerziehungsvereine eine bewusste philanthropische Alternative zur kommunalen Fremdplatzierung an und falls ja, was machte dieselbige in ihren Augen aus?

Akteure der schweizerischen Fremdplatzierung

Um Aufschluss über Anzahl, Mitgliederbestände und Finanzkraft des Schweizer Vereinswesens zu erhalten, richtete das Eidgenössische Departement des Innern 1858 einen Aufruf an «sämmtliche Vereine des In- und Auslandes». Unter den Rückmeldungen waren fast 500 «Wohltätigkeits- und Humanitätsvereine», deren «materielle Leistungen […] in einigen Kantonen den Staatsbudgets theils sehr nahe [kamen], theils dieselben [übertrafen]».[12] Die Vereinslandschaft kann einerseits als städtische und andererseits als ausgesprochen protestantische bezeichnet werden, im Gegensatz zu den weniger progressiv ausgerichteten ländlichen katholischen Gebieten. Vereinsgründungen waren bis 1800 selten und nahmen bis 1860 auch nur gemässigt zu. Danach prosperierte die Sozietätenbildung allerdings signifikant, insbesondere bei Wirtschafts- und Sportorganisationen oder Berufsvereinigungen. Der Zenit wurde um 1900 erreicht, als auf tausend Einwohner rund zehn Vereine zu stehen kamen.[13]

Unterzieht man die für die dauerhafte Aufnahme Minderjähriger zuständigen Organisationen der Schweiz einem diachronen Vergleich (vgl. Abb. 1), so ist das Total für das Stichjahr 1850 mit insgesamt 125 Stück noch überschaubar.[14] Eine Vervierfachung fand bis 1890 mit insgesamt 515 Stück statt; eine Zunahme, wie sie an-

10 Der Dritte Sektor im Sinne eines Konglomerats an institutionalisierten, nicht-staatlichen Vereinigungen, die sich selbst organisieren und verwalten, keinen Gewinn erzielen und auf Freiwilligkeit beruhen. Vgl.: Harris et al., Introduction. «Mixed Economy of Welfare», S. 5–7.

11 Günter Frankenberg, Shifting Boundaries, The Private, the Public, and the Welfare State, in: Michael B. Katz, Christoph Sachsse (Hg.), The mixed Economy of Social Welfare. Public/private relations in England, Germany and the United States, the 1870's to the 1930's, Baden-Baden 1996, S. 74–77.

12 Bericht des Bundesrates an die h. Bundesversammlung über seine Geschäftsführung im Jahr 1859, Geschäftskreis des Departements des Innern. In: Schweizerisches Bundesblatt, Jahrgang 12, Band 2, Heft 28, Bern 16.05.1860, S. 111–114.

13 Vgl. Hans Ulrich Jost, Zur Geschichte des Vereinswesens in der Schweiz, in: Paul Hugger (Hg.), Handbuch der schweizerischen Volkskultur, Band 1, Zürich 1992, S. 469.

14 Die Rohdaten zur Auswertung der insgesamt 1314 Anstalten und Vereine der offenen und geschlossenen Fürsorge stammen aus: Niedermann, Anstalten und Vereine; Albert Wild, Handbuch der sozialen Arbeit in der Schweiz, 2 Bde., Zürich 1933; Peter Chmelik, Armenerziehungs- und Rettungsanstalten. Erziehungsheime für reformierte Kinder im 19. Jahrhundert in der deutschsprachigen Schweiz, Zürich 1978; Barbara Alzinger, Remi Frei, Die katholischen Erziehungsheime im 19. Jahrhundert in der deutschsprachigen Schweiz, Brugg 1987. Ausser Acht gelassen wurden die kommunalen Armenpflegen («Armenspittel») sowie die Kantonsbehörden, die ebenfalls Fremdplatzierungen vornahmen.

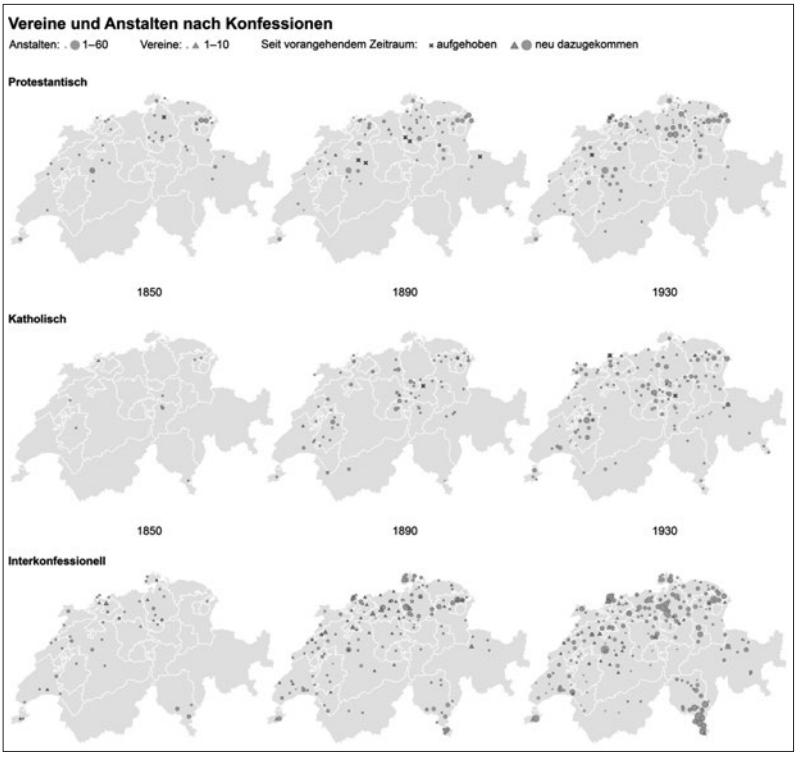

Abb. 1: Anzahl Vereine und Anstalten in den Stichjahren 1850, 1890 und 1930.[15]

schliessend mit einer Vermehrung um den Faktor 2½ zwischen 1890 und 1930 mit insgesamt 1314 Anstalten und Vereinen nicht mehr aufrechterhalten wurde.

Im Jahr 1850 bestanden in der Schweiz 113 privat, kommunal oder staatlich geführte Anstalten für die dauerhafte Platzierung Jugendlicher. Neben städtischen Waisenhäusern für Bürger wurden vor allem auch die ländlichen Armenerziehungs- oder Rettungsanstalten in Anspruch genommen, deren Verbreitung Mitte des 19. Jahrhunderts ihren Höhepunkt erreichte.[16] Die Anzahl der Anstalten vervierfacht sich bis ins Jahr 1890 (448), wobei insbesondere der neue Heimtyp «industrielle Anstalt» in Erscheinung trat, und nimmt um den Faktor 2½ bis ins Jahr 1930 (1181) zu. Dieser rasante Zuwachs zwischen den ersten beiden Stichjahren widerspiegelt auch die Entwicklung der Vereine mit Fremdplatzierungscharakter von zwölf im

15 Visualisierung mit dankenswerter Unterstützung von Peter Gassner, interactive things Zürich (www.interactivethings.com).

16 Jürg Schoch, Heinrich Tuggener, Daniel Wehrli (Hg.), Aufwachsen ohne Eltern: Verdingkinder, Heimkinder, Pflegekinder. Zur ausserfamiliären Erziehung in der deutschsprachigen Schweiz, Zürich 1989, S. 77.

Jahr 1850 bis zur 5½-mal grösseren Anzahl im Jahr 1890 (67).[17] Zwischen 1890 und 1930 verdoppelten sich die Vereine auf 133 Stück für die gesamte Schweiz.[18] Die vorgestellte chronologische Disposition der auf die dauerhafte Aufnahme Minderjähriger ausgerichteten Anstalten und Vereine illustriert eindrücklich die quantitative Bedeutung philanthropischer Fürsorgeakteure innerhalb der Ausgestaltung des Sozialen und weist darauf hin, dass die Verbreitung gemeinnützig getragener Institutionen ein gesamtschweizerisches Bedürfnis darstellte.

Der Basellandschaftliche Armenerziehungsverein und der kantonale und kommunale Wirkungskreis der vereinsgetragenen Fremdplatzierung

Vor der Basler Kantonstrennung oblag das Armenwesen den Pfarrern, diese traf aber – da sie als Freunde der Stadt galten – der «Bannstrahl der Baselbieter Regierung». Die 1833 eingesetzten Armenpflegen «verschwanden wieder. Rasch trat eine völlige Vernachlässigung des Armenwesens ein.»[19] Ausgaben im Schul-, Kirchen- und Armenwesen wurden aus dem zugeflossenen Anteil aus der Vermögensausscheidung Basel-Stadts und aus dem Salzregal alimentiert. Die im Vergleich zu den Gemeinden schwache Kantonsregierung nahm auf das Armenwesen aufgrund ihrer finanziellen Ressourcen nur wenig Einfluss. Bis 1890 misslang die Einführung von regelmässigen Staatssteuern, da dieselben nicht mit dem Freiheitsbestreben der Bevölkerung in Einklang zu bringen waren.[20] In diesem Armenfürsorge-Vakuum positionierte sich im Jahr 1848 der älteste Armenerziehungsverein, der für die umliegenden Kantone Signalwirkung haben würde. Er soll im Folgenden als Fallbeispiel dienen.

Die Anfänge des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins sind beim Landwirtschaftlichen Verein zu suchen. In dessen Reihen wurde die Idee gefasst, eine landwirtschaftliche Armenerziehungsanstalt für Kinder zu schaffen. Im Januar 1840 richtete Pfarrer Emil Zschokke (1808–1889) eine Umfrage an die Pfarrämter, um die Bedarfslage bzgl. «verwahrloster Kinder» auszuloten.[21] Die Umfrage war

17 Diese Vervielfachung stützt auch die Aussage Degens, der die rasante Zunahme der Gesellschaften nach 1880 beschreibt (Degen, Geschichte der NPO, S. 63).

18 Zur Expansion des Dritten Sektors vgl.: Michael B. Katz, Christoph Sachsse, Introduction, in: dies. (Hg.), The mixed Economy, S. 21; zur Definition des Dritten Sektors vgl.: Degen, Geschichte der NPO, S. 92.

19 Vgl. Regierungsrat des Kantons Basel-Landschaft (Hg.), Nah dran, weit weg. Geschichte des Kantons Basel-Landschaft. Band 5, Armut und Reichtum. 19. und 20. Jahrhundert, Liestal 2001 (Quellen und Forschungen zur Geschichte und Landeskunde des Kantons Basel-Landschaft, Nr. 73.5), S. 141–142.

20 Erst 1928 konnte ein unbefristetes Steuergesetz erlassen werden. Vgl. Jean-Daniel Blanc, Wachstum und Wachstumsbewältigung im Kanton Basel-Landschaft. Aspekte einer Strukturgeschichte 1940–1980, Liestal 1996, S. 43.

21 Archiv der Birmann Stiftung (BIR) in Liestal, 0‘0, 0/0, Eingehende Korrespondenz Pfarrer Emil Zschokke (Präsident Landwirtschaftlicher Verein Baselland), 1840. Vgl. auch: BIR 0‘0, 0/3, Umfrage des landwirtschaftlichen Vereins an die Gemeindebehörden bezüglich Erfassung «derjenigen Kinder, deren Aufnahme in die Versorgungsanstalt besonders rathsam wäre», 1840.

in vielerlei Hinsicht aufschlussreich: In erster Linie dokumentierte sie die Sicht Geistlicher, die für rund 250 Kinder im Halbkanton Handlungsbedarf sahen. Die detaillierten Angaben über den körperlichen, intellektuellen und sittlichen Zustand zeichneten ein mehrheitlich positives Bild, die Kinder selbst boten also keinen Anlass zur «Platzierung». Es waren vielmehr die familiären Begleitumstände, die eine «Versorgung» nötig machten. Eine mangelhafte Erziehung wurde hingegen nur bei 21 Prozent (55 Kindern) attestiert. Insofern wurde die Aufnahme der Kinder in die Liste hauptsächlich wirtschaftlich und nicht moralisch-ethisch begründet. Obwohl von Seiten der Pfarrämter grundsätzlich Bedarf an einer Armenerziehungsanstalt angemeldet wurde und einige Gemeinden die «Subscriptionen» auch durchführten, verliefen die Bestrebungen im Sand. Der Vorstand des Landwirtschaftlichen Vereins konzentrierte sich in den 1840er Jahren primär auf die Ausrichtung von Agrarausstellungen und stufte die zuvor gemachten Anstrengungen in der Armutsbekämpfung als sekundär ein.

Acht Jahre später ergriffen Regierungsrat Benedikt Banga (1802–1865) und Schulinspektor Johannes Kettiger (1802–1869) erneut die Initiative, um «eine Versammlung zur Besprechung über Verbesserung der Armenerziehung» abzuhalten.[22] Diese führte zur Konstituierung des Basellandschaftlichen Armerziehungsvereins am 10. Dezember 1848. In dessen Nachgang versandte der Vorstand unter dem Präsidium Bangas einen «Aufruf zur Theilnahme am Verein für Armenerziehung» an die «Wohlthäter und Menschenfreunde in Basel-Land», um den «Thatbestand der Hülfsbedürftigkeit auszumitteln» und um dort anzusetzen, wo die Umstände es dringend erforderten. Der Vorstand appellierte an den «christlichen Sinn», da die Unterstützung des Vereins eine Sache Gottes sei, wofür jeder «Menschenfreund» ein Glaubens- und Liebesbezeugnis abgeben sollte: «Nur vereinte Kraft macht stark.»[23]

Der Basellandschaftliche Armenerziehungsverein verfolge den Zweck, «der Verwahrlosung der Jugend und dem Fortschreiten der Armuth» zu begegnen und wirke dahingehend, dass

> sowohl die dazu verwendbaren Mittel des Staates als auch die Opfer christlicher Mildthätigkeit von Seite des basellandschaftlichen Volkes und anderer edlen Menschenfreunde möglichst vereinigt und nach einem wohlüberdachten Plane […] zu Nutzen gemacht werden.[24]

22 Staatsarchiv des Kantons Basel-Landschaft (StABL), PA 6026, Landwirtschaftlicher Verein beider Basel, Protokolle des Vorstands.

23 BIR, 0‘0, 1.1/0, Der einstweilige Vorstand des Vereins für Armen-Erziehung in Basel-Land an die Mitglieder des Vereins und an alle edeln Menschenfreunde, Liestal 22.11.1848.

24 BIR, 0‘0, 1.1/0, Statuten des basellandschaftlichen Vereins für Armenerziehung (Entwurf), in: Der einstweilige Vorstand des Vereins für Armen-Erziehung in Basel-Land an die Mitglieder des Vereins und an alle edeln Menschenfreunde, Liestal 1848.

Ein Teil der Vereinsmittel für die angestrebte Fremdplatzierung von Pflegekindern wurde aus sogenannten Liebesgaben alimentiert, dazu zählten freiwillige Spenden wie halbjährliche Haussammlungen («Mitgliederbeiträge») unter der Kantonsbevölkerung (zwischen 1848 und 1915 in der Höhe von Fr. 355 804,–)[25] sowie Legate und Geschenke aus *beiden* Halbkantonen (Fr. 289 638,–). Die Hauptsäule der finanziellen Ressourcenbeschaffung bestand indes in den obligatorischen Gemeindebeiträgen: In den Pflegeverträgen wurde der Kostenteiler zwischen der für das Pflegekind beitragspflichtigen Heimatgemeinde und dem Armenerziehungsverein definiert. Somit war üblicherweise ein Drittel des Kostgelds von Seiten der Gemeindebehörden garantiert (Fr. 655 206,–) und zwei Drittel wurden durch den Verein bestritten. Aber auch der Kanton förderte ab 1854 den Armenerziehungsverein mit einem jährlichen Staatsbeitrag (Fr. 105 000,–); ebenso die Kirche mit der alljährlichen «Bettagskollekte» (Fr. 156 171,–). Das Vereinsvermögen («Aktive») stieg von Fr. 2862,– im Jahr 1850 auf eine Höhe von Fr. 121 168,– im Jahr 1915, so dass auch die jährlichen Zinsen (jeweils über Fr. 4500,– ab dem Jahr 1900) eine Einnahmequelle darstellten. Die Hauptausgaben bestanden in den halbjährlich ausgerichteten Kost- und Lehrgeldern (Fr. 876 764,–), aber auch in den Aufwänden für die Kleideranschaffung (Fr. 352 017,–). Wie viele Gemeinden auch, stuften die Armenerziehungsvereine die Kostgelder nach zunehmendem Alter der Pflegekinder ab. Dies in der Annahme, dass die mit fortschreitendem Alter sich verringernden Sätze durch die Arbeitsleistung der Pflegekinder wieder aufgefangen werden könnten; die gekürzten Kostgelder standen indes einer nach Alter steigenden Kleiderzulage gegenüber.[26]

Das oberste Vereinsorgan bildete die jährliche Hauptversammlung, die die Vollziehung ihrer Beschlüsse und die Geschäftsleitung einem neunköpfigen Kantonalvorstand übertrug. Aus jedem der vier Bezirke wurden zwei Vorstandsmitglieder ernannt, das neunte stellte der Regierungsrat. Der Kantonalpräsident berief Vorstandssitzungen ein, überwachte die Protokollführung und legte die Jahresrechnung dem Vorstand und der Mitgliederversammlung zur Prüfung und Genehmigung vor. Da die Aufgabenlast mit der steigenden Pflegekinderzahl für den Präsidenten immer mehr zunahm, wurde ihm auf Grundlage der Statuten vom 22. September 1897 der «Engere Vorstand» zur Seite gestellt. Dem Kantonalvorstand und seinen Organen folgten die vier Bezirkskommissionen und auf kommunaler Ebene die Geschäftsführer.

Letztgenannte verkörperten das wichtige Bindeglied zwischen dem Verein und den Gemeinden: Die Geschäftsführer förderten in ihren Wohngemeinden die «Wirksamkeit des Vereins» und waren insbesondere in den Gründungsjahren des

25 Sämtliche im folgenden genannten Beträge stellen das akkumulierte Total aus den Jahren 1848 bis 1915 dar (BIR, 0‘0, 1.1/0, Jahresberichte des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins).

26 Guggisberg, Pflegekinder, S. 108–128.

Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins für die Bildung von Bezirkskommissionen und die Rekrutierung zahlender Mitglieder verantwortlich. Den Armenerziehungsvereinen angeschlossen waren die sogenannten Frauenvereine (oder im Fall des Kantons Aargau die Fünfrappen- oder Halbbatzenvereine),[27] die Kollekten von Haus zu Haus einsammelten. Die wichtigste Tätigkeit der Geschäftsführer lag allerdings in der Führung eines Verzeichnisses, das einerseits potentielle Pflegefamilien, andererseits aber auch sämtliche Kinder auflistete, «deren Recht auf Erziehung verkümmert» ist und die, «entweder weil sie Waisen sind, oder wegen Armuth oder Gleichgültigkeit der Eltern», Hilfe benötigten. Sie sollten zudem über die Unterbringungsart entscheiden und die Pflegeverhältnisse regelmässig inspizieren.[28] Mit dem Theologen und späteren Ständerat Martin Birmann (1828–1890) professionalisierte der Verein 1853 zuerst die Pflegekinderaufsicht auf ehrenamtlicher Basis (1875 institutionalisierte der Verein das Inspektorat, indem er eine besoldete Vollzeitstelle schuf).[29] Gleichzeitig verlieh der Kanton durch die Vergabe des Titels «Armeninspector» Birmanns Tätigkeit einen amtlichen Charakter, um den «Verkehr mit den Gemeindebehörden zu erleichtern».[30]

In den ersten Vereinsjahren suchte der Armenerziehungsverein seinen Platz in der Fürsorgelandschaft; verschiedentlich wurde auf Seiten der Gemeinden Missbehagen an seiner Arbeitsweise geäussert: Eine Armenpflege monierte, dass nach der Aufnahme eines Mädchens sich nun die Eltern «im Stillen davon gemacht» hätten und nun auch die übrigen Kinder der Gemeinde «an den Hals» hängten. Dieser «Leichtsinn der Alten» solle nicht auch noch gefördert werden. Ferner sei – so die Armenpflege weiter – wegen einer Verzögerung bei der Fremdplatzierung «eine Missstimmung unter der Ortsbehörde und der Einwohnerschaft eingetreten».[31] Der Vorstand rechtfertigte seine Handlungsweise und sah die Bedeutung des Vereins insbesondere darin, «wo möglich dem nichtswürdigen Gebrauche vorzubeugen, der in vielen Gemeinden unseres Cantons noch herrsche, die Kinder dem Mindestbietenden zu übergeben, bei welchem sie dann gewöhnlich auch am schlechtesten versorgt seien». Diesem kommunalen Mindersteigerungssystem hielt der Armenerziehungs-

27 Den Gemeinderepräsentanten, die aktiv solche Fünfrappenvereine gründen sollten, wurden «Einzüger» zur Seite gestellt. Vgl.: Staatsarchiv des Kantons Aargau (StAAG), NL.A-0261/0001, Revidirte [sic!] Statuten des Armenerziehungsvereins des Bezirks Baden vom 19.03.1867.

28 Vgl. BIR, 0‘0, 1.1/0, Statuten des basellandschaftlichen Vereins für Armenerziehung (Entwurf), in: Der einstweilige Vorstand des Vereins für Armen-Erziehung in Basel-Land an die Mitglieder des Vereins und an alle edeln Menschenfreunde, Liestal 1848, sowie BIR, 0‘0, 1.1/0, Statuten des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins vom 22.09.1897.

29 BIR, 0‘0, 1.1/0, Jahresbericht des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins über das Jahr 1875, S. 46–47.

30 Martin Birmann, Das Armenwesen im Kanton Basellandschaft, Bern 1871, S. 8.

31 BIR, 0‘0, 5.1/7, Eingehende Korrespondenz: «Bericht des Armen=Erziehungs=Vereins zu Pratteln über seine bisherige Wirksamkeit und Erfahrungen an das tit. Bezirkscomité des Armen-Vereins in Liestal, 24.05.1850.

verein sein Konzept entgegen: Während sich bei den Gemeinden die Pflegeeltern direkt meldeten, suche der Verein – wie die Erfahrung lehre – die «empfehlenswerthen Familien» selber.[32]

Während die Gemeinde das Pflegekind gewöhnlich in der eigenen Gemeinde behielt und es «den Fleck, der auf seiner Armuth haftet», und den üblen Leumund seiner Eltern mit sich herumtragen und oft hören müsse, «wie viel es die Gemeinde koste», platziere der Armenerziehungsverein die Kinder vorzugsweise entfernt von der Heimat. Die neue Umgebung und die vom Verein gespendeten frischen Kleider würden sich positiv auf die Kinder auswirken. Banga und Kettiger hoben hervor, dass sich der Verein nicht nur mit der reinen «Versorgung» begnüge, sondern den «verwahrlosten Kindern eine bessere Erziehung angedeihen» liesse, und kamen zum Fazit, «dass Armenerziehungsvereine nicht nur zeitgemäss, sondern ein dringendes Bedürfnis unserer Zeit sind».[33]

Neben der hauptsächlichen Kooperation mit kommunalen Armenpflegen wurde eine weitere ins Auge gefasst: diejenige mit Fabrikanten. Der katholische Regierungsrat und Vertreter der Ordnungspartei Eugen Madeux (1810–1886) sowie Statthalter Stephan Gutzwiller (1802–1875) sahen in der sich ausbreitenden Bandweberei im Bezirk Arlesheim eine Verdienstmöglichkeit für Kinder zwischen zwölf und dreizehn Jahren. Diese sollten bei Posamentern unterkommen und die Hausarbeit erlernen. Eine Kommission führte mit dem Präsidenten des Bandfabrikantenvereins in Basel, Karl Sarasin-Vischer (1815–1886) eine Unterhandlung.[34] Gutzwiller bemerkte anschliessend, dass die angestrebte Versetzung des florierenden Industriezweigs in den Kantonsteil, der näher an Basel lag, den Fabrikanten sehr willkommen war und daher nachhaltig unterstützt werde. Regierungsrat Johannes Mesmer (1791–1870) bemerkte, dass der Armenerziehungsverein «bei seinem Zweck u[nd] seinen Mitteln das Heranpflanzen der Bandweberei nicht unmittelbar als seine eigene Aufgabe verfolgen» könne. Dagegen entspreche es sehr wohl dem Vereinszweck, die Ideen über diese Massnahmen bei den Gemeindebehörden vorzubringen, damit von diesen aus die geeigneten Schritte unternommen würden. Falls die «Sache» dann in Gang käme, so würde der Verein darauf bedacht sein, «bedürftige Kinder zum Erlernen der Bandweberei in geeigneter Weise zu unterstützen».[35]

32 Ebd.

33 BIR, 0‘0, 1.1/0, Bericht über die Thätigkeit des Vereins für Armenerziehung von Baselland, abgestattet von seinem Vorstand an die allgemine [sic!] Versammlung und an das Publikum, Liestal 1851, S. 13–25.

34 Josef Mooser, Der «christliche Unternehmer» Karl Sarasin. Sozialer Protestantismus in der Schweiz und in Deutschland, 1860–1880, in: Thomas K. Kuhn, Martin Sallmann (Hg.), Das «Fromme Basel». Religion in einer Stadt des 19. Jahrhunderts, Basel 2002, S. 73–92.

35 BIR, 0‘0, 5.0/0, Vorstandssitzung der Bezirksversammlung Arlesheim vom 22.04.1850.

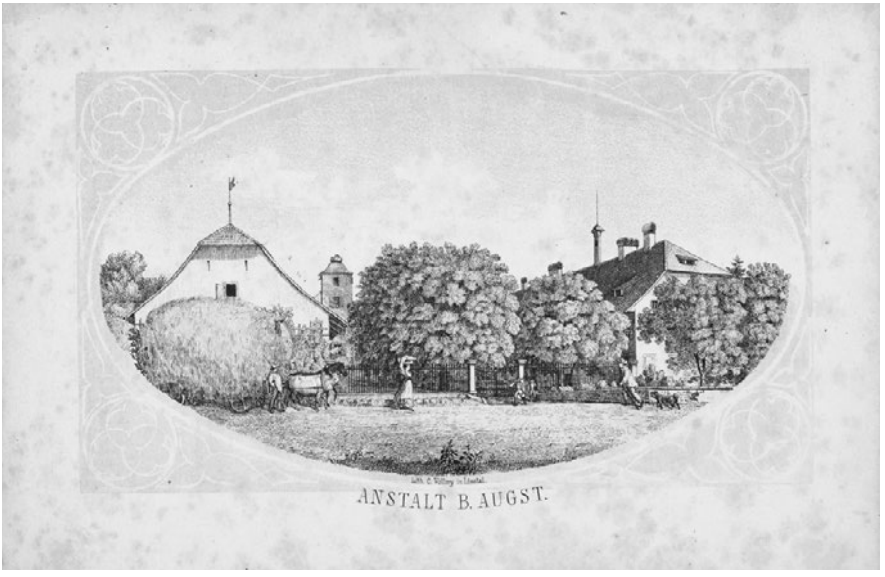

Abb. 2: Vignette der Anstalt bei Augst um 1858.[36]

In den ersten fünf Jahren nach der Vereinsgründung wurden nicht zuletzt wegen der Personalunion Benedikt Bangas – als Regierungsrat und Vereinspräsident – auf legislativem Weg namhafte Erfolge für den Armenerziehungsverein erreicht: Mit der neuen Kantonsverfassung unterstützte der Staat Privatvereine, die die «Hebung der ärmern Volksklassen» zum Zweck hatten. Mit dem Gesetz über die Versorgung verwahrloster Kinder vom 22. November 1853, das auf gemeinsame Bemühungen der Behörden und des Armenerziehungsvereins zurückging, gelang die Schaffung eines Regelwerks von «kulturpolitischer Bedeutung».[37] Im Gesetz wurde festgehalten, dass Eltern, die ihre Kinder «körperlich und sittlich verkümmern lassen; überhaupt die Erziehung derselben auffallend vernachlässigen», das Recht zur Erziehung ihrer Kinder abgesprochen werde. Der Vorstand befand, dass durch diese Bestimmung «der Privatwohlthätigkeit eine zweckmässige Verbindung mit der gesetzlichen Armenpflege ermöglicht und gesichert» wurde. Mit dem Gesetz und dem

36 BIR, 0‘0, 6/3, Lithographie von C. Völlmy in Liestal (Eigentum der Birmann-Stiftung, Liestal).
37 BIR, 0‘0, 1.1/0, Zweiter Rechenschaftsbericht des basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins. Mit einem Vorwort zur freundlichen Begrüssung der Schweiz. Gemeinnützigen Gesellschaft zu Liestal den 19. und 20. September 1854, Liestal 1854, S. 7.

vollamtlichen Armeninspektor wurde somit die rechtliche und parastaatliche Stellung des Armenerziehungsvereins nachhaltig gestärkt.[38]

Gleichzeitig konnte mit einer grosszügigen Spende der Philanthropin Juliane Birmann-Vischer (1785–1859) die vereinseigene Knabenanstalt Augst eröffnet werden (vgl. Abb. 2). Ziel der Erziehung durch Arbeit sollte gemäss Banga «die Hebung des Selbstvertrauens» sein: Denn es sei nicht arm, «der arbeiten kann und arbeiten will – dieses Bewusstsein und dieses Selbstvertrauen, sie sind die reichste Frucht und der höchste Erfolg solcher Anstalten».[39]

Zwischen Pragmatismus und Menschenliebe: Philanthropisches Wirken auf der individuellen Ebene

Der Basellandschaftliche Armenerziehungsverein wurde im Oktober 1848 von 193 Männern aus der Taufe gehoben, dabei kamen 38 aus der Stadt Liestal und 145 aus dem gleichnamigen Bezirk sowie zehn aus dem Bezirk Arlesheim. Unter ihnen waren städtische Handwerker (Schlosser, Seiler etc.), Vertreter der kommunalen und kantonalen Verwaltung (Gemeinderäte, Lehrer, Gerichtsschreiber, Regierungs- und Landräte), Industrielle sowie Geistliche.[40] Sechs Jahre später oblag die Vereinsführung kantonalen Grössen wie Regierungsrat Banga (Präsidium), Landrat Daniel August Alioth (1816–1889), Regierungspräsident Daniel Bieder (1825–1910), Landrat Martin Birmann, Nationalrat Stephan Gutzwiller (1802–1875) oder baselstädtischen Exponenten wie dem Seidenfabrikaten und Leiter der nach ihm benannten industriellen Erziehungsanstalt Johann Jakob Richter-Linder (1789–1874) oder Bankdirektor Johann Jakob Speiser (1813–1856).[41] Die männlichen Vorstandsmitglieder gehörten gutbürgerlichen Schichten an und kamen ihrer Vereinsaufgabe ehrenamtlich *neben* der regulären Berufstätigkeit nach. Worin sahen sie den Sinn ihrer oftmals Dezennien dauernden Tätigkeit?

38 Vgl. auch: «Die Versorgung solcher verwahrloster Kinder übernimmt in erster Linie der Gemeinderath in Verbindung mit der Schulpflege, wo das Kind heimatberechtigt ist; in zweiter Linie der Armenerziehungsverein und jede andere Privatanstalt, deren Statuten vom Regierungsrat genehmigt worden sind.» In: § 3 Gesetz über Versorgung verwahrloster Kinder vom 22.11.1853.

39 BIR, 0‘0, 1.1/0, Benedikt Banga: Bericht über die Thätigkeit des Vereins für Armenerziehung von Baselland, abgestattet von seinem Vorstand an die Allgemine (sic!) Versammlung und an das Publikum, Liestal, 1851, S. 7.

40 BIR, 0‘0, 1.1/0, Verzeichniss derjenigen Männer, welche den Verein für Armenerziehung in Basel-Land am 1. Oktober [1848] gestiftet haben, in: Der einstweilige Vorstand des Vereins für Armen=Erziehung in Basel-Land, an die Mitglieder des Vereins und an alle edeln Menschenfreunde, Liestal 1848.

41 BIR, 0‘0, 1.1/0, Jahresbericht des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins über das Jahr 1854. Mit einem Vorwort zur freundlichen Begrüssung der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft zu Liestal den 19. und 20. September 1854.

Die Philanthropie – als Grundtenor der meisten Mitglieder – reagierte auf die «alten lokalen Formen der Handhabung oder der Unterdrückung von Problemen und sozialen Konflikten», wie bei der Reaktion auf die praktizierten Mindersteigerungen aufgezeigt werden konnte, mit der Forderung nach einer humaneren, dennoch rationalisierteren und zentralisierteren Koordination der Armutsbekämpfung. Insbesondere wollte sie auch «politische Antworten» auf diese neuen Zustände erwirken.[42] Der erste vollamtliche Armeninspektor des Vereins, Martin Birmann, vereinte viele dieser Bestrebungen in seiner Person. Birmann blickte in seinen «autobiographischen Skizzen» auf sein Leben zurück und beschrieb, wie ihm dadurch, dass Juliane Birmann-Vischer ihn adoptierte, ein gewisser «Standesrespect» entgegenkam und er durch den vom Regierungsrat verliehenen Titel «Armeninspector» sich innerhalb des Gevierts Verein – Gemeinde – Kanton – Kirche plötzlich behaupten konnte.[43] Das Vermögen seiner Adoptivmutter machte ihn finanziell unabhängig, so blieb er bis 1888 unbesoldeter Basellandschaftlicher Armeninspektor. Neben seiner philanthropischen Tätigkeit war er öffentlich aktiv und gehörte 1852 zu den Gründern des liberalen Blattes «Bundesfreund», reorganisierte das Kantonsspital und initiierte 1877 dessen Neubau. Zwischen 1859 und 1890 war er Verwaltungsrat der Basellandschaftlichen Hypothekenbank und der Waldenburgbahn (1880–1890), aktiv im landwirtschaftlichen Verein sowie der Schweizerischen und Basellandschaftlichen Gemeinnützigen Gesellschaft. Fast vierzig Jahre lang war er im Landrat tätig und prägte unter anderem das kantonale Armengesetz. Zwischen 1869 und 1890 vertrat er den Kanton im Ständerat.[44] Birmann und seine Vorstandskollegen waren vermögend und durch Personalunionen mit wichtigen Ämtern und weiteren Institutionen verbunden. Diese Soziabilität und ihre Reputation setzten sie gezielt bei der Ressourcenbeschaffung, der Legitimierung der Vereinsarbeit und der Verankerung des Armenerziehungsvereins in der kantonalen «Fürsorgelandschaft» ein.

Neben der institutionellen Ebene können die Anstrengungen zur Professionalisierung des Pflegekinderwesens auch anhand der Inspektionstätigkeit vereinsintern illustriert werden: Bevor der Basellandschaftliche Armenerziehungsverein seinen ersten ehrenamtlichen Inspektor hatte, besorgten die Vorstandsmitglieder die Inspektionen selbst. Der direkte Kontakt zwischen den Mitgliedern, den Pflegeeltern und -kindern wurde beispielsweise anlässlich der halbjährlichen Übergabe der Kostgelder gepflegt. Bei deren Übergabe hatten die Erwachsenen und die ihnen an-

42 Thomas David, Nicolas Guilhot, Malik Mazbouri, Janick M. Schaufelbuehl, Einleitung. Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: dies. (Hg.), Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert. Philanthropie et Pouvoir, 19e et 20e siecle. Traverse. Zeitschrift für Geschichte 13/1 (2006), S. 10.

43 StABL, PA 6056, Birmann-Socin Martin 62 (1828–1890) Theologe, Politiker, Dossier 22: Autobiographische Skizzen.

44 Kaspar Birkhäuser, Das Personenlexikon des Kantons Basel-Landschaft, Liestal 1997, S. 27.

vertrauten Kinder während einer Vorstandssitzung zu erscheinen, «wobei zuerst die Pflegeeltern vorgerufen werden und über die Kinder referiren und dann auch die Kinder an der Hand ihrer Eltern zu erscheinen haben».[45]

Die Aufsicht Mitte des 19. Jahrhunderts fand über visuelle Eindrücke statt und das Kind hatte wenig Spielraum, neben seinen Pflegeeltern «frei» über Probleme zu sprechen. Ausserdem fanden diese Kontrollen nie in einem intimeren Rahmen statt, so dass für die Vorgeladenen die Inspektion einem «Auftritt» vor den Geldgebern gleichkam. Diese Praxis dauerte auch nach Einsetzung des vollamtlichen Inspektors im Jahr 1874 fort: «Pflegekinder: diese wurden heute von den Pflegeeltern dem Verein vorgeführt und machten den Eindruck, dass sie gut gehalten werden.» Weil man die Kinder aber «nur im Sonntagsstaat» zu Gesicht bekomme, sollten die Vereinsmitglieder neuerdings die Kinder zusätzlich auch in den Pflegehäusern inspizieren.[46] Dieser Wechsel von der öffentlichen zur privaten Inspektion lässt vermuten, dass die Vorstandsmitglieder zwischen einer etwaigen Inszenierung und den davon abweichenden tatsächlichen Pflegeplatzverhältnissen abstrahieren konnten.[47]

«Da muss die Wohlthat sich ihr Recht erzwingen, da will das Gute aufgedrungen sein.»[48]

Die kommunale «Verdingung» von Kindern aus sozial-vulnerablen Familien zur Entlastung der Armenfonds im Kontrast zu vereinsgetragenen Fremdplatzierungen bildete den Ausgangspunkt vorliegender Studie. Philanthropische Gesellschaften – im Jahr 1858 rund 500 in der Schweiz – reagierten auf die unwürdigen «Mindersteigerungen» nicht zuletzt auch deshalb kritisch, weil Kinder in den Armengesetzen per Definition als «würdige Arme» und «unterstützungsbedürftig» galten. Eine dieser Gründungen, der 1848 entstandene Basellandschaftliche Armenerziehungsverein, wurde auf kantonaler Ebene besprochen. Dabei zeigte sich, dass sich in finanziellen Belangen eine *mixed economy of welfare* etablierte: Private Gelder aus Haussammlungen und namhafte Schenkungen beider Halbkantone wurden durch institutionelle Beiträge wie kirchliche Sammlungen (Bettagskollekte) oder kommunale und

45 BIR, 0‘0, 5.2/0, Vorstandssitzung der Bezirksversammlung Sissach vom 24.01.1855, S. 1.
46 BIR, 0‘0, 5.3/0, Vorstandssitzung der Bezirksversammlung Waldenburg vom 27.10.1880, S. 1.
47 BIR, 0‘0, 5.3/0, Vorstandssitzung der Bezirksversammlung Waldenburg vom 18.10.1883, S. 5.
48 «Wo Eltern selbst die Pflichten schwer verletzen, Im Kinde nur des Bettels Werkzeug sehn, Die Kinder selbst auf böse Wege hetzen, Muss Strenge Hand in Hand mit Milde gehn. Da muss die Wohlthat sich ihr Recht erzwingen, Da will das Gute aufgedrungen sein. Und kämpfend nur kann man dort Hülfe bringen, Dem Kinde kämpfend nur ein Retter sein.» Aus: BIR, 0‘0, 1.1/0, Jahresbericht des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins über das Jahr 1891, S. 4–5. Das Gedicht (hier die dritte und letzte Strophe) wurde ohne Nennung des Autors abgedruckt, höchstwahrscheinlich entstammt es der Feder eines Vorstandsmitglieds.

kantonale Beiträge (Anteilszahlung der Heimatgemeinden an Kostgelder, Staatsbeiträge) ergänzt.[49]

Dabei beschränkte sich die Zusammenarbeit privater und öffentlich-rechtlicher Institutionen im Baselbieter Kontext nicht nur auf die pekuniäre Seite, sondern fand in Form von Personalunionen insbesondere auch auf politischer Ebene statt: So konnte sich der Armenerziehungsverein direkt in die Gesetzgebung des noch jungen Kantons einbringen und seine Rahmenbedingungen wesentlich mitgestalten. Insofern wäre der angesprochene Austausch auf verschiedenen Ebenen treffender mit dem Begriff *public-private welfare mix* zu umschreiben.[50] Anhand des Fallbeispiels konnte aufgezeigt werden, wie namhafte «Menschenfreunde» sensitiv auf das fürsorgerische Vakuum des undifferenzierten kantonalen und kommunalen Behördenapparats (fehlende Armenfürsorgen) und der stark begrenzten staatlichen Finanzmittel reagierten. Sie selbst nahmen ihre Aufgabe insofern als sozialpolitisches Bedürfnis wahr, als sie auf Grundlage einer Erhebung die Anzahl «versorgungsbedürftiger» Kinder eruierten und eine parastaatliche Körperschaft ins Leben riefen, die aufgrund personeller Konstellationen tief in Gesellschaft, Kirche, Politik und Verwaltung verwurzelt war. Insofern schufen sie sich ein Gefäss, worin sie fast ohne staatliche Einwirkung regionale Sozialpolitik betreiben konnten[51] und mit der Erziehung sozial schwächer gestellter Kinder und Jugendlicher auf ein «climat d'irénisme social» abzielten.[52]

Die menschlichen und insbesondere auch finanziellen Ressourcen ermöglichten es dem Basellandschaftlichen Armenerziehungsverein, bewusste Kritik am kommunalen «Verdingsystem» zu üben und mit der eigenen Fürsorgepraxis (bspw. auch mit der Gründung der eigenen Anstalt Augst) aktiv aufzutreten. Ferner sprengte der philanthropische Verein mit seinem Konzept der Fremdplatzierung von Kindern ausserhalb ihrer eigenen Wohngemeinde erstens das starr lokal definierte heimatliche Unterstützungsprinzip, zweitens veränderte er die Pflegeplatzwahl von rein finanziellen zu qualitativ-diversifizierten Auswahlkriterien und drittens professionalisierte er durch die individuelle Inspektion durch einen vollamtlichen Inspektor (mit öffentlich-rechtlichen Befugnissen) die Aufsicht über die unterstützten Minderjährigen.[53]

49 Zum Aushandlungsprozess zwischen Rechten und Verantwortlichkeiten vgl. auch: Harris et al., Introduction. «Mixed Economy of Welfare», S. 10.

50 Dass die Armenpflege kein «staatliches Vorrecht» war, vertiefen Katz und Sachsse, The mixed Economy, S. 21. Vgl. auch: Lutz Raphael, The Twisted Paths of Recognition and Protection: Vulnerability and Welfare in European Societies, in: Althammer et al. (Hg.), Rescuing the Vulnerable, S. 405–416.

51 Degen, Geschichte der NPO, S. 82.

52 Chantal Fry Renevey, Eleonore Zottos, La philanthropie genévoise au service de l'enfance. Protéger et encadrer les plus pauvres, in: Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert. Traverse. Zeitschrift für Geschichte 13/1 (2006), S. 77.

53 Zur Übernahme öffentlich-rechtlicher Aufgaben durch private Institutionen vgl.: Katz und Sachsse, The mixed Economy, S. 21.

Les politiques de l'enfance en Suisse romande: le lent reflux d'un élan philanthropique (1800–1960)

Joëlle Droux

Si l'émergence de la philanthropie durant la phase d'industrialisation des sociétés européennes a suscité de riches études, il n'en est pas de même de la période qui a vu s'amenuiser son influence.[1] Pour ces périodes plus contemporaines, ce sont dans un premier temps les sciences politiques qui ont travaillé sur l'élaboration des principaux systèmes nationaux de sécurité sociale d'après-guerre. Leurs travaux restent cependant peu précis sur la façon dont cette mutation aurait affecté la philanthropie, laquelle aurait été «mise sur la touche sous l'effet de l'expansion de l'Etat Providence»[2]. Une lacune que de récentes analyses historiques comblent en grande partie: elles montrent ainsi que dans les systèmes contemporains de «*mixed economy of welfare*» qui ont prévalu après la guerre, les milieux associatifs sont restés très actifs.[3] Mais dans quelle mesure ce tissu associatif rompt-il (ou non) avec l'héritage philanthropique? Comment le discours, les représentations et les pratiques relatifs aux situations de pauvreté, dont les œuvres avaient contribué à imposer l'usage, ont-ils été affectés par cette évolution?

Autre point de discussion historiographique, celui qui concerne l'évolution du rôle des professionnels de l'action sociale, entre le temps des philanthropes et celui de l'Etat providence: «Le spécialiste et le professionnel de l'action sociale, puis plus tard le bureaucrate, remplacent le philanthrope.»[4] L'émergence de systèmes garantissant les droits sociaux se serait donc manifestée par une professionnalisation croissante des personnels appelés à les mettre en œuvre: on serait ainsi passé d'un «champ du travail social d'abord investi par des bénévoles [qui ont fait place] à des professionnels formés dans des écoles spécifiques à partir du tournant du XX^{e} siècle»[5]. Une évolution qui rimerait avec gain d'efficacité et de technicité.[6]

1 Le présent article a été rédigé dans le cadre du projet «Placing Children in Care: Child Welfare in Switzerland (1940–1990)», SNF number CRSII1_147695. Je remercie Véronique Czàka et Olivia Vernay, respectivement collaboratrice et stagiaire dans l'équipe ERHISE (FPSE, Université de Genève) pour leur collaboration.

2 Theo N. M. Schuyt, La philanthropie dans les Etats providence européens: une promesse ambitieuse, in: Revue internationale des sciences administratives 76 (2010), pp. 811–826 (citation p. 813).

3 Axelle Brodiez-Dolino, Combattre la pauvreté: vulnérabilités sociales et sanitaires de 1880 à nos jours, Paris 2013.

4 Céline Leglaive-Perani, De la charité à la philanthropie, in: Archives Juives 44/1 (2011), pp. 4–16, p. 4.

5 Evelyne Baillergeau, Les enjeux contemporains du travail social en Europe, in: Informations sociales 2 (2009), pp. 40–48, p. 41.

6 André Gueslin, Une histoire de la grande pauvreté dans la France du XX^{e} siècle, Paris 2013, p. 67.

Mais ces «nouveaux» professionnels n'ont-ils pas eux aussi travaillé au sein d'un secteur privé encore très vivace après la guerre? Comment les pratiques institutionnelles héritées des philanthropes fondateurs se sont-elles alors conciliées avec ce processus de professionnalisation?

S'il n'est pas question ici de traiter l'intégralité de ces interrogations, on s'efforcera de mieux comprendre comment s'est jouée cette évolution, en l'observant à partir du champ de la protection de l'enfance. On sait en effet que les populations infantiles ont représenté un terreau particulièrement fertile de l'action philanthropique dans le monde occidental dès le début du XIX^e^ siècle. On tentera ici, à partir de l'étude des dispositifs successifs de protection de l'enfance mis en place dans le contexte suisse romand, d'analyser le poids et l'influence des discours et des pratiques philanthropiques dans la structuration de ce champs d'action en tentant de peser le poids respectifs des changements, mais aussi des éléments de continuité, entre œuvres privées et action publique.

L'enfance, terrain et terreau de l'action philanthropique

Si l'action philanthropique s'est engagée dans une diversité d'interventions destinées à lutter contre le paupérisme, la «cible» de l'enfance représente à bien des égards son terrain d'élection. Cela tient à ses ambitions: la philanthropie affirme en effet s'opposer à la charité chrétienne et à ses aumônes, jugées peu efficaces.[7] Les milieux philanthropiques aspirent quant à eux à résoudre le problème de l'indigence en agissant à sa racine. Prévenir le mal autant que le guérir, agir aussitôt que possible, et durer aussi longtemps que nécessaire pour parvenir à obtenir un effet: transformer le pauvre dans ses comportements. Car la philanthropie est basée avant tout sur un projet éducatif: «arracher 'les pauvres' à leurs habitudes de paresse et d'indolence, et faire naître en eux l'espoir d'une amélioration future»[8], en les forçant à s'aider eux-mêmes par le travail et l'épargne. Transformer le pauvre par l'éducation: tel est donc un des buts privilégiés de la philanthropie. On comprend dès lors pourquoi l'enfance devient la cible de choix de ses interventions: en se saisissant de l'enfant, on peut agir précocement, avant même que des comportements nuisibles à son avenir ne soient définitivement ancrés. On escomptait en outre que sa nature plus flexible, son éducabilité, postulées par les pédagogues des Lumières[9], faciliteraient, si on parvenait à exercer une influence corrective sur lui, l'implantation des bons réflexes. C'est le but que poursuivent les œuvres philanthropiques destinées à recueillir l'enfance malheureuse.

7 Leglaive-Perani, *op. cit.*, p. 5.
8 Giovanna Procacci, Gouverner la misère, Paris 1993, p. 122.
9 Jeroen Dekker, Entre Rousseau et péché originel. Le modèle néerlandais de la protection de l'enfance au XIX^e^ siècle, in: Revue d'histoire de l'enfance irrégulière 5 (2003), pp. 27–2.

Simultanément, en contribuant à former des travailleurs, des soldats, des citoyens ou des mères de famille, disciplinés, laborieux et solides, la philanthropie espère nourrir le progrès économique, l'ordre social et la construction de la Nation. C'est aussi ce qui explique que l'essor philanthropique se développe en symbiose avec l'édification de l'Etat moderne: celui-ci déléguant aux œuvres toute une série d'activités à caractère sanitaire, éducatif ou d'assistance, qu'il n'assume en règle générale encore pas durant ces premières décennies d'inspiration libérale.

Quant à leur organisation, les œuvres centrées sur la protection et l'assistance à l'enfance se particularisent par leur attachement à un modèle d'organisation imité de la famille.[10] Le philanthrope a en effet l'ambition d'offrir à l'enfant démuni, malade ou orphelin une famille de substitution, considérant que les classes populaires représentent un milieu à risque pour leurs enfants, du fait de leurs mœurs déréglées et des modèles éducatifs déplorables qu'elles dispensent (immoralité, paresse, prodigalité, imprévoyance, violence). Les établissements philanthropiques destinés aux enfants sont de ce fait organisés en contrepoint de ces représentations des milieux populaires: conçus comme autant de familles, certes artificielles, ils visent à se substituer au milieu d'origine afin de cultiver les dispositions naturellement bonnes de l'enfant.

Ce modèle familial va s'inscrire d'ailleurs dans une logique ségrégative: il cherche à isoler les enfants pris en charge de leur milieu d'origine pour les (ré) éduquer avant de les réintroduire dans le tissu social. La ségrégation remplit ici plusieurs fonctions. Elle est éducative en ce qu'elle vise à inculquer des valeurs, normes et habitudes de bons comportements (moralité, épargne, travail, hygiène), en lieu et place des parents. Elle est aussi une forme de gestion du risque social puisqu'en isolant les mineurs perçus comme dangereux (notamment les enfants vagabonds ou isolés), elle protège la société de la menace qu'ils représentent. Sa finalité économique est quant à elle primordiale, puisqu'elle «répare», prépare et instruit les générations de futurs travailleurs. La mise en application de ce modèle, notamment dans les institutions destinées aux jeunes à risque (délinquants, abandonnés), s'appuie sur des méthodes éducatives largement partagées (surveillance constante, alternance instruction et travail, discipline basée sur un système de récompenses/punitions); une même convergence s'observe au niveau de leurs effets (résistances et révoltes matées par un recours systématique à la répression, fréquence des châtiments corporels).[11]

10 Martine Ruchat, Modèles, systèmes et méthodes dans l'éducation correctionnelle en Suisse romande, 1820–1914, in: Revue d'histoire de l'enfance irrégulière 5 (2003), pp. 5–26.

11 Martine Ruchat, Les chroniques du mal. Le journal de l'éducation correctionnelle 1850–1918, Genève 1998; Jeroen Dekker, The will to change the child: re-education homes for children at risk in 19th century Western Europe, Frankfurt 2001; Marie-Sylvie Dupont-Bouchat, Enfants corrigés, enfants protégés. Genèse de la protection de l'enfance en Belgique, en France et aux Pays-Bas (1820–1914), in: Droit et société, 32 (1996), pp. 89–104.

Cette logique ségrégative inspire une diversité d'entreprises éducatives ou correctionnelles d'un bout à l'autre de l'Occident. La Suisse ne fait pas exception: le pays se couvre ainsi d'un tissu d'institutions destinées à l'enfance malheureuse sous toutes ses formes (abandonnée, délinquante, orpheline, infirme, malade). Ces œuvres bénéficient du large soutien des élites (de la bourgeoisie notamment), qui les dotent et les gèrent. Les femmes jouent d'ailleurs ici un rôle important: c'est tout particulièrement le cas dans les œuvres orientées vers l'éducation ou les soins, qui vont leur permettre de gagner une agentivité et une visibilité nouvelles dans l'espace public, y compris au niveau international.[12] Par ailleurs, le soutien des classes moyennes ou populaires au projet social philanthropique témoigne de son caractère fortement intégrateur.[13] Les articles de journaux populaires regorgent d'appels à collectes en faveur des «beaux établissements de charité» et de leurs promoteurs, ces «âmes bienfaisantes qui tendent à se rapprocher, à s'unir pour faire converger tous leurs généreux efforts vers le soulagement et le perfectionnement de l'humanité»[14]. Le succès de ce type d'appels ne laisse aucun doute sur l'attractivité du projet philanthropique. Un succès que reflète aussi le recrutement des personnels d'établissements hospitaliers ou d'éducation laïcs ou confessionnels, largement issus des classes moyennes ou populaires.[15]

Les milieux scientifiques sont eux aussi directement associés aux projets philanthropiques, qui leur offrent un formidable réservoir d'expériences, avec lequel l'exiguïté des services publics ne peut pas rivaliser. Ils partagent un même registre thérapeutique d'intervention: nécessité d'une action précoce; aspiration à transformer les conduites «pathologiques»; investissement dans le modèle ségrégatif qui isole et qui soigne. Par ailleurs, philanthropes et hommes de science proviennent des mêmes milieux, et fréquentent des réseaux de sociabilité similaires, tant au plan local que plus globalement.[16] La «cause» de l'enfance en danger montre avec évidence que ses militants se retrouvent en effet dans une diversité d'arènes (congrès, associations nationales ou internationales): là, éducateurs, magistrats, médecins et philanthropes traitent de leurs entreprises respectives à égalité d'expérience et d'expertise avec les hauts fonctionnaires en charge des politiques publiques, alimentant

12 Françoise Battagliola, Les réseaux de parenté et la constitution de l'univers féminin de la réforme sociale, fin XIX^{e}–début XX^{e} siècle, in: Annales de démographie historique 112/2 (2006), pp. 77–104.
13 Frank K. Prochaska, Philanthropy, in F.M.L. Thompson (éd.), The Cambridge social history of Britain 1750–1950, vol. 3: Social Agencies and Institutions, Cambridge 1990, pp. 357–394.
14 Anon., L'asile des aveugles à Lausanne, in: L'Educateur, 1866, p. 218.
15 Martine Ruchat, L'oiseau et le cachot: naissance de l'éducation correctionnelle en Suisse romande, 1800–1913, Carouge 1993.
16 Stéphanie Ginalski, Alix Heiniger, Les réseaux de la réforme sociale à Genève autour de 1900, in: Histoire & Mesure, 31/1 (2016), pp. 85–121.

les débats de la nébuleuse réformatrice tout au long du second XIX^e siècle et contribuant à construire et à diffuser de nouvelles normes d'intervention.[17]

L'intervention de l'Etat et ses retombées: un réseau philanthropique sous contrat de confiance

Les Etats occidentaux élaborent en effet alors des politiques publiques de protection de l'enfance directement inspirées par ces forums: politiques éducatives et sociales, où l'obligation d'instruction répond à l'interdiction du travail précoce; protection sanitaire et sociale grâce aux lois sur l'assistance. Autant de réformes de fond touchant au périmètre d'action de l'Etat, susceptibles de chahuter le monopole philanthropique. Il n'en sera rien, car cette évolution va ménager soigneusement les intérêts du secteur privé.

Le cas des lois sur la protection de l'enfance, édictées à Genève entre le début des années 1890 et les années 1910, s'inspirant notamment du modèle législatif français[18], est emblématique de ce compromis. Par ces textes, l'Etat renforce son rôle dans la sauvegarde physique et morale de l'enfance, avenir de la Nation, dans la logique des lois qui la soustraient déjà à l'exploitation économique, à l'ignorance ou à l'indigence. Désormais, c'est au danger que représentent les parents négligents, coupables ou incapables que le législateur entend s'attaquer, en conférant à ses services le droit de leur enlever la garde de leurs enfants. Cette capacité d'intervention sera étendue par les réformes du droit pénal relatives au traitement des mineurs délinquants. L'enfant en danger et le mineur dangereux sont ici tous deux considérés comme victimes d'un environnement éducatif inadéquat. Que les parents soient responsables ou pas de cette éducation déficiente ne change rien à l'issue de la procédure. Parents indigents, mères divorcées chargées d'enfants, pères alcooliques, ou parents dépassés par un jeune indiscipliné: autant de cas de parentalité défaillante susceptibles de nuire au développement de l'enfant concerné, et pouvant désormais donner lieu à une intervention publique. Celle-ci s'exprime par de nouveaux dispositifs de prise en charge (autorités tutélaires, tribunal des mineurs) habilités à se substituer à la puissance paternelle déficiente au nom de la protection des enfants en difficulté. De nouvelles mesures leur sont aussi conférées afin de

17 Christian Topalov, Laboratoires du nouveau siècle: la nébuleuse réformatrice et ses réseaux en France, 1880–1914, Paris 1999; Marie-Sylvie Dupont-Bouchat, Du tourisme pénitentiaire à l'Internationale des philanthropes: la création d'un réseau pour la protection de l'enfance à travers les congrès internationaux (1840–1914), in: Paedagogica Historica 38/2–3 (2012), pp. 533–563.

18 Joëlle Droux, Enfances en difficulté: de l'enfance abandonnée à l'assistance éducative (1892–2012), Genève 2015 (rééd.); Michel Chauvière, Eric Pierre, Pierre Lenoël, Protéger l'enfant: raison juridique et pratiques socio-judiciaires, XIX^e–XX^e siècle, Rennes 1996; Michèle Becquemin, Michel Chauvière, L'enfance en danger: genèse et évolution d'une politique de protection, in: Enfances & Psy 3 (2014), pp. 16–27.

recréer autour des mineurs concernés un environnement protecteur, graduées en fonction de la gravité du cas (mettre la famille sous surveillance, placer provisoirement ou durablement l'enfant en famille ou en maison d'éducation). C'est ce même type de dispositifs que généralisera à l'ensemble du pays le Code civil suisse de 1911.[19]

La nouveauté est donc toute relative: nouveaux organes certes, mais qui s'ancrent dans une représentation de la normalité éducative qui constituait déjà le socle commun des initiatives philanthropiques autour de la cause de l'enfance malheureuse fondées au siècle précédent. Ces modèles d'intervention ont d'ailleurs déjà été discutés en amont dans les réseaux internationaux qui réunissent hauts fonctionnaires et philanthropes, où ils ont fait consensus.[20] Et de fait, l'initiative privée est intégrée de plein droit aux dispositifs publics d'intervention ainsi créés: il ne s'agit pas de la supprimer, mais bien d'en renforcer l'action en l'intégrant plus étroitement à l'appareil d'Etat. La législation protectionnelle permet donc à la philanthropie de consolider ses positions dans le champ éducatif, en récupérant dans ses institutions de rééducation une partie des mineurs retirés à leurs parents, lorsqu'aucune alternative n'est possible (placement dans la parenté ou en famille). Dès lors, le tribunal qui a placé l'enfant se repose sur ces filières institutionnelles pour évaluer les progrès éducatifs de l'enfant. Les intérêts des parents à récupérer la garde de leur enfant (notamment pour lui permettre de contribuer par son travail à la survie du foyer) passent désormais derrière le droit du mineur à être protégé et éduqué. Actions privées et publiques sont indissociables de ce processus d'encadrement des libertés parentales, au nom des intérêts de l'enfant.

Un processus qui semble s'imposer sans difficulté au sein de l'opinion publique. Ainsi, au législatif genevois, seules quelques voix s'effraient d'une attaque «étatiste» contre la famille, que le recours à l'argument sécuritaire paraît d'ailleurs convaincre aisément: en affirmant que la délinquance résulte en règle générale d'une mauvaise éducation, les promoteurs de ces lois justifient le processus d'intervention préventive qui vise à sanctionner les mauvais parents pour protéger leur enfant de leur influence. S'ancre l'idée que c'est par l'éducation, et non par la répression, qu'on parviendra à prévenir la délinquance et toute forme de déchéance morale. Une conviction qui semble faire largement consensus: en témoignent les nombreux signalements d'enfants en danger ou maltraités enregistrés par les ser-

19 Alfred Silbernagel, Le droit de l'enfant dans le code civil suisse en comparaison avec le droit des autres pays, Lausanne 1928.

20 Chris Leonards, Border-Crossing: Care and the «Criminal Child» in 19th Century European Penal Congresses, in: P. Cox, H. Shore (éd.), Becoming Delinquent: British and European Youth, 1650–1950, Dartmouth 2002, pp. 105–121; Eckhardt Fuchs, From punishment to education: The international debate on juvenile penal reform before World War I, in: Prospects 45/1 (2015), pp. 113–126.

vices de protection de l'enfance nouvellement créés, signe que le corps social adhère à la logique préventive et aux représentations qui le sous-tendent.

Aux yeux des agents chargés d'appliquer les lois, comme de ceux qui s'en saisissent pour signaler des familles problématiques, l'incompétence parentale semble en effet reposer sur une représentation très normative des bonnes pratiques éducatives, très proche des idéaux incarnés depuis des décennies par les œuvres philanthropiques. C'est bien en référence à cette norme de parentalité qu'un agent du service genevois de protection de l'enfance évalue une famille problématique en 1921: «La mère est sans énergie et d'une drôle de mentalité, n'a aucun goût pour la tenue de son ménage dans lequel il y respire la grande misère. […] Ces gens sont restés dans la misère et ils n'en sortiront jamais, ce qui est très regrettable car leurs enfants sont assez intelligents et intéressants, mais ils souffrent évidemment de l'incurie de leurs parents.»[21] Face à ces écarts à la norme attendue et aux risques qu'ils font peser sur le devenir des enfants, l'éloignement de ces derniers apparaît comme une nécessité. Et l'expérience en matière de redressement éducatif dont peuvent se prévaloir les institutions philanthropiques explique aisément que les magistrats recourent largement à elles pour prendre en charge ces mineurs en danger. C'est le cas du juge genevois des mineurs qui a condamné le jeune Joseph N., 16 ans, à deux ans d'internement pour vol à l'Institut de Drognens (FR) en 1917 afin qu'il y prenne «des habitudes de travail et de discipline qui lui permettront désormais de se bien conduire»[22]. Un placement rééducatif bien souvent réclamé par les parents eux-mêmes, démunis face aux attitudes rebelles de leurs adolescents, telle la jeune Lina B., âgée de 15 ans: sa mère veuve demande son placement à la Chambre des Tutelles de Genève en 1938, car «elle a des habitudes de mensonge, cherche à se soustraire à mon autorité, se maquille et a tendance à fréquenter des jeunes gens de son âge […]. Il est nécessaire d'assurer sa rééducation, ce que je ne saurais faire moi-même»[23]. Le tribunal prononcera son placement à la maison d'éducation de La Ruche, à Neuchâtel, qui, comme bien d'autres institutions philanthropiques anciennes, réorientent alors leur offre vers ces nouvelles clientèles des «enfants de justice»[24]. Une réorientation bienvenue, à l'heure de la disparition progressive des formes anciennes de misère sociale infantile (tels les orphelins).

Au fil de tels placements, les enfants en difficulté ou difficiles, extraits de l'environnement social, familial et scolaire ordinaire au nom de la protection de leur

21 Archives d'Etat de Genève (AEG), Archives Département Justice et Police (ADJP), 1986 va 23/8.6, Dossier 41 (1921).
22 AEG, ADJP, 1986 va 23/20.3, Chambre pénale de l'enfance, 21 janvier 1919.
23 AEG, ADJP, 1986 va 23/8.14, Dossier 101 (1938).
24 David Niget, De l'impossible violence aux troubles du comportement: l'observation médico-pédagogique des jeunes délinquantes dans la Belgique des années 1950, in: L. Bantigny, J.-C. Vimont (éd.), Sous l'œil de l'expert: les dossiers judiciaires de personnalité, Rouen 2010, pp. 105–122.

droit à l'éducation, vont devenir une des principales catégories de mineurs reçues dans les établissements éducatifs philanthropiques qui se sont partiellement restructurés pour accueillir ces pupilles «cas sociaux»: comme l'évoquera le tuteur général de Genève en 1941, désormais, «de la pouponnière à la maison d'éducation puis de réforme, c'est un véritable arc-en-ciel d'établissements qui se succèdent [pour] servir la cause des déshérités»[25]. Une adaptation à la demande de placement qui se révèle sans doute moins poétique dans la réalité…

Un dispositif en mutation? Emergence des savoirs spécialisés et des professions sociales

Les années 1930 voient le dispositif de protection de l'enfance se complexifier avec l'apparition de nouvelles institutions, actives notamment sur le front du dépistage. Ce mouvement s'esquisse dès la fin du XIXe siècle, avec l'émergence d'une nouvelle venue disciplinaire, la pédologie, qui ambitionne de fédérer les sciences de l'enfant.[26] Si cette aspiration fait long feu, la pédologie sert néanmoins de tremplin aux sciences de l'éducation. C'est le cas avec la fondation en 1912 à Genève de l'Institut Jean-Jacques Rousseau. Les experts de la pédagogie de l'enfant «normal» y côtoient les spécialistes des «anormaux» (psychologues et psychiatres notamment). Ceux-ci expérimentent diverses techniques d'investigation, susceptibles de dépister et d'objectiver les déficiences des enfants (tests, observations, examens). Grâce à son service de consultation, l'Institut peut ainsi recevoir les enfants victimes de troubles ou de difficultés, les étudier, poser un diagnostic et préconiser des modes de prise en charge.[27]

En Romandie comme ailleurs[28], des centres de guidance infantile vont se multiplier, et progressivement s'imposer comme partenaires des dispositifs de protection de l'enfance. Avant de prononcer une mesure de placement, les magistrats prennent dorénavant l'habitude de consulter ces experts, afin de savoir si les enfants difficiles sont atteints d'une pathologie nerveuse ou mentale, et vers quel traitement (éducatif

25 AEG, Archives du Département de l'Instruction publique, 1985 va 5.3.457 (lettre du tuteur général, 3 février 1941).

26 Rita Hofstetter, La transformation de l'enfant en écolier (du XIXe au milieu du XXe siècle): les «eurêkas» des sciences de l'homme naissantes, entre scientisme et romantisme: un «naturalisme» de l'enfance, in: Paedagogica Historica 48/1 (2012), pp. 31–50.

27 Rita Hofstetter, Marc Ratcliff, Bernard Schneuwly, Cent ans de vie: 1912–2012: la Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation héritière de l'Institut Rousseau et de l'ère piagétienne, Genève 2012.

28 Kathleen W. Jones, Taming the troublesome child. American families, child guidance, and the limits of psychiatric authority, Cambridge 1999; Veerle Massin, Violence et anormalité: la déjudiciarisation des mineures délinquantes au profit des institutions psychiatriques (Belgique, 1912–1965), in: A. François, V. Massin, D. Niget (éd.), Violences juvéniles sous expertise(s), XIXe–XXIe siècles, Louvain 2011, pp. 81–106.

ou médical) les orienter. Le Code pénal suisse de 1942 renforcera ces collaborations, en facilitant le recours à l'expertise dans les procédures pénales des mineurs: ainsi, le nombre de consultations de l'Office médico-pédagogique vaudois passe de 900 en 1942 à 6133 en 1948.[29] Plus largement, c'est l'ensemble des collectivités travaillant avec des enfants (en premier lieu les écoles) qui alimentent ces consultations. En adéquation avec le mouvement d'hygiène mentale qui l'inspire, l'expertise médico-pédagogique qui s'y déploie contribue à médicaliser l'étiologie des troubles du comportement, interprétés comme autant d'effets des déficiences mentales ou physiologiques dont les mineurs sont porteurs. Pour autant, le rôle de l'éducation dans le déclenchement des troubles infantiles n'est pas négligé, il devient même déterminant dans le système étiologique forgé par les spécialistes de l'hygiène mentale: «L'essentiel des mesures prophylactiques relève dans l'enfance et la jeunesse de l'éducation» affirme ainsi un des ténors du mouvement en Romandie.[30] Les soupçons sur le rôle pathologique de certaines familles en ressortent comme naturalisés: «La famille, qui est le creuset où se fond le caractère de l'enfant, est trop souvent aussi l'école de l'anomalie du caractère.»[31] Ainsi, la famille «peut activer le développement des mille facultés latentes; elle peut aussi, hélas, le retarder, l'étouffer, et, c'est la pire des éventualités, le milieu peut déformer, vicier, pervertir une mentalité en voie d'épanouissement.»[32] Ces nouveaux experts de l'enfant vont devenir les alliés privilégiés des mouvements sociaux aspirant à «assainir la famille et lui redonner une base plus solide»[33]. Grâce aux consultations médico-pédagogiques, la collaboration entre spécialistes d'hygiène mentale et institutions privées d'éducation va ainsi s'institutionnaliser par la médiation des tribunaux et des services de l'enfance qui ventilent les mineurs vers les centres d'observation et les placements préconisés: les uns y puisent un terrain d'expérimentation, tandis que les autres s'appuient sur ces partenaires pour trier leur clientèle en amont et convaincre (ou contraindre) les parents à accepter le placement.

L'interpénétration entre experts médico-pédagogiques, services de protection de l'enfance et monde des œuvres s'opère aussi, dès l'entre-deux-guerres, par leur investissement commun dans un processus de professionnalisation du travail social. Ainsi, à Genève, l'Ecole d'études sociales pour femmes est fondée en 1918 par un groupe de philanthropes, épaulés par les sciences de l'éducation naissantes.[34] Les

29 Lucien Bovet, L'Office médico-pédagogique vaudois, in: Pro Juventute, revue suisse pour la protection de la jeunesse (ci-après *PJ*) (1949), p. 386.
30 André Repond, La prévention des troubles nerveux de l'enfance, in: PJ (1929), p. 23.
31 *Ibid*., p. 22.
32 Oscar Forel, Hérédité psychique, in: PJ (1927), pp. 423–429.
33 Jeanne Rossier, La famille et le diagnostic psychologique, in: PJ (1942), pp. 212–213.
34 Didier Cattin, Les trente premières années de l'Ecole d'*études sociales pour femmes de* Genève (1918–1948): éléments d'une histoire, Genève 2008 (mémoire de la Haute école de travail social); Sonja Matter, Der Armut auf den Leib rücken. Die Professionalisierung der sozialen Arbeit in der Schweiz (1900–1960), Zurich 2011.

écoles sociales entendent contribuer à résoudre la question sociale en faisant intervenir ce nouveau levier professionnel qu'est l'assistante sociale, personnage éminemment syncrétique dont l'identité tricote apostolat chrétien et engagement réformiste.[35]

Destinées à devenir de futures collaboratrices ou directrices d'œuvres, notamment éducatives, les élèves de l'école reçoivent une formation en alternance (cours théoriques à l'école et stages en institutions). Leur cursus intègre les nouveaux savoirs sur l'enfant, même si ceux-ci restent minoritaires par rapport aux matières «pratiques» (premiers soins aux enfants) ou aux enseignements généraux (droit, sociologie).[36] Les mémoires de fin d'études que les élèves rédigent à l'issue de leur formation offrent autant de points d'observation de ces savoirs syncrétiques en construction: on y lit notamment une continuité forte avec les représentations qui ont fondé l'action éducative philanthropique dès le siècle précédent, en particulier la conviction que «le problème social est résolu par le problème moral»[37]. Mais y transparaît aussi le nouveau consensus entre ordre moral et observation scientifique, qui fonde le savoir médico-psychologique sur l'enfant difficile et sa famille: «Les tares et les insuffisances sociétales, matérielles et familiales […] proviennent en grande partie de l'ignorance et du laisser-aller; elles se perpétuent en outre par des dispositions héréditaires.»[38] Le domaine du travail social se caractérise dès lors par sa compatibilité avec les représentations des familles problématiques alimentées par les établissements éducatifs philanthropiques, les dispositifs publics de protection de l'enfance et les nouveaux savoirs sur l'enfant.[39]

Cette vision consensuelle va aussi marquer les nouvelles formes de l'engagement militant qui s'affirment durant les années 1920–1930: on voit alors se multiplier sur le terrain de l'action sociale un tissu d'associations centrées sur des causes spécifiques (Pro Juventute pour l'enfance, Pro Familia pour la famille, Pro Infirmis pour les handicapés). Cette nouvelle structure associative, en opérant des regroupements sectoriels au sein d'un monde des œuvres jusque-là balkanisé, débouche ainsi sur une esquisse de gouvernance collective. De nouvelles formes de collaborations entre partenaires d'une même filière (administrations, experts médicaux, magistrats, travailleurs sociaux, directeurs d'œuvres) sont mises sur pied par le biais des relais

35 Christine Rater-Garcette, La professionnalisation du travail social; action sociale, syndicalisme, formation, 1880–1920, Paris 1996.

36 Marguerite Wagner-Beck, L'Ecole d'études sociales pour femmes à Genève, in: PJ (1928), pp. 244–246.

37 Thérèse Vallotton, La mission morale et spirituelle du travailleur social, Genève 1940, p. 41 (mémoire de l'Ecole d'études sociales).

38 Hélène Contesse, Rééducation des jeunes filles en danger moral, Genève 1947, p. 8 (Mémoire de l'école d'études sociales).

39 John H. Ehrenreich, The altruistic imagination. A history of social work and social policy in the United States, New York 1985; Ludivine Bantigny, Ordre social, ordre moral. A priori et partis pris des enquêtes sociales dans la France des années 1950, in: L. Bantigny, J. C. Vimont (éd.), *op. cit*., pp. 81–92.

régionaux et locaux de ces associations: elles leur fournissent des structures de réflexion, de formation et de lobbying, et contribuent à unifier les cadres de leur activité autour de principes et de savoirs communs. Ainsi, des structures telles que le Cartel romand d'hygiène morale et sociale, ou le Groupe romand de l'association suisse en faveur de l'éducation des enfants difficiles servent de plateforme de ralliement au nombre croissant des intervenants du dispositif protectionnel: ils se retrouvent dans la création de nouvelles œuvres, drainent vers elles collectes ou subventions, mettent en place des cursus de formation, débattent des opportunités de réformes et en diffusent le contenu dans des supports éditoriaux largement partagé.[40] Grâce à cet encadrement, les établissements d'éducation romands trouvent un nouveau souffle, sans renier pour autant leur héritage idéologique: foi dans la transformation de l'individu par l'éducation et, plus largement, adhésion à un univers de causes conservatrices largement mutualisées[41]: aide à la famille, lutte contre la dénatalité, le divorce, le travail féminin, l'immoralité; et *in fine*, malaise face aux «germes de dissolution sociale et morale où le matérialisme paraît triompher»[42].

Le dispositif de protection de l'enfance qui s'affermit en Suisse romande durant ces décennies se positionne donc tout en continuité par rapport au paysage institutionnel qui prévalait à la fin du XIX^{e} siècle, en dépit de l'irruption de nouveaux intervenants (magistrats et services placeurs, experts de l'hygiène mentale de l'enfance, travailleuses sociales): il gagne même en cohérence, grâce à un fonds commun de valeurs enrichi désormais de savoirs scientifiques, mis en œuvre par des acteurs réunis au sein d'un terreau associatif commun.

Un dispositif en crise? La résistible réforme du cadre philanthropique

Si les politiques de protection de l'enfance et de la jeunesse ont bénéficié avant la guerre d'un large consensus, cet accord semble se fissurer dès la fin des années 1940. Les équilibres sur lesquels ces dispositifs se sont constitués se fragilisent sous l'effet des réformes sociales qui, tels le Plan Beveridge, puis plus tard la Sécurité sociale française, réorganisent les rapports entre secteurs publics et privés. La Suisse prendra-t-elle la même voie? Les milieux privés s'interrogent: «Une fois la paix revenue, devrons-nous laisser à l'Etat le soin de tout organiser en matière sociale? Nous ne le croyons pas. Nous envisageons plutôt une collaboration saine et franche entre l'Etat et l'initiative privée, l'Etat n'intervenant que pour parachever l'effort privé.»[43] Les œuvres ont des raisons en effet de craindre l'avenir: dans cet

40 Notamment les revues «Pro Juventute» ou «L'information au service du travail social».
41 Le congrès Jeunesse et famille, in: PJ (1942), pp. 288–292.
42 Repond, La prévention, p. 23.
43 Jean Balmas, L'après-guerre et l'assistance aux jeunes, in: PJ (1944), p. 59.

après-guerre, les dons et collectes tendent à s'amoindrir, forçant les fondations privées à trouver d'autres sources de financement. Les maisons de rééducation, par exemple, ont plus largement recours aux possibilités de subvention cantonale ou fédérale[44], qui sont autant d'entailles à leur indépendance, et de sources de contrôle.

Au final, le développement de l'Etat social suisse s'opérera bien dans la continuité.[45] Mais les inquiétudes pesant sur le secteur privé lié à la protection de l'enfance ne sont pas levées pour autant: sa légitimité est en effet menacée après-guerre par des affaires de maltraitances d'enfants placés. Pour n'être pas étalées dans l'opinion publique, celles-ci sont cependant bien connues des milieux actifs sur ce terrain.[46] Le secteur privé des maisons d'éducation subit alors de franches critiques: les intervenants de la filière dénoncent pêle-mêle «la situation financière pas saine», les «bâtiments qui ne répondent pas à leur destination», «des directions pas à la hauteur de la tâche»[47]; ou encore des orphelinats, qui pratiquent «la bienfaisance selon les coutumes du siècle dernier»[48]. Certains n'hésitent pas à remettre en cause la complémentarité entre centres médico-pédagogiques et établissements de rééducation, instaurée durant l'entre-deux-guerres: «Lorsque le placement est inévitable, il est presque toujours nécessaire qu'il soit combiné avec une rééducation systématique menée avec compétence. C'est par la carence totale en de telles possibilités de rééducation que pèchent beaucoup d'institutions.»[49]

Le secteur privé se retrouve donc face à une situation critique: confronté à une baisse de ses revenus traditionnels (collectes et dons), il a plus que jamais besoin des placements officiels pour «tourner». Or ceux-ci exigent des réformes pour que les placements débouchent sur de réels effets éducatifs. Face au malaise qu'inspirent ces phénomènes, le secteur associatif, par la voix des organismes faîtiers qui le fédèrent, va durant les décennies 1940 et 1950 jouer son rôle de *think tank* et formuler des propositions visant à rénover de l'intérieur le monde des œuvres.

44 Le code pénal de 1942 permet aux institutions privées de solliciter des aides fédérales pour la création d'établissements de rééducation.

45 Martin Lengwiler, Assistance publique, entraide ou assurances sociales? Le développement de l'Etat social du point de vue de la SSUP (1800–1950), in: Beatrice Schumacher (éd.), Un devoir librement consenti. L'idée et l'action philanthropiques en Suisse de 1800 à nos jours, Zurich 2010, pp. 253–272.

46 Joëlle Droux, Véronique Czáka, Le placement d'enfants dans le débat public en Suisse romande: un scandale à bas bruit (1890–1970), in: M. Mazbouri & F. Vallotton (éd.), Scandale et histoire, Lausanne 2016, pp. 117–135; Yves Collaud, 'Les garçons en ont assez'. L'affaire Bourquin, un cas d'abus sexuels sur mineurs dans la Maison d'éducation de Vennes (1946–1948), in: Champ pénal/Penal field [En ligne] 13 (2016) (mis en ligne le 3 octobre 2016, consulté le 2 janvier 2017. URL: http://champpenal.revues.org/9355; DOI: 10.4000/champpenal.9355).

47 La réforme des asiles, L'information au service du travail social [ci-après ISTS] (mai 1946), pp. 3675–3683.

48 E. Droin Hallauer, La vie des enfants dans les orphelinats et homes de Genève, Genève 1946 (mémoire de l'École d'études sociales).

49 Lucien Bovet, A propos d'enfants difficiles, in: ISTS (1943), p. 2473.

Véritables réservoirs de savoirs et de savoir-faire réformateurs, les milieux associatifs enclenchent ainsi dès les années 1940 une série de réflexions autour des bonnes pratiques institutionnelles et des savoirs qui les fondent. La Conférence nationale suisse de travail social, par exemple, édicte des normes de référence (sur les aménagements architecturaux des homes, les conditions de travail du personnel, les techniques de comptabilité). Le Groupe Romand en faveur des enfants difficiles, relais romand de Pro Infirmis, organise de son côté journées d'études, congrès annuels, sessions de cours, pour promouvoir un ensemble de réformes auprès des divers intervenants de la filière (magistrats, travailleurs sociaux ou éducateurs, directeurs d'institution). Celles-ci s'orientent essentiellement sur deux axes: formation du personnel des maisons d'éducation et réorganisation des établissements. Mais il s'agit bien ici de réformes, et nullement de révolutions. Formulées par des milieux associatifs étroitement liés au monde des œuvres, ces propositions entendent «permettre aux œuvres de fournir un meilleur rendement»[50].

La formation des éducateurs et plus largement des personnels des maisons d'éducation est le premier levier de réforme proposé. Car le personnel éducatif est intégré étroitement à la chaîne de responsabilités qui, dès la mise en observation, va déterminer la prise de décision: «De la justesse de leurs observations dépend le rapport du directeur, et par conséquent aussi le jugement qui sera appliqué à l'enfant.»[51] L'éducateur doit donc être familier des catégories psychiatriques qui désormais dominent le champ médico-pédagogique, et de leurs techniques d'observation tout autant que de traitement.[52] L'éducateur doit donc cesser d'être un simple gardien pour devenir, lui aussi, un expert de l'enfant.

Le rendement attendu des éducateurs se mesure aussi en termes de réadaptation. Car l'éducateur est celui qui, en lieu et place des parents incapables ou déficients, doit, conformément aux paradigmes dominants d'une hygiène mentale bien comprise, s'efforcer de hisser le mineur vers la norme sociale, de le réadapter: «On ne se contente plus d'hospitaliser, de protéger, de nourrir, loger, vêtir les malheureux et les déficients. On vise à les éduquer, à les perfectionner, les rendre utilisables, développer les ressources utiles qu'ils peuvent encore avoir.»[53] Allié des services placeurs qui veulent réduire la durée des séjours rééducatifs, l'éducateur doit contribuer au processus thérapeutique débouchant sur la réinsertion. Des méthodes pédagogiques inspirées des courants de l'Education nouvelle, déjà expérimentées dans

50 Henri Bersot, Le travail social dans le canton de Neuchâtel, in: ISTS (1943), p. 3023.
51 Cours de perfectionnement du Groupe romand en faveur des enfants difficiles (Genève, mai 1946), in: ISTS, (1946), p. 3720.
52 André Repond, La psychiatrie infantile et les enfants difficiles, in: ISTS (1946), p. 3663.
53 *Ibid*.

les villages d'enfants à la fin de la guerre[54], vont être mises en avant pour inspirer cette réforme éducative: plus ouvertes à l'autonomisation, au *self-government* et à l'apprentissage citoyen, ces méthodes semblent nourrir de meilleures perspectives de réinsertion sociale, politique et professionnelle pour les enfants placés.

Les maisons d'éducation sont ainsi encouragées à substituer la pratique des loisirs (le jeu, les sports) au travail, comme cœur du paradigme rééducatif et thérapeutique: l'enfant peut apprendre par ce biais comment se distraire sainement (à la différence du cinéma ou du dancing...), tout en construisant une relation d'interdépendance, d'entraide et de solidarité avec ses pairs. Ces loisirs permettent de faire société, et de se (ré)initier aux règles du jeu social. Il L'espace-temps du loisir est aussi un moyen diagnostique: l'observation de l'enfant durant ses activités de loisirs fournit des informations sur les progrès du jeune, comme sur ses déficiences. Mais il est aussi moyen de discipliner les rebelles: «Il faut que les éducateurs aient une grande série de jeux à leur disposition, car c'est pendant le temps libre que les enfants risquent le plus de faire des bêtises.»[55] Enfin, facteur non dénué d'ambiguïté au sein d'un arsenal éducatif qui prétend cultiver autonomie et *self-government*, ces loisirs sont obligatoires, puisqu'ils sont prescrits par l'équipe éducative comme partie intégrante du processus de transformation du jeune placé.

Pour former ce nouveau partenaire qu'est l'éducateur, gage d'efficacité et de technicité, une institution est fondée en 1954 à Lausanne, inspirée par l'exemple français[56]: le Centre de formation des éducateurs spécialisés (CFES). Mais là encore, la continuité est forte avec les modèles préexistants. Et pour cause, le CFES, fondé en collaboration avec l'Ecole d'études sociales de Genève, est organisé sur le même mode: alternant théorie et pratiques de stage, le cursus comprend des matières générales (sociologie, droit, premiers soins, psychologie, observation) et des enseignements plus orientés vers la pratique (techniques pédagogiques inspirées de l'école active tels que travaux manuels, éducation artistique, jeux).[57] Et si l'on exige de l'éducateur une solide formation, son profil reste néanmoins fermement chevillée aux traditions charitables. Tout comme dans les premières maisons d'éducation établies au siècle précédent, ce nouvel éducateur «doit avant tout donner l'exemple d'une vie simple, équilibrée, droite, sans compromis»[58]. On comprend pourquoi

54 Martine Ruchat, Le cours international de moniteurs pour homes d'enfants victimes de la guerre: une forme originale pour le «rapprochement des peuples» (1944–1956), in: Actes du congrès de l'Actualité de la recherche en éducation et en formation, Genève 2010, pp. 1–11.

55 Lucien Bovet, Cours de perfectionnement destiné au personnel des établissements pour enfants difficiles, in: ISTS (1944), p. 3331.

56 Samuel Boussion, Les éducateurs spécialisés, naissance d'une profession: le rôle de l'Association nationale des éducateurs de jeunes inadaptés, 1947–1949, Rennes 2013.

57 Claude Pahud, L'éducateur spécialisé, in: Etudes pédagogiques; annuaire de l'instruction publique en Suisse (1956), pp. 65–75.

58 Anon., Une expérience réussie, ISTS, (1944), p. 3316.

cette carrière est décrite comme «un don de soi constant, une tâche à envisager sous l'angle de la vocation plus que de la profession»[59]: elle en conservera le profil jusqu'au années 1960 au moins (bas salaires, conditions de vie monacales, protection sociale minimale).

Cette profession va cependant s'exercer dans un cadre partiellement renouvelé. C'est le deuxième axe des réformes proposées aux maisons d'éducation. Depuis les années 1930, les critiques émises contre les établissements de placement, (trop disciplinaires, trop massifs, incapables de permettre une approche éducative individuelle) avaient inspiré la création de «nids familiaux» (foyers de 10 à 12 places). Ce type d'établissement, modelé sur le fonctionnement d'une famille normale, était supposé favoriser les habitudes d'entraide, de discipline et d'initiative chez les enfants placés: les éducateurs y occupaient les rôles parentaux au sein d'un groupe d'enfants autorisant le regroupement des fratries; la composition du groupe en était soigneusement pensée pour reproduire au plus près la famille «normale» (équilibre des âges et des sexes).

Ce modèle, encore peu développé avant 1940, va progressivement s'imposer dans le discours des milieux associatifs comme la norme en matière de bonnes pratiques de placement. L'organisation pavillonnaire y est présentée comme une véritable panacée réformatrice: «L'organisation par groupes, par équipes, par familles, au sein desquels il devient possible d'appliquer, non pas une discipline collective et forcément autoritaire, mais un véritable système éducatif, fondé sur la connaissance de chaque enfant ou adolescent, et fécondé par l'affection qu'on peut lui porter et qu'il peut rendre.»[60] L'éducateur est appelé dès lors à se substituer aux parents pour former avec les jeunes une véritable famille de substitution. Un discours d'inspiration psychanalytique vient encore renforcer les traditionnels préjugés sur les milieux populaires dont proviennent la majorité des mineurs placés, et légitimer la création de cette famille artificielle: «La plupart des pensionnaires d'établissements ont été frustrés de la tendresse de la petite enfance, indispensable à toute éducation morale. Il faut leur redonner le sens des relations familiales.»[61] Suppléant aux lacunes parentales, l'éducateur offre comme un rempart affectif, justifiant la ségrégation thérapeutique: «En ignorant et négligeant de satisfaire certains besoins affectifs élémentaires de l'enfant, on peut susciter en lui de vraies névroses psychologiques. […] Dès l'instant où l'on satisfait ses besoins affectifs, tout se redresse et se

59 AEG, ADIP, 1985 va 5.3.594 (Rapport sur les éducateurs du foyer des Ormeaux, Genève, 24 février 1949).
60 Pahud, L'éducateur, p. 67.
61 Bovet, Cours, p. 3331.

développe.»[62] Sous le vernis psychanalytique, on retrouve toujours le même rapport au milieu d'origine: la réadaptation du mineur, son droit à l'insertion en somme, implique une coupure avec le milieu familial, au point même de faire espérer que celui-ci cède de sa prééminence même après le placement: «L'établissement doit rester un foyer paternel, où les anciens puissent revenir comme à la maison.»[63] Au final, les principes qui avaient permis au fil des décennies de fonder la légitimité du réseau des maisons d'éducation ne sont pas remis en cause par cette mutation: l'entreprise de transformation des individus pris en charge demeure la même, tout comme la nécessité d'isoler pour mieux traiter.

C'est ce qui explique que le monde des œuvres va se convertir partiellement à des réformes qui ne remettent pas en cause fondamentalement son héritage. Au sortir des années 1940, en Suisse romande, un dense réseau de maisons d'éducation à organisation pavillonnaire va permettre de renouveler l'offre éducative[64], tout en demeurant largement arrimé à l'initiative privée (87% des établissements d'éducation spéciale romands en 1959[65]). Les éducateurs diplômés y trouveront progressivement leur place (même si les personnels non formés restent encore majoritaires jusque dans les années 1970).

Cependant, en favorisant une grammaire de la réforme qui se concentre sur la formation des personnels et sur la morphologie institutionnelle, ces décennies ont généré de fortes tensions au sein du secteur. Dès les années 1960, les éducateurs soulignent ainsi «la difficulté qu'ils ont de trouver un terrain d'entente entre leurs buts pédagogiques et les conceptions souvent dépassées de certains comités»[66]. Nombreux sont encore les internats qui maintiennent les enfants dans une ambiance de pénurie organisée, au prétexte d'une forme de préparation aux conditions d'existence modestes qui seront les leurs.[67] Hormis ces réalités qui prétéritent bien des actions éducatives, les éducateurs sont en outre confrontés à des hiérarchies arcboutées sur leur posture d'autorité. Là encore, le hiatus est profond entre la réalité institutionnelle et les idéaux transmis dans les centres de formation. Et si certains formulent le souhait «qu'entre les éducateurs et les directions il existe plus de franchise, plus de sincérité, plus de confiance […] et que la direction d'une maison de-

62 Cours de perfectionnement du Groupe romand en faveur des enfants difficiles, in: ISTS (1946), p. 3736.
63 Anon., ISTS, (1944), p. 3316.
64 Ainsi à Genève, 6 maisons d'éducation ont été créées de 1900 à 1946, contre plus de 20 de 1947 à 1970. Ce qui n'exclut pas la persistance de maisons de plus grande taille, même si celles-ci tendent à disparaître.
65 Claude Pahud, L'équipement romand en institutions, in: ISTS (1960), p. 23.
66 M. Bringholf, Le concept d'éducateur spécialisé, in: Ensemble; bulletin de l'association romande des éducateurs de jeunes inadaptés, (janvier 1965), pp. 8–16.
67 Geneviève Heller [et al.], La passion d'éduquer: genèse de l'éducation spécialisée en Suisse romande, 1954–1964, Lausanne 2004.

vienne une œuvre collective, appartenant à tout le personnel»[68], d'autres choisissent des voies plus radicales: la profession d'éducateur connaît dès sa création une mobilité importante, tant horizontale que verticale, signe d'un malaise des professionnels face à l'immobilisme institutionnel des internats helvétiques.[69]

Enfin, l'action éducative et normalisatrice confiée aux éducateurs va se révéler pétrie de contradictions: dans ces maisons d'éducation conçues comme autant de familles artificielles, les éducateurs ne peuvent qu'entrer en conflit avec toute intervention susceptible de menacer leur fragile écosystème: les parents, qui continuent à exercer leur influence sur leur enfant au-delà de la décision de placement, mais aussi les magistrats, médecins ou psychologues, qui autorisent le retour dans la famille naturelle. Comme l'observe un médecin en 1964: «L'expérience montre que si le psychiatre et le psychologue arrivent à une conclusion qui soit contraire à l'intérêt du groupe, ils ne manquent pas de provoquer une réponse hostile de l'éducateur [car cela] peut créer pour toute la collectivité un malaise que l'éducateur ne va pas manquer de relever.»[70] En voulant sacraliser la forme familiale comme un environnement qui sauve, soigne et éduque au collectif, les réformes prônées durant les années 1940 à 1950 vont ainsi s'opposer aux tendances à l'individualisation qui prédominent dans l'intervention thérapeutique, tout comme dans l'évolution générale des mœurs.

Conclusion

Le sauvetage et l'éducation des enfants en danger, ou dangereux, a représenté depuis sa fondation au XIXe siècle un des secteurs d'investissement majeur de la philanthropie occidentale. Le cas de la Suisse romande développé ici montre non seulement l'ampleur des métamorphoses subies par ce secteur au fil des décennies, mais aussi sa capacité à s'adapter à l'irruption de nouveaux acteurs, représentations ou savoirs sur l'enfance. Ainsi, la rupture radicale qui voit l'Etat et ses services réduire la puissance parentale au nom de la protection des droits des enfants avec le nouveau code civil de 1911 s'est opérée avec la collaboration des institutions privées de placement, et non contre elle. Les maisons d'éducation se sont plutôt bien accommodées du nouveau dispositif comme des intervenants qui lui étaient associés (magistrats, services sociaux, assistantes sociales), d'autant mieux que ces derniers partageaient la même vision des déficiences parentales et de l'effort éducatif à entreprendre envers les mineurs internés. Pas de rupture radicale non plus suite à

68 M. Bringholf, *op.cit*.

69 Jean-Jacques Egger, Claude Troubat, Une enquête sur les internats du canton de Vaud: recherche des raisons pour lesquelles il n'y a pas d'éducateurs de groupe de plus de 35 ans, Genève 1975 (mémoire de l'Institut d'études sociales).

70 René Henny, Collaboration entre services de guidance infantile et les éducateurs spécialisés, in: Ensemble; bulletin de l'association romande des éducateurs de jeunes inadaptés, (avril 1964), p. 7.

la montée en puissance des nouveaux savoirs médicaux sur l'enfant dans le dispositif de protection de l'enfance dès les années 1920–1930: ses experts s'intercalent dans la chaîne de décision menant au placement, confortant par leur diagnostic la position prééminente des institutions privées dans le processus rééducatif. Ces professionnels s'associent en outre très étroitement au fonctionnement des maisons d'éducation, par le biais d'un réseau associatif qui conforte la position du secteur privé, en mettant son expertise au service de ses tentatives de réforme. Celles-ci se soldent cependant durant les années 1950–1960 par un bilan en demi-teinte: le double mouvement de professionnalisation des personnels et de réorganisation des foyers sur un modèle familial a permis de répondre aux demandes de placement tout en réactivant les principes sur lesquels l'initiative philanthropique en direction de l'enfance malheureuse s'était bâtie depuis des décennies, lui évitant d'avoir à penser son évolution en terme de refontes plus structurelles. Mais c'est au prix de tensions internes dont les nouveaux professionnels du secteur, les éducateurs, auront beaucoup à pâtir, celui d'un processus de mutation qui entendait réformer sans révolutionner. Ce n'est qu'avec la montée en force de courants contestataires au sein des professionnels de l'éducation surveillée, et suite aux bouleversements sociétaux initiés dès les années 1970, que seront véritablement remis en cause les fondements de cette philanthropie, au profit d'une nouvelle vision de l'enfant, des familles et des professions éducatives.

En attendant ces mutations, le secteur philanthropique actif sur le terrain de l'éducation et de la rééducation a su largement préserver son patrimoine institutionnel et sa marge de manœuvre, bien après 1945. Comment penser les conditions qui ont rendu possible une telle pérennité, alors que sur d'autres terrains de l'action sociale, comme celui de la prévoyance sociale ou du handicap, le discours philanthropique et sa vision des mondes de la pauvreté[71] ont plus rapidement fléchi face à des conceptions plus égalitaristes des droits sociaux? L'exemple helvétique développé ici laisse à penser que les promesses de rééducation musclées portées par ce secteur ont su convaincre bien au-delà du cercle des experts et des élites qui ont contribué à le fonder. Le «siècle de l'enfant» qui se déploie dès la fin du XIX^{e} siècle ne glorifie pas n'importe quel idéal de l'enfant, mais bien une représentation très normée d'un être innocent, en développement, fragile, et réclamant protection. Pour celles et ceux dont l'environnement ou la trajectoire ne correspondaient pas à cet idéal, l'ensemble de la société semble s'être accommodée avec aisance de leur relégation dans l'archipel philanthropique.

71 Cf. *supra* l'introduction du présent volume.

«Altersprobleme» aus Sicht der Stiftung Pro Senectute Philanthropische Politik der Bedürfnisinterpretation in der Zwischenkriegszeit

Matthias Ruoss

Einleitung

Als «Altersprobleme» werden Missstände bezeichnet, die von älteren und alten Menschen als solche empfunden werden und zugleich gesellschaftlich anerkannt sind.[1] Altersprobleme existieren aber nicht einfach, sondern sie entstehen, dauern an und können auch wieder verschwinden. Das hat in erster Linie damit zu tun, dass persönlich erlebte Missstände und Ungerechtigkeiten nicht per se gesellschaftliche Aufmerksamkeit erregen, sondern erst durch Problematisierungsprozesse als solche erkannt und akzeptiert werden müssen. Aus Sicht der Forschung sind damit nicht mehr nur die Ursachen von sozialen Problemlagen erklärungsbedürftig, sondern auch die Art und Weise, wie bestimmte Phänomene, die mit dem Alter und Altern zusammenhängen, in der Gesellschaft als problematisch dargestellt und in öffentlichen Debatten als «Altersprobleme» verhandelt werden. Im Vordergrund stehen also die Bedingungen der öffentlichen Thematisierung von «Altersproblemen» und die Prozesse der aktiven Produktion, Verbreitung und Durchsetzung von Problemdiskursen.

Die Soziologie sozialer Probleme beschäftigt sich seit mehreren Jahrzehnten mit solchen Konstruktionsprozessen. Bereits 1959 stellte der US-amerikanische Soziologe Charles Wright Mills die grundlegende und in der Folge immer wieder aufgeworfene Frage, wie sich die Verwandlung von «private troubles» in «public issues» denn genau vollzieht.[2] Während Mills sich in erster Linie darauf konzentrierte, die Wechselwirkung zu problematisieren, sind seither mehrere Vorschläge gemacht worden, wie dieser Zusammenhang methodisch konzeptualisiert werden könnte. Einer der Vorschläge, der ausserhalb Frankreichs lange Zeit nur selektiv wahrgenommen wurde, ist derjenige von Luc Boltanski und Laurent Thévenot. Boltanski und Thévenot, ein Soziologe und ein Ökonom, formulieren in ihrem Buch *Über die Rechtfertigung* eine pragmatische Soziologie der Kritik, die in den letzten Jahren

1 Vgl. Axel Groenemeyer, Soziologie sozialer Probleme – Fragestellungen, Konzepte und theoretische Perspektiven, in: Axel Groenemeyer, Günter Albrecht (Hg.), Handbuch Soziale Probleme, 2., vollständig überarbeitete und aktualisierte Aufl., Wiesbaden 2012, S. 17–116.

2 Charles Wright Mills, The Sociological Imagination, Oxford 1959, S. 11.

auf breite Resonanz gestossen ist.[3] Im Unterschied zu anderen, insbesondere von französischen Forschenden vertretenen Vorschlägen strukturalistischer Provenienz zielt sie auf eine handlungstheoretische «Analyse davon, wie ganz normale Menschen zu vermitteln versuchen, dass ihre persönlichen Ärgernisse tatsächlich Ungerechtigkeiten darstellen und damit von Belang für die Öffentlichkeit sind».[4] Ausgehend von dieser Alltagsfrage, die sich für eine (Wieder-)Annäherung an die Subjekte stark macht, stellen sie methodische Werkzeuge bereit, mit denen sich «sowohl jene Äusserungen von Kritik analysieren lassen, mittels deren Akteure ohne Gewalt einzusetzen ihr mangelndes Einverständnis zum Ausdruck bringen, als auch die Vorgänge, mittels deren sie zu mehr oder weniger dauerhaften Übereinkünften kommen, diese kundtun und besiegeln».[5] Die beiden Autoren begreifen die individuelle Kritik an der ungerecht empfundenen Wirklichkeit und die kollektive Akzeptanz dieser Kritik explizit als einen «Handlungsverlauf», über den Einigkeit hergestellt wird.[6] Aussicht auf Einigkeit, so ihre These, besteht in Fällen, in denen es gelingt, Missstände beziehungsweise Probleme mit Bezug auf sozial und kulturell vermittelte Argumentationsmuster und geltende Ordnungssysteme kohärent zu rechtfertigen. Die «Legitimität der Einigung» beruht mit anderen Worten auf einem argumentativ erzielten Rechtfertigungserfolg.[7] Um zu untersuchen, mit welchen Rechtfertigungen Einigkeit hergestellt wird, schlagen sie vor, sich auf Auseinandersetzungen mit dem Sozialen zu konzentrieren, in denen Menschen ein explizites Urteil, eine konkrete Bewertung oder einen begründeten Entscheid erbringen.[8]

Der Artikel greift diesen methodischen Vorschlag auf und fragt nach Wahrnehmungen und Problematisierungen des Sozialen seitens leitender Mitarbeitender der gemeinnützigen Stiftung Pro Senectute, insbesondere des langjährigen Zentralsekretärs Werner Ammann.[9] Ziel ist es, Motive, Absichten, Argumente und Rechtfertigungen bei der Entdeckung, Auswahl und Lösung von Altersproblemen in der Zwischenkriegszeit zu analysieren und aufzuzeigen, welche Rolle der Philanthropie als Problemdiagnostikerin und Wohlfahrtsproduzentin zukam.[10] Mit der vorgelegten

3 Luc Boltanski, Laurent Thévenot, Über die Rechtfertigung. Eine Soziologie der kritischen Urteilskraft, Hamburg 2014 [Original: De la justification. Les économies de la grandeur, Paris 1991].
4 Boltanski, Thévenot, Rechtfertigung, S. 19.
5 Ebd., S. 45.
6 Ebd.
7 Ebd.
8 Besonders geeignet seien *«Situationen, in denen es drunter und drüber geht»*. Ebd., S. 303 (Hervorhebung im Original).
9 Der Jurist Werner Ammann (1887–1962) war von 1922 bis 1952 hauptberuflich als Zentralsekretär der Stiftung tätig. Zur Person vgl. Johannes Roth, Dr. iur. Werner Ammann (Nachruf), in: Pro Senectute 40/3 (1962), S. 90f.
10 Zur philanthropischen Wahrnehmung und Problematisierung des Sozialen vgl. Thomas David, Nicolas Guilhot, Malik Mazbouri, Janick M. Schaufelbuehl, Einleitung, Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: Philanthropie und Macht, 19. und 20. Jahrhundert, in: Traverse. Zeitschrift für

akteurszentrierten Problemgeschichte soll zudem ein Beitrag zur historiographischen Debatte um die «Verwissenschaftlichung des Sozialen» geleistet werden, in der die Problemwahrnehmung einzelner Akteure und Protagonistinnen nur selten berücksichtigt wird.[11] Dies gilt nicht zuletzt für Philanthropen und Philanthropinnen, deren Beitrag auch für die Schweiz erst in Ansätzen untersucht worden ist.[12]

1917 unter dem Patronat der Schweizerischen Gemeinnützigen Gesellschaft (SGG) gegründet, ist die Stiftung die älteste gesamtschweizerisch tätige Organisation, die sich bis zur Einführung der AHV 1948 vor allem der Bekämpfung der Altersarmut verschrieben hatte.[13] Um bedürftige alte Menschen, darunter vor allem Witwen und Invaliden ohne Familienangehörige, ortsnah mit Spenden- und ab 1929 auch mit Bundesgeldern zu unterstützen, gründete die Stiftung kantonale Komitees, die zusammen mit Tausenden von ehrenamtlich tätigen Helfern und Helferinnen die Fürsorgearbeit übernahmen. Neben der finanziellen Unterstützung in Form von Kostgeld- und Mietzinszuschüssen sowie zunehmend auch periodischen Beiträgen leistete die Stiftung auch nichtmaterielle Hilfen, auf die ich mich im Folgenden konzentrieren werde.

Um die Bedürfnisartikulation und -befriedigung im Bereich der nichtmateriellen Altershilfe zu untersuchen, frage ich in einem ersten Schritt, welche neuartigen Probleme die führenden Stiftungsmitarbeitenden – nicht zuletzt, um sich vom entstehenden Sozialstaat abzugrenzen – in der Wirtschaftskrise nach dem Ersten Weltkrieg im persönlichen Kontakt mit alten Menschen wahrnahmen und wie sie diese beurteilten. Danach versuche ich darzulegen, wie sich die Stiftungsleitung in der Folge auf die Lösung eines dieser Altersprobleme, die Altersarbeitslosigkeit, konzentrierte und vor allem, wie sie diese Fokussierung begründete. Zum Schluss werde ich einige grundsätzliche Überlegungen zur Struktur und Selektivität der philanthropischen Politik der Bedürfnisinterpretation der Stiftung anstellen.

Die Entdeckung neuer Altersprobleme nach dem Ersten Weltkrieg

Altersarmut in Form von materiellen Unsicherheiten ist ein soziales Problem, das in der Schweiz bereits im ausgehenden 19. Jahrhunderts erkannt und diskutiert worden war. Im Unterschied zum Deutschen Reich, das 1889 als erstes Land eine

Geschichte 13/1 (2006), S. 7–17; Sonja Matter, Matthias Ruoss, Brigitte Studer, editorial: philanthropie und wohlfahrtsstaat, in: ÖZG 26/3 (2015), S. 8f.

11 Vgl. dazu auch Christoph Conrad, Was macht eigentlich der Wohlfahrtsstaat? Internationale Perspektiven auf das 20. und 21. Jahrhundert, in: Geschichte und Gesellschaft 39/4 (2013), S. 589.

12 Vgl. dazu insbesondere Beatrice Schumacher, Freiwillig verpflichtet. Gemeinnütziges Denken und Handeln in der Schweiz seit 1800, Zürich 2010.

13 Vgl. Matthias Ruoss, Fürsprecherin des Alters. Geschichte der Stiftung Pro Senectute im entstehenden Schweizer Sozialstaat (1917–1967), Zürich 2015, S. 91–186.

Alters- und Invalidenversicherung einführte, war der Bund bis 1925 jedoch nicht berechtigt, sozialpolitisch aktiv zu werden. Einzelne Versuche, eine Verfassungsgrundlage zu schaffen, hatten vor dem Ersten Weltkrieg keinen Erfolg.[14] Nicht zuletzt deshalb wurde 1917 die Stiftung Pro Senectute gegründet, die sich anfangs als «Lückenbüsserin» verstand.[15] Als die Altersversicherung dank der Forderung des Oltener Aktionskomitees nach dem Landesgeneralstreik von 1918 erneut auf die politische Agenda kam, geriet die noch junge Stiftung öffentlich unter Druck. Der Jahresbericht von 1919/1920 bringt die Legitimationsschwierigkeiten wie folgt auf den Punkt:

> Als im Laufe des Jahres 1919 diese Frage [der Altersversicherung] dann für das ganze Land auf der Tagesordnung stand, kam an verschiedenen Orten die irrtümliche Ansicht auf, dass damit die Stiftung überflüssig geworden sei, und man musste darauf eintreten.[16]

Um die Stiftung unentbehrlich zu machen, bemühten sich die Stiftungsverantwortlichen, die hauptberuflich als Ärzte, Pfarrer, Lehrer, Armeninspektoren oder Berufsarmenpfleger tätig waren, den sozialpolitischen Nutzen und gesellschaftlichen Stellenwert der privaten Altersfürsorge herauszustreichen. Angetrieben durch soziale Gerechtigkeitsüberlegungen ihrer Mitglieder versuchte die selbsternannte «Fürsprecherin des Alters» zu diesem Zweck, neue Anliegen und Bedürfnisse alter Menschen in Erfahrung zu bringen und zu befriedigen.[17] Gelegenheit dazu bot ihr die heftige Wirtschaftskrise der Nachkriegszeit, die neuartige soziale Problemlagen schuf.

In den frühen 1920er Jahren verloren in der Schweiz Zehntausende ihre Arbeit.[18] Vor allem in Städten und Industriegegenden, die besonders stark von der Krise betroffen waren, herrschte Arbeitslosigkeit. Neben den städtischen Arbeitsämtern und Fürsorgestellen, die einen starken Anstieg von Unterstützungsgesuchen zu verzeichnen hatten, wurde auch die Stiftung immer häufiger von älteren Arbeitslosen aufgesucht. So heisst es etwa im Jahresbericht des Zürcher Kantonalkomitees von 1923:

> Es ist immer wieder dasselbe erschütternde Bild mannigfachen Elends und Jammers, das uns vor Augen tritt. Da sind so viele Betagte, die trotz ihres Alters noch gar wohl imstande wären, nützliche Arbeit zu leisten und die selber keinen höheren Wunsch kennen, als durch ihrer Hände Arbeit sich ehrlich und ohne fremde Hilfe in Anspruch

14 Zur Entstehungsgeschichte der AHV vgl. André Lasserre, L'institution de l'assurance-vieillesse et survivants (1899–1947), in: Roland Ruffieux (Hg.), La démocratie référendaire en Suisse au 20ème siècle, Freiburg 1972, S. 263–269.

15 Werner Ammann, Ausbau der Alterspflege, in: Pro Senectute 8/4 (1930), S. 102.

16 Schweizerisches Sozialarchiv (SSA), Ar 504.15.10, Jahresbericht September 1919–November 1920, S. 3.

17 Ruoss, Fürsprecherin, S. 13f.

18 Margrit Müller, Ulrich Woitek, Wohlstand, Wachstum und Konjunktur, in: Patrick Halbeisen, Margrit Müller, Béatrice Veyrassat (Hg.), Wirtschaftsgeschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, Basel 2012, S. 130–148.

> nehmen zu müssen, durchs Leben zu bringen, aber wo sie auch Arbeit suchend anklopfen mögen, überall werden sie abgewiesen: man will nicht verbrauchte, sondern junge, rüstige Kräfte. Als ob die Jungen und Starken auch immer die Gewissenhaftesten und Zuverlässigsten wären! Es muss einem förmlich ins Herz schneiden, wenn man immer wieder sieht, wie es für einen Mann, der das sechzigste Altersjahr überschritten hat, fast unmöglich ist, ein Pöstchen zu finden, das ihm seinen Lebensunterhalt sichern würde. Und wahrhaft empörend ist es, mit welcher Rücksichtslosigkeit und Brutalität gelegentlich, namentlich etwa beim Übergang einer Firma in andere Hände, unter den alten Arbeitern aufgeräumt wird.[19]

Obwohl die Kantonalkomitees für die Unterstützung alter Menschen zuständig waren, erhielt auch das Zentralsekretariat der Stiftung Anfragen von Arbeitsuchenden, die um Stellenvermittlung baten. Auf diese Weise kam auch Zentralsekretär Werner Ammann, zu dessen Aufgaben eigentlich die Besorgung der laufenden Geschäfte gehörte, in Kontakt mit älteren Arbeitslosen, meist Männern. Es waren diese persönlichen Erfahrungen, die ihn für das soziale Problem der Altersarbeitslosigkeit sensibilisierten: Gegen dieses «Schicksal», schrieb Ammann denn auch in einem Artikel in der hauseigenen Zeitschrift, «bäumt sich unser Gerechtigkeitsempfinden und Verantwortungsbewusstsein auf».[20]

Neben der fehlenden Erwerbsarbeit wurden Stiftungsmitarbeitende in den frühen 1920er Jahren noch auf ein anderes Altersproblem aufmerksam. So bemerkte etwa der Theologe und Priester Franz von Segesser, ein Mitglied des Luzerner Kantonalkomitees, bei altersgebrechlichen Menschen neben der «Sorge um das tägliche Brot» eine «geistige Öde infolge des Mangels an Beschäftigung».[21] «Die Langeweile tötet sie beinahe, macht sie lebensüberdrüssig, mürrisch und unzufrieden und wird für viele Anlass zur Unmässigkeit und Liederlichkeit», so von Segesser.[22] Zusätzlich zur Reintegration in den Arbeitsmarkt habe sich die Stiftung daher um eine sinnvolle Ausgestaltung der nachberuflichen Lebensphase zu bemühen. Gerade alten Menschen, die aus gesundheitlichen Gründen keiner Erwerbsarbeit mehr nachgehen können, müsse eine Alternative geboten werden. Um Abwechslung in den Lebensabend zu bringen, regte von Segesser beispielsweise Haus- und Altersheimbesuche bei kranken oder alleinstehenden alten Menschen an und sprach sich für die Durchführung von «Altersstubeten» aus, bei denen man sich zu ungezwunge-

19 Schweizerisches Wirtschaftsarchiv, Soz. Inst. 246, VI. Tätigkeitsbericht des Zürcher Kantonalkomitees der Stiftung «Für das Alter», 1923, S. 6f.

20 Werner Ammann, Das Problem der Arbeitsfürsorge für alte Leute (Teil 1), in: Pro Senectute 6/1 (1928), S. 6.

21 Zur Person vgl. Heidi Bosshard-Borner, Segesser von Brunegg, Franz von, in: HLS, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D10020.php 08.09.2015; F[ranz von] Segesser, Die Stiftung «Für das Alter» und die Alterspflege, in: Pro Senectute 3/2 (1925), S. 34.

22 Ebd.

nen Gesprächen treffen oder gemeinsam leichte Handarbeiten erledigen konnte.[23] Zudem riet er, an schönen Frühlings- und Herbsttagen vermehrt Gratisfahrten auf Dampfschiffen oder mit Bergbahnen zu organisieren.

Gemäss den beiden skizzierten Problemdeutungen von Werner Ammann und Franz von Segesser, zweier führender Mitarbeiter der Stiftung, plagten die heterogene Gruppe der alten Menschen nach dem Ersten Weltkrieg verschiedene Sorgen und Nöte. Neben der materiellen Bedürftigkeit, von der vor allem Witwen und Invaliden ohne Familienangehörige betroffen waren, wünschten sich viele erwerbsfähige Männer aus finanziellen und moralischen Gründen wieder eine regelmässige Berufsarbeit. Altersgebrechliche und erwerbsunfähige alte Menschen litten dagegen häufig unter der sozialen Isolation und dem Mangel an freizeitgesellschaftlichen Alternativen. Trotz dieser differenzierten Interpretation der Bedürfniswelten alter Menschen sollte die Stiftung in der Zwischenkriegszeit nicht allen Altersproblemen gleich viel Aufmerksamkeit schenken. Wie es im Folgenden zu zeigen gilt, setzte sich die Stiftung neben ihrem Hauptgeschäft, der materiellen Fürsorge, die als behelfsmässiger Ersatz für die bis 1948 fehlende Altersversicherung betrieben wurde, in erster Linie für die Reintegration alter Männer in den Arbeitsmarkt ein. Zwar organisierten die Kantonalkomitees, wie von Franz von Segesser vorgeschlagen, seit den frühen 1920er Jahren vereinzelt öffentliche Veranstaltungen wie Altersabende und Weihnachtsfeiern oder luden alte Menschen zu Autofahrten und Kinobesuchen ein.[24] Doch stiessen die Stiftungsmitarbeitenden weder eine Fürsorgedebatte an noch bemühten sie sich um dauerhafte institutionelle Lösungen für das spezifisch psychosoziale Problem der Langeweile und der Deprivation im Alter. Stattdessen entschieden sie sich, das «Problem der Arbeitsbeschaffung in den Brennpunkt» zu stellen, wie Werner Ammann 1924 programmatisch ankündigte.[25]

Die Reintegration alter Arbeitsloser in den Arbeitsmarkt und ihre Rechtfertigung

Die Entscheidung, sich auf die Arbeitsbeschaffung und nicht auf die Gestaltung der nachberuflichen Lebensphase zu konzentrieren, ist erklärungsbedürftig. Warum adressierte die Stiftung mit ihrer nichtmateriellen Hilfe primär erwerbsfähige alte Arbeitslose und nicht erwerbsunfähige und altersgebrechliche alte Menschen? Diese Frage ist nicht nur für die historische Forschung interessant, sondern beschäftigte auch die Stiftungsmitarbeitenden, die sich nach dem Ersten Weltkrieg darum

23 Ebd., S. 38f.

24 Vgl. z.B. Carle de Marval, Comment pratiquer la séniculture? (Teil 1), in: Pro Senectute 3/1 (1925), S. 9–15; Carle de Marval, Comment pratiquer la séniculture? (Teil 2), in: Pro Senectute 3/2 (1925), S. 30–33.

25 Werner Ammann, Ein Besuch in der Alterswerkstatt der Gebr. Sulzer in Winterthur, in: Pro Senectute 2/4 (1924), S. 94.

bemühten, ihre Priorisierung zu legitimieren. Gemäss der eingangs skizzierten pragmatischen Soziologie der Kritik befanden sie sich in einer Art Bewährungsprobe, in der sie mithilfe analytischer Kompetenzen und rhetorischer Mittel zu begründen hatten, wie und warum sie die als unbefriedigend wahrgenommene soziale Lage erwerbsfähiger alter Menschen zu bewältigen gedachten.[26] Wie Luc Boltanski und Laurent Thévenot zeigen, berufen sich Akteure in solchen Situationen häufig auf kulturell und sozial vermittelte Argumentationsmuster, um sich zu rechtfertigen. Um ihren Tätigkeiten Legitimität zu verschaffen, müssen Akteure also Transfer- und Übersetzungsleistungen vollbringen. Die Praktiken und Strategien der Rechtfertigung zielen dabei oftmals darauf ab, dem individuellen Fall eine allgemeingültige Relevanz zukommen zu lassen oder ihn in einem bestimmten Sinne als repräsentativ darzustellen – zum Beispiel für die Alltagserfahrung anderer Mitarbeitenden der Stiftung oder für sozialpolitische Experten. Rechtfertigungspraktiken der Verallgemeinerung und Dekontextualisierung spielten anfangs auch bei der Reintegration alter Arbeitsloser in den Arbeitsmarkt eine zentrale Rolle.

Nachdem Werner Ammann nach dem Ersten Weltkrieg immer häufiger in Kontakt mit alten Arbeitslosen gekommen war, begann er die Altersarbeitslosigkeit intensiver zu studieren. Er selbst begründete diesen Schritt mit der normativen Kraft des Faktischen: «Immer mehr häufen sich nämlich die Fälle von älteren Arbeitslosen, die zu unserer Kenntnis gelangen. Viele kommen zu uns mit der Bitte um Arbeit, nicht Unterstützung.»[27] Um einen Überblick über die soziale Lage zu gewinnen und herauszufinden, wie viele ältere Menschen auf Stellensuche waren, traf er sich zu Beginn der 1920er Jahre mit Vertretern von städtischen Arbeitsämtern und dem Eidgenössischen Arbeitsamt in Bern. Im Frühjahr 1926 gelang es ihm, die SGG mit dem zusammengetragenen Zahlenmaterial für das neue Altersproblem zu interessieren.[28] Zusammen mit dem Ingenieur Joseph Chéneval, dem Sektionschef des Arbeitsnachweises des Eidgenössischen Arbeitsamts, referierte er vor der Zentralkommission der SGG über die «Arbeitsbeschaffung für 40–60jährige arbeitslose, aber arbeitsfähige Männer» in der Schweiz.[29] Mit seinem Vortrag beabsichtigte Ammann in erster Linie, die anwesenden Fürsorgeexperten von der Relevanz der Problematik zu überzeugen, die Mitte der 1920er Jahre noch wenig bekannt war. Da auch der sozialpolitisch interessierten Öffentlichkeit das Phänomen Altersarbeitslosigkeit noch unbekannt sei, gehe «es zunächst darum, durch Aufklärung

26 Vgl. Luc Boltanski, Eve Chiapello, Der neue Geist des Kapitalismus, Konstanz 2003 [Original: Le nouvel esprit du capitalisme, Paris 1999], S. 72–74.

27 Werner Ammann, Arbeitsbeschaffung für 40–60jährige, arbeitslose, aber arbeitsfähige Männer. Vortrag, gehalten in der Sitzung der Zentralkommission der Schweiz. gemeinnützigen Gesellschaft am 27. Januar 1926 in Zürich, in: Schweizerische Zeitschrift für Gemeinnützigkeit 65/2 (1926), S. 59.

28 SSA, Ar SGG, C 1 o, Protokoll der Sitzung der ZK, 27.01.1926, S. 317–334.

29 Ammann, Arbeitsbeschaffung.

der öffentlichen Meinung die moralische Atmosphäre für eine Einkehr und Umkehr zu schaffen».[30] Weil die Stiftung Mitte der 1920er Jahre noch über wenig Deutungsmacht verfügte, bat er die SGG, die Öffentlichkeitsarbeit zu übernehmen. Die Zentralkommission lenkte ein und bestellte noch in derselben Sitzung eine Studienkommission, die beauftragt wurde, das neue Altersproblem zu popularisieren.[31] Um ein öffentliches Problembewusstsein oder, wie Ammann es nannte, eine «moralische Atmosphäre» zu schaffen, richtete die Kommission diverse öffentliche Aufrufe an Arbeitgeber, die älteren Arbeiter und Angestellten nicht vorschnell zu entlassen.[32] Zudem publizierten die Mitglieder zahlreiche Artikel in Zeitungen und Zeitschriften, in denen sie versuchten, die Reintegration älterer Arbeitsloser zu begründen.[33] Besonders aufschlussreich sind dabei die Publikationen von Werner Ammann. Während die anderen Mitglieder vor allem an die sozialpolitische Verantwortung der Arbeitgeber appellierten, argumentierte der Zentralsekretär der Stiftung ökonomisch und nationalistisch.

Im Verlauf der 1920er Jahre begann sich Werner Ammann immer häufiger mit den Ursachen der Altersarbeitslosigkeit zu beschäftigen. Eine dieser Ursache erkannte er in der sogenannten Rationalisierung. Die «von Amerika ausgehende Heilsbotschaft der Rationalisierung» dränge Unternehmen und Fabriken, Arbeitsabläufe zu automatisieren und Produktionsprozesse zu beschleunigen, um konkurrenzfähig zu bleiben.[34] Vom Abbau der Arbeitsplätze seien vor allem ältere Arbeitnehmer betroffen, die «sich nicht so leicht anpassen können und dem rasenden Arbeitsrhythmus nicht gewachsen sind».[35] Interessanterweise beliess es Ammann aber nicht bei dieser Kausaldiagnose, sondern nutzte dieselben analytischen Deutungsmuster zur Rechtfertigung eines volkswirtschaftlichen Integrationsimperativs: Auch die Bekämpfung der Altersarbeitslosigkeit, so Ammann, sei letzten Endes «ein Problem der Rationalisierung. Denn liegt nicht der gesunde Kern der Rationalisierung darin, weder Material noch Arbeitskraft zu vergeuden? Wenn es privatwirtschaftlich zweckmässig erscheinen kann, minder leistungsfähige alte Leute aus dem Betrieb zu entfernen, so gehört es sicher zur rationellen Organisation der Volkswirtschaft, keine Arbeitskraft, deren Verwertung noch wirtschaftlich ist, brach liegen zu lassen.»[36]

30 Ebd., S. 64.
31 SSA, Ar 504.15.10, Jahresbericht 1926, S. 13. Der fünfköpfigen Kommission gehörten neben Chéneval und Ammann der linksfreisinnige Nationalrat und Sekretär des Schweizerischen Kaufmännischen Vereins Philipp Schmid-Ruedin, der Anwalt Eugen Wildi und der Nidwaldner Regierungsrat Anton Zgraggen an.
32 Vgl. SSA, Ar SGG, B 10a, I & II.
33 Vgl. ebd.
34 Ammann, Arbeitsfürsorge (Teil 1), S. 4.
35 Ebd.
36 Werner Ammann, Das Problem der Arbeitsfürsorge für alte Leute (Teil 2), in: Pro Senectute 6/2 (1928), S. 43.

Hinter der Forderung nach einer «rationellen Organisation der Volkswirtschaft» verbarg sich ein «homogenisierendes Verständnis von Gesellschaft».[37] Die Vorstellung eines einheitlichen «Volkskörpers» war ideologischer Bestandteil einer radikalen Integrationsbewegung, die nach dem Ersten Weltkrieg an Bedeutung gewann: Die zunehmende Klassenpolarisierung führte zu einer nationalen Identitätskrise, die sich im «Wunsch nach gesellschaftlicher und politischer Homogenität» artikulierte.[38] Die Isolierung der Schweizer Gesellschaft manifestierte sich unter anderem in einer massiven Steigerung der bereits seit der Jahrhundertwende verbreiteten Überfremdungsängste und führte zu einer Art Inländervorrang *avant la lettre*. Während die Bundesbehörden zu einer restriktiveren Einbürgerungs- und Niederlassungspraxis übergingen, plädierte Ammann für Arbeitsbeschaffungsmassnahmen für ältere Schweizer und Schweizerinnen, um «die soziale, geistige und politische Struktur unseres Volkskörpers» nicht zu gefährden.[39]

Mit dem wirtschaftlichen Aufschwung ab Mitte der 1920er Jahre gewann das von Ammann affirmierte, im Kern tayloristische und mit nationalistischem Pathos vorgetragene Rechtfertigungsnarrativ enorm an sozialpolitischer Überzeugungskraft.[40] Immer häufiger forderten Fürsorgeexperten und Sozialpolitiker, aber auch Arbeitgebervertreter und Ökonomen eine Nutzung der vorhandenen inländischen Humanressourcen und stellten dazu Zusammenhänge zwischen Konjunktur, Arbeitskräftebedarf und Integrationsmassnahmen her. Sowohl im Ausland als auch in der Schweiz beschäftigten sich zahlreiche Verbandstagungen mit der ökonomischen und nationalistischen Theoretisierung gemeinnütziger Projekte und sozialpolitischer Massnahmen. So befasste sich beispielsweise der 30. Congrès des Médecins aliénistes et neurologistes de France 1926 mit «La thérapeutique des maladies mentales par le travail» oder der 40. Deutsche Fürsorgetag 1927 mit der «Verwertung der Arbeitskraft als Problem der Fürsorge».[41] Die Schweizerische Armenpfleger-Konferenz wiederum konferierte 1929 über die «Fürsorge für Erwerbsbeschränkte», der Verband Schweizerischer Arbeitsämter über die «Vermittlung älterer und

37 Jakob Tanner, Geschichte der Schweiz im 20. Jahrhundert, München 2015, S. 184.

38 Patrick Kury, Der Wunsch nach Homogenität: Möglichkeiten und Grenzen einer schweizerischen Bevölkerungspolitik in der ersten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Historical Social Research 31/4 (2006), S. 271.

39 Ammann, Arbeitsfürsorge (Teil 1), S. 7.

40 Zum Taylorismus vgl. Andreas Fasel, Taylorismus, in: HLS, http://www.hls-dhs-dss.ch/textes/d/D13883.php (15.09.2015).

41 La thérapeutique des maladies mentales par le travail. Rapport d'assistance [présenté au] Congrès des Médecins aliénistes et neurologistes de France et des pays de langue française, 30e session, Genève-Lausanne, 2–7 août 1926, Paris 1926; Arbeitsfürsorge. Bericht über den 40. Deutschen Fürsorgetag in Hamburg, 23. bis 25. Mai 1927. Verhandlungsthema: Die Verwertung der Arbeitskraft als Problem der Fürsorge, Karlsruhe 1927.

schwervermittlungsfähiger Personen» und die SGG bei ihrer Jahresversammlung 1929 über «Arbeitsheilstätten und Arbeitsbeschaffung für Tuberkulöse».[42]

Das neue Rechtfertigungsnarrativ, das sich im Verlauf der 1920er Jahre verfestigte, wirkte auch in der bereits erwähnten Studienkommission der SGG, die sich seit ihrer Konstituierung intensiv mit der Arbeitsbeschaffung für ältere Arbeitslose beschäftigte. Ging es der Kommission bei ihrer Zusammensetzung im Jahr 1926 vorderhand darum, das Problem der Altersarbeitslosigkeit zu studieren und öffentlich bekannt zu machen, bemühte sie sich in der Folge um praktikable Lösungen. Eine dieser Lösungen war die 1930 gegründete Schweizer Adressen- und Werbezentrale (AWZ).[43] Die Initiative ging von der 1895 in Basel gegründeten Schreibstube aus, in der arbeitsloses kaufmännisches Personal Schreib- und Vervielfältigungsarbeiten erledigte, Texte übersetzte, Rechnungen stellte sowie Prospekte und Zirkulare verschickte. Joseph Chéneval lud deren Geschäftsleiter Karl Grieder im Frühjahr 1928 als Gastreferent in die Studienkommission ein, wo dieser erstmals die Idee einer Vereinigung der drei Schreibstuben von Basel, Bern und Zürich präsentierte.[44] In der ersten Sitzung des von der SGG eigens für diesen Zweck zusammengestellten Arbeitsausschusses, dem neben den Vertretern der Schreibstuben und den Mitgliedern der Studienkommission ein Reklameberater und zwei Arbeitgebervertreter angehörten, wies Grieder darauf hin, dass die geplante Zentrale eine «doppelte Aufgabe» zu erfüllen habe.[45] Zum einen sollte die als «gemeinnützige Genossenschaft für wirtschaftliche Arbeitsfürsorge» konzipierte AWZ als koordinierende Dachorganisation arbeitslose, voll oder teilweise erwerbsfähige ältere Menschen so lange beschäftigen und gegebenenfalls nach- oder umschulen, bis sie «wieder vermittlungsreif» waren.[46] Neben der Arbeitsbeschaffung verfolgte die AWZ einen wirtschaftlichen Zweck: Die «wirtschaftliche Bedeutung der Zentrale liegt nicht nur in dem volkswirtschaftlichen Wert der Beschäftigung und Rückführung brachliegender Arbeitskräfte, sondern ebenso sehr in der Rationalisierung durch die zentrale Adressenbeschaffung und -verarbeitung», wie es in einem Beteiligungsaufruf heisst.[47]

42 Protokoll der XXII. Schweizerischen Armenpfleger-Konferenz in Olten, 27. Mai 1929, in: Der Armenpfleger 26/7 (1929), S. 74; SSA, Ar SGG, B 10a (II), Die Vermittlung älterer und schwervermittlungsfähiger Personen, Vortrag von Karl Grieder, 1929; Ar SGG, A 70 A 1929 c, Jahresversammlung 1929.

43 SSA, Ar SGG, A 1930 i, Aufruf zur Gründung der Schw. Adressen- und Werbe-Zentrale als gemeinnützige Genossenschaft für wirtschaftliche Arbeitsfürsorge, 17.05.1930, S. 4.

44 SSA, Ar SGG, B 10a (II), Protokoll der ersten Zusammenkunft des Arbeitsausschusses der SGG zur Gründung einer Schweizerischen Adressen-Zentrale resp. einer gemeinnützigen Genossenschaft zur Beschäftigung Arbeitsloser, 22.06.1928.

45 Ebd., S. 3.

46 Ebd.; SSA, Ar SGG, B 10a (II), Protokoll der dritten Zusammenkunft des Arbeitsausschusses der SGG zur Gründung einer Schweizerischen Adressen-Zentrale resp. einer gemeinnützigen Genossenschaft zur Beschäftigung Arbeitsloser, 13.07.1929, S. 2.

47 SSA, Ar SGG, A 1930 i, Aufruf zur Gründung der Schw. Adressen- und Werbe-Zentrale als gemeinnützige Genossenschaft für wirtschaftliche Arbeitsfürsorge, 17.05.1930, S. 4.

Mit der AWZ schuf der Arbeitsausschuss der SGG institutionell und sozialpolitisch «etwas prinzipiell Neues und Einzigartiges».[48] Die Zentrale war die erste gesamtschweizerisch tätige gemeinnützige Organisation im Bereich des Zustellgeschäfts und des Direktmarketings. Wie die Jahresberichte zeigen, beschäftigte die AWZ seit ihrer Gründung jährlich Hunderte ältere Schweizer Angestellte und Arbeiter im Stundenlohn, wobei Männer stets stark übervertreten waren.[49] Ihre wirtschaftliche Arbeitsfürsorge – die Arbeitsbeschaffung einerseits und die auftragsgemässe Bereitstellung und Vermittlung von firmen- und branchenspezifischem Adressmaterial sowie die Ausführung von Werbearbeiten wie Etikettierung, Verpackung und Versand andererseits – entsprach indes dem neuen, in den 1920er Jahren entstandenen Rechtfertigungsimperativ für sozialpolitische Initiativen.[50]

Geschlechtsspezifische Altersprobleme in der Erwerbsarbeitsgesellschaft ohne gesicherten Ruhestand – Schlussbemerkungen

Nach dem Ersten Weltkrieg wurden Mitarbeiter der Stiftung Pro Senectute in ihrer täglichen Arbeit auf neue Probleme alter Menschen aufmerksam, die sie auf die fehlende Erwerbsarbeit zurückführten: Sowohl erwerbsfähige Arbeitslose als auch Erwerbsunfähige litten in der Wirtschaftskrise der frühen 1920er Jahre darunter, keiner geregelten Berufsarbeit (mehr) nachgehen zu können. Die Neuproblematisierung war nicht nur krisenbedingt, sondern ganz wesentlich der sozialpolitischen Konkurrenz geschuldet, die von der projektierten Altersversicherung ausging. Die Entdeckung, dass fehlende Erwerbsarbeit für alte Menschen nicht nur ein materielles Problem darstellte, hing unmittelbar mit der Sozialstaatsentwicklung der frühen 1920er Jahren zusammen.

Obwohl die Stiftung erkannte, dass die fehlende Erwerbsarbeit alten Menschen unterschiedliche Schwierigkeiten bereitete, adressierte sie im Rahmen der nichtmateriellen Altershilfe in erster Linie arbeitslose Männer, während sie altersgebrechlichen Menschen deutlich weniger Aufmerksamkeit schenkte. Wie gezeigt werden konnte, basierte ihre selektive Politik der Bedürfnisinterpretation weniger auf Wissenschaftlichkeit denn auf sozialreformerischem Engagement. Zwar spielte Zahlenmaterial bei der Popularisierung der sozialen Problematik Altersarbeitslosigkeit eine gewisse Rolle, doch fiel die philanthropische Leidenschaft von einzelnen

48 Ebd., S. 2.

49 Vgl. Schweizerische Nationalbibliothek, V CH 406, «AWZ» Schweizer Adressen- und Werbezentrale, Jahresberichte. An der Finanzierung beteiligten sich neben zahlreichen Gemeinden, Kantonen und dem Bund (ab 1933) auch Unternehmen sowie viele gemeinnützige Organisationen, darunter die SGG und die Stiftung Pro Senectute. Nach mehreren Reorganisationen wurde die AWZ 2012 von der Schweizerischen Post aufgekauft. Vgl. Berner Zeitung vom 24.02.2012.

50 Zum Begriff des Rechtfertigungsimperativs vgl. Boltanski, Thévenot, Rechtfertigung, S. 43–92.

Stiftungsmitarbeitenden wie Werner Ammann deutlich stärker ins Gewicht: Nicht die «Verwissenschaftlichung des Sozialen» war bei der Entdeckung neuer Altersprobleme ausschlaggebend, sondern die persönliche Motivation und Alltagserfahrung. Ausschlaggebend war zudem, dass Ammann das zeitgenössische Deutungsangebot erfolgreich zu nutzen wusste, um die Bekämpfung der Altersarbeitslosigkeit zu legitimieren. Angetrieben durch sein starkes Gerechtigkeitsempfinden gelang es Ammann vor dem Hintergrund der wirtschaftlichen Krise und sozialpolitischen Vorsorgedebatten zusammen mit Verwaltungsbeamten und Mitgliedern anderer gemeinnütziger Organisationen, die Reintegration älterer Arbeitsloser in den Arbeitsmarkt in eine tayloristische Rechtfertigungsordnung einzulassen. Die Arbeitsbeschaffung der 1930 neu gegründeten AWZ konnte auf diese Weise als volkswirtschaftliche und für die Schweiz relevante soziale Aufgabe legitimiert und etabliert werden.

Dagegen schafften es die Stiftungsmitarbeitenden nicht, die Gestaltung der nachberuflichen Lebensphase für alte Menschen angemessen mit sozial und kulturell vermittelten Argumentationsmustern und geltenden Ordnungssystemen zu rechtfertigen: Weder lancierten sie eine Fürsorgedebatte zu den psychosozialen Problemen altersgebrechlicher Menschen noch bemühten sie sich um institutionelle Lösungen. «Wie man den Alten Freude bereitet» – diese spezifisch philanthropische Bedürfnisbefriedigung hatte in der Erwerbsarbeitsgesellschaft der Zwischenkriegszeit keine Rechtfertigungsgrundlage.[51] Exemplarisch zeigt sich dies in der Ablehnung eines Antrags, den die St. Galler Stiftungsmitarbeiterin Elisa Wild in der offenen Diskussionsrunde am Vormittag der jährlich stattfindenden Abgeordnetenversammlung 1927 stellte. Wild referierte zuerst über die Bedeutung von Ferien für alte Menschen und präsentierte anschliessend ihren Plan zur Gründung eines Erholungsheims, wofür sie das Zentralsekretariat der Stiftung um finanzielle Unterstützung bat.[52] Die Mitarbeitenden lehnten den Antrag einstimmig ab. Es sei «unmöglich», sich an «dieser neuen Aufgabe» zu beteiligen, weil «begründete Zweifel über das Bedürfnis alter Leute nach Ferien» bestehen und die Bevölkerung kein Verständnis «für finanzielle Aufwendungen der Stiftung für diesen Zweck» habe, wie es in einem Kurzbericht heisst.[53] Erst nach der Einführung der AHV 1948, die das Ausscheiden aus der Erwerbstätigkeit und den Übertritt in den Ruhestand gesetzlich regelte, erhielt die Erwerbsarbeitsgesellschaft eine entscheidende sozialpolitische Kodifizierung. Obwohl das Sozialwerk vielen alten Menschen lange Zeit keinen materiell gesicherten Ruhestand garantierte, legte es den Grundstein für die Ausgestaltung der nachberuflichen Lebensphase, an der sich die Stiftung mithilfe

51 Fri[dolin] Heer, Wie man den Alten Freude bereitet, in: Pro Senectute 4/4 (1926), S. 106–108.
52 Die Bedeutung von Ferien für alte Leute, in: Pro Senectute 8/4 (1927), S. 120.
53 Ebd., S. 120f.

gerontologischer Expertisen massgeblich beteiligen sollte.[54] 1955 plädierte Werner Ammann nicht mehr für Arbeitsbeschaffungsmassnahmen, sondern für «den Ausbau der Alterspflege, mit dem Ziel, an Stelle der Berufsarbeit […] das Alter mit einem neuen Lebensinhalt zu erfüllen».[55]

Indem die Stiftung arbeitslose erwerbsfähige alte Männer in der Zwischenkriegszeit als Hilfsbedürftige betrachtete, perpetuierte sie paradoxerweise deren Abwertung, obwohl die Altershilfe genau das Gegenteil anstrebte. Dieser Widerspruch, den die Stiftung nicht nur den Fürsorgedebatten einschrieb, sondern indirekt auch der Öffentlichkeit als Altersbild kommunizierte, ist ein negativer, aber notwendiger Effekt von Problematisierungsprozessen. Er ist keine Nebenfolge, kein zufälliger Image- oder Kollateralschaden, der alte Arbeitslose mit dem Stigma einer Minderheit versieht. Die gesellschaftliche Abwertung und das oftmals damit verbundene minderwertige Selbstbild arbeitsloser alter Männer ist vielmehr ein Indiz öffentlicher Aufmerksamkeit. Diese wiederum ist Voraussetzung für gemeinnützige und sozialpolitische Lösungsfindungsprozesse. «Die Nichtbeachtung oder Verdrängung der Notlagen einer Bevölkerungsgruppe wird man deshalb wohl als noch stärkere Abwertung ansehen müssen», meint auch Christoph Conrad.[56]

Eine noch stärkere Abwertung erfuhren in der Zwischenkriegszeit nicht nur altersgebrechliche und erwerbsunfähige alte Menschen, deren Probleme zumindest erkannt wurden. Gar keine Aufmerksamkeit schenkten die Stiftungsmitarbeitenden älteren Frauen und ihren typisch weiblichen Altersproblemen wie höhere Lebenserwartung, Verwitwung und dem damit einhergehenden grösseren Verarmungsrisiko. Zwar wussten die Stiftungsmitarbeitenden anhand der jährlich erhobenen Fürsorgestatistiken, dass Frauen rund doppelt so häufig von Armut betroffen waren wie Männer, doch problematisierten sie diese Tatsache nicht. So konnte die Stiftung zwar mit Recht von sich behaupten, sie sei «vor allem eine Frauenfürsorgeorganisation».[57] Das Zentralsekretariat erklärte die signifikante Differenz mit der tieferen Lebenserwartung von Männern und «der verhältnismässig geringen Beteiligung der Frauen am Erwerbsleben».[58] Nichterwerbstätige oder erwerbsunfähige Witwen zählten daher am häufigsten zu den Empfängerinnen von Unterstützungs-

54 Zur Rolle der Gerontologie bei der Ausgestaltung der nachberuflichen Lebensphase vgl. Matthias Ruoss, Aktives Alter(n) in der kapitalistischen Arbeitsgesellschaft. Ein Beitrag zur Wissensgeschichte der Gerontologie in der zweiten Hälfte des 20. Jahrhunderts, in: Max Bolze, Cordula Endter, Marie Gunreben, Sven Schwabe, Eva Styn (Hg.), Prozesse des Alterns. Konzepte – Narrative – Praktiken, Bielefeld 2015, S. 159–174.

55 Werner Ammann, Altershilfe, in: Schweizerische Gesellschaft für Statistik und Volkswirtschaft (Hg.), Handbuch der Schweizerischen Volkswirtschaft, Bd. 1, Bern 1955, S. 515.

56 Christoph Conrad, Vom Greis zum Rentner. Der Strukturwandel des Alters in Deutschland zwischen 1830 und 1930, Göttingen 1994, S. 146.

57 Die Schützlinge der Stiftung «Für das Alter» [1927], in: Pro Senectute 6/3 (1928), S. 88.

58 Ebd.

beiträgen. Doch im Unterschied zum arbeitslosen älteren Mann stellte die verarmte Witwe für die Stiftungsmitarbeitenden kein «Problem» dar – und nicht selten machten sie Frauen sogar für die Arbeitslosigkeit der Männer verantwortlich.[59] Dementsprechend wurden – abgesehen von materiellen Unterstützungszahlungen – auch keine sozialen Massnahmen spezifisch für ältere oder alte Frauen getroffen. Aufgrund der geschlechtersegregierten Erwerbsarbeitsgesellschaft erreichten die gemeinnützigen Integrationsbemühungen in Form der Arbeitsbeschaffung zudem hauptsächlich Männer: Wie die Jahresberichte der AWZ belegen, nutzten ältere Frauen die temporären Beschäftigungs- und Umschulungsangebote weit weniger. In der Zwischenkriegszeit, so lässt sich zusammenfassend sagen, war «das Alter in erster Linie ein maskulines Problem», worauf Simone de Beauvoir in ihrem viel zitierten Essay über das Alter bereits 1970 kritisch hinwies.[60] Mitverantwortlich für diese geschlechtsspezifische Politik der Bedürfnisinterpretation war neben der zentralen gesellschaftlichen Stellung der Erwerbsarbeit und der herrschenden Geschlechterordnung wohl auch, dass die Stiftung mehrheitlich von Männern geleitet wurde.

59 Vgl. Béatrice Ziegler, «Kampf dem Doppelverdienertum!» Die Bewegung gegen die Qualifizierung weiblicher Erwerbsarbeit in der Zwischenkriegszeit in der Schweiz, in: Schweizerische Gesellschaft für Wirtschafts- und Sozialgeschichte 14 (1996), S. 85–104.

60 Simone de Beauvoir, Das Alter. Essay, 4. Aufl., Reinbek bei Hamburg 2008 [Original 1970], S. 279.

Philanthropie postkolonial
Macht und Mitleid zwischen der Schweiz und Indien, 1850–1900

Bernhard C. Schär

Philanthropie wird in diesem Aufsatz als Teil des grösseren Projektes der Zivilisierungsmission des 19. Jahrhunderts verstanden. Als Träger dieser Zivilisierungsmission fungierte ein global vernetztes europäisches Bürgertum. Seine Mission war, so Jürgen Osterhammel, «nicht auf ferne und fremde Welten beschränkt. Sie sah sich durch 'Wildheit' in jeder ihrer Formen herausgefordert: durch Eingeborene in Übersee ebenso wie durch Bauern und Revolutionäre daheim.»[1] Osterhammel unterscheidet daher zwischen einer vertikalen und einer horizontalen Dimension der Zivilisierungsmission. Die vertikale richtete sich gegen innen. Es ging darin nicht nur um Bauern und Revolutionäre, sondern vor allem auch darum, die verarmten, nichtbürgerlichen sozialen Unterschichten in den sich rasch industrialisierenden europäischen Gesellschaften zu «heben», wie es zeitgenössisch meist genannt wurde; das heisst an den Lebensstil, die Normen und Werte des Bürgertums – kurz «die Zivilisation» – heranzuführen. Die horizontale Dimension richtete sich nach aussen. Durch Kolonisation sollten auch die nicht-europäischen Teile der Welt «zivilisiert» werden. Die Zivilisierung gegen innen und aussen hatte verschiedene Gesichter. Sie kam in Form von Schulen, Missionsgesellschaften, wissenschaftlichen Institutionen, Hilfsvereinen, Suppenküchen, der Heilsarmee und dergleichen mehr daher.[2] Während etliche dieser Projekte staatlich finanziert und gemanagt wurden, standen andere unter der Leitung privater Gönner, wurden teilweise oder ganz privat finanziert. Bei diesen nicht-staatlich getragenen Projekten sprach man typischerweise von Philanthropie.[3] Während die Historiografie zur Philanthropie im engeren Sinne

1 Jürgen Osterhammel, «The Great Work of Upliftung Mankind». Zivilisierungsmission und Moderne, in: Boris Barth, Jürgen Osterhammel (Hg.), Zivilisierungsmission. Imperiale Weltverbesserung seit dem 18. Jahrhundert, Konstanz 2005, S. 367. Siehe auch Lara Kriegel, Culture, in: Philippa Levine (Hg.), The Ashgate Companion to Modern Imperial Histories, Surrey 2012, S. 511–530. Für wertvolle Kritik und inspirierende Kommentare zu früheren Versionen dieses Artikels bedanke ich mich bei Patricia Purtschert, Harald Fischer-Tiné, Joanna Simonow, Michael Brunner, Tanja Rietmann, Lea Pfäffli, Fabio Rossinelli, Linda Ratschiller und den Herausgeberinnen dieses Bandes.

2 Jürgen Osterhammel, Die Verwandlung der Welt: eine Geschichte des 19. Jahrhunderts, München 2011, S. 1173–1188.

3 Siehe nebst der Einleitung zu diesem Band auch den Beitrag von Ismael Albertin mit ausführlichen Referenzen zur Literatur.

sich bislang fast ausschliesslich auf Europa und die USA konzentriert hat,[4] betrachtet eine wachsende Anzahl von Forschenden das Thema im grösseren Kontext der Zivilisierungsmission. Ihre Studien beleuchten die zahlreichen Verbindungen zwischen philanthropischen, generell armutsbekämpfenden, sozialreformerischen Projekten im «Westen» und Projekten in den Kolonien, die unter den Vorzeichen imperialer Fremdherrschaft ähnliche Ziele verfolgten: die Bekämpfung der Armut, die Durchsetzung bürgerlich-europäischer Lebensstile, Normen und Werte, die Sicherung der Arbeitskraft und der Loyalität nicht-bürgerlicher Subjekte für die bürgerlich-imperiale Herrschaftsordnung.[5] Beim Blick auf die Verbindungen gilt es indes die Unterschiede nicht gänzlich aus den Augen zu verlieren. Als eine der Hauptakteursgruppierungen der kolonialen Zivilisierungsmissionen in Übersee treten die im frühen 19. Jahrhundert gegründeten protestantischen und katholischen Missionsgesellschaften in Erscheinung. Ihr primäres Ziel war die Christianisierung der «Heiden». Wie die Forschung gezeigt hat, begannen sie jedoch insbesondere ab der zweiten Hälfte des 19. Jahrhunderts etliche Tätigkeitsfelder der europäischen Philanthropie zu adaptieren. Aktivitäten im Schul- und Gesundheitswesen und, ab dem 20. Jahrhundert, in der sportlichen Körperertüchtigung ergänzten die Christianisierungsbestrebungen bzw. begannen diese gar zu verdrängen. Umgekehrt machte der Blick auf die Missionsgesellschaften sichtbar, dass diese auch in den europäischen Metropolen eine wichtige Rolle in der «Zivilisierung» verarmter Unterschichten spielten, weshalb die Grenzen zwischen einer vermeintlich weltlichen europäischen Philanthropie und einer religiösen, kolonialen Missionierung in der jüngeren Forschung als weit durchlässiger angesehen werden als bislang gedacht.[6]

Dass sich eine solche postkoloniale Perspektive, die im Sinne Dipesh Chakrabartys den kolonialen Kontext der europäischen Geschichte nicht negiert, sondern rekonstruiert, auch auf die Philanthropie der Schweiz anwenden lässt, soll hier exemplarisch

4 Einen guten Überblick liefern die Einleitung und die Fallstudien zu «Philanthropie und Macht im 19. und 20. Jahrhundert» in: Traverse. Zeitschrift für Geschichte 13 /1 (2006).

5 Siehe etwa Alice Bullard, Exile to Paradise: Savagery and Civilization in Paris and the South Pacific, 1790–1900, Stanford 2000; Harald Fischer-Tiné, Low and Licentious Europeans. Race, Cast and White «Subalternity» in Colonial India, New Delhi 2009; Sebastian Conrad, «Eingeborenenpolitik» in Kolonie und Metropole: «Erziehung zur Arbeit» in Ostafrika und Ostwestfalen, in: ders./Jürgen Osterhammel (Hg.), Das Kaiserreich transnational. Deutschland in der Welt 1871–1914, Göttingen 2004, S. 107–128; Catherine Hall, Civilising Subjects: Metropole and Colony in the English Imagination, 1830–1867, Cambridge 2002; Susan Thorne, *Congregational Missions and the Making of an Imperial Culture in Nineteenth-Century England, Stanford 1999; Alexandra Przyrembel, Der Missionar Johann Hinrich Wichern, die Sünde und das unabänderliche Elend der städtischen Unterschichten um 1850, in: WerkstattGeschichte 57 (2011), S. 53–67*.

6 Rebekka Habermas, Richard Hölzl (Hg.), Mission global. Eine Verflechtungsgeschichte seit dem 19. Jahrhundert, Köln 2014; Sanjay Sharma, Famine, Philanthropy and the Colonial State, Delhi 2001; siehe dazu auch die Ausführungen der Herausgeberinnen in der Einleitung.

aufgezeigt werden.[7] Konzeptionell ermöglicht wurde dies durch jüngere Entwicklungen in den *postcolonial studies*, in der vor allem in Grossbritannien verankerten *new imperial history* sowie durch die Ansätze der Globalgeschichte. Diese Ansätze teilen ein Interesse für die Kultur des Imperialismus, die nicht nur die Kolonien und ehemaligen Metropolen umfasste, sondern weit ins europäische Hinterland bis in die Schweiz reichte. Sie teilen auch ein Interesse für die Rolle nicht-staatlicher Akteursgruppierungen, deren Aktionsradius während des Prozesses der europäischen Expansion nicht an national- oder kolonialstaatlichen Grenzen Halt machte. Diese analytischen Akzentverschiebungen haben eine kritische Revision nationalgeschichtlicher Narrative europäischer Länder zur Folge, die sich seit einiger Zeit auch in der Schweiz abzeichnet.[8] Eine kleine, aber schnell wachsende Anzahl Studien zeigt zunehmend, wie sich die Schweiz – ähnlich wie dies für den kolonialen Nachzügler Deutschland gezeigt wurde – ab dem 16. Jahrhundert in ein Reservoir von Söldnern, Handelsleuten und Financiers, aus Armut zur Auswanderung gedrängten Kolonisten, Wissenschaftlern und Missionaren im Dienst der imperialen Globalisierung verwandelte.[9] Aufgrund dieser vielfältigen, oftmals diskreten und nicht-staatlichen Expansion nach Übersee war daher auch die Schweiz, wie Leo Schelbert bereits vor vierzig Jahren treffend formulierte, «unentrinnbar in die globale europäische Expansion [verflochten] […] und ein integraler Bestandteil der nach Weltdominanz strebenden europäischen Ökumene».[10] Dies hatte zahlreiche Rückwirkungen auf die historische Entwicklung der Schweiz selber. So namentlich auch im Bereich der Sozial- und Armutsgeschichte, wie Patrick Harries anhand der Verflechtungen zwischen der Westschweizer Missionsgesellschaft in Südostafrika und verschiedenen Aspekten der Armutsbekämpfung in der protestantischen Westschweiz um 1900 aufgezeigt hat.[11] Dieser Beitrag erweitert Harries' Einsichten für die protestantische Deutschschweiz. Statt nach Südostafrika geht der Blick hier nach Südindien, wo

7 Dipesh Chakrabarty, Provincializing Europe: postcolonial thought and historical difference, Princeton 2000. Siehe mit einer ähnlichen Programmatik auch den Beitrag von Fabio Rossinelli in diesem Band.

8 Für den aktuellen Stand der Debatte siehe Patricia Purtschert, Francesca Falk, Barbara Lüthi, Switzerland and «Colonialism without Colonies», in: Interventions 22/4 (2015), S. 1–17; Patricia Purtschert, Harald Fischer-Tiné (Hg.), Colonial Switzerland. Rethinking Colonialism from the Margins, London 2015; Christof Dejung, Jenseits der Exzentrik. Aussereuropäische Geschichte in der Schweiz, in: Schweizerische Zeitschrift für Geschichte 64/2 (2014), S. 195–209; Bouda Etemad, Mathieu Humbert, La Suisse est-elle soluble dans sa «postcolonialité», in: Revue Suisse d'Histoire 64/2 (2014), S. 279–291.

9 Die Konzeption der Schweiz als imperiale Globalisierungsdienstleisterin diskutiere ich ausführlicher in: Bernhard C. Schär, Global und intersektional. Prolegomena zu einer noch neueren Geschichte der Schweiz, in: Didactica Historica. Schweizerische Zeitschrift für Geschichtsdidaktik 2/1 (2016), S. 49–54. Für Deutschland siehe David Blackbourn, Germany and the Birth of the modern World, 1780–1820, in: Bulletin of the German Historical Institute 51/2 (2012), S. 9–21.

10 Leo Schelbert, Einführung in die schweizerische Auswanderungsgeschichte der Neuzeit, Zürich 1976, S. 27.

11 Patrick Harries, Butterflies & Barbarians : Swiss Missionaries & Systems of Knowledge in South-East Africa, Oxford 2007, S. 10–66.

die Basler Mission ab den 1850er Jahren eine Reihe von Missionsstationen unterhielt. Ziel dieses Beitrages ist es indes, nicht nur die Verflechtungen zwischen philanthropischer Armutsbekämpfung in der Schweiz und protestantischer Mission in Indien aufzuzeigen. Dem Intersektionalitätsparadigma[12] einer globalgeschichtlich informierten Geschlechtergeschichte folgend, geht es auch darum, auf die oftmals widersprüchliche Vielfalt von Subjektpositionen hinzuweisen, die durch das Regime der bürgerlichen Philanthropie in der Schweiz und Indien geschaffen wurde. So konnten etwa Frauen aus den schweizerischen Unterschichten zugleich Opfer patriarchaler Herrschaft in der Schweiz als auch Komplizinnen kolonialer Herrschaft in Übersee werden. Die Darstellung bleibt notgedrungen skizzenhaft und soll primär dazu anregen, die Sozialgeschichte der Schweiz für neuere Entwicklungen aus der Globalgeschichte zu öffnen.

«Heiden» in Indien und «proletarische Nomaden» in der Schweiz

Der Basler Seidenfabrikant, Philanthrop und Ratsherr Carl Sarasin-Sauvain (1815–1886) war eine Art Pionier in der Verknüpfung von Armutsbekämpfung in der Schweiz und der Missionierung in Übersee.[13] Da die Fabrik seines Vaters Konkurs ging, verbrachte er seine Kindheit in Verhältnissen, die in seinem Herkunftsmilieu – dem grossbürgerlichen Patriziat – als arm galten. Er selbst wurde indes als Seidenfabrikant nicht nur sehr schnell sehr reich, sondern auch, selbst für baslerische Verhältnisse, sehr fromm. Frömmigkeit und relative Armutserfahrung prägten sein politisches Wirken zeitlebens. Er verschrieb sich ab den 1840er Jahren der Armutsbekämpfung in Basel durch den Bau kostengünstiger Häuser für die stark wachsende Industriearbeiterschaft. Als Mitglied der Basler Regierung spielte er eine zentrale Rolle in der Verabschiedung und Implementierung eines der ersten kantonalen Fabrikgesetze der Schweiz (1869), das gewisse Schutzbestimmungen für Fabrikarbeitende vorsah. Sarasin war jedoch zwischen 1852 und 1862 auch Mitglied des «Komitees», also des Leitungsgremiums der Basler Mission. Es handelte sich dabei um eine der grössten Missionen im protestantischen Europa, die nach ihrer Gründung im Jahr 1815 Missionsstationen in Afrika und Asien errichtete. Finanziert und geleitet wurde sie massgeblich vom Basler Grossbürgertum in Zusammenarbeit mit

12 Jana Tschurenev, Intersectionality, Feminist Theory, and Global History, in: Vera Kallenberg, Jennifer Meyer, Johanna M. Müller (Hg.), Intersectionality und Kritik. Neue Perspektiven für alte Fragen, Wiesbaden 2013, S. 265–282; Angelika Epple, Globalgeschichte und Geschlechtergeschichte: Eine Beziehung mit grosser Zukunft, in: L'Homme 23/2 (2012), S. 87–100.

13 Biografisches zu Sarasin findet sich in Bernhard C. Schär, Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900, Frankfurt a.M. 2015, S. 66–78, sowie in Josef Mooser, Der «christliche Unternehmer» Karl Sarasin. Sozialer Protestantismus in der Schweiz und in Deutschland, 1860–1880, in: Thomas K. Kuhn, Martin Sallmann (Hg.), Das «fromme Basel». Religion in einer Stadt des 19. Jahrhunderts, Basel 2002, S. 73–92.

württembergischen Pietisten. Carl Sarasin war nach Eintritt in die Missionsleitung vor allem für die Finanzierung der Indienmission in Mangalur zuständig. Unter seiner Führung begann die Mission Industriewerkstätten zu errichten, deren Zahl sich bis Ende des 19. Jahrhunderts auf über ein Dutzend erhöhte und rund 3100 Arbeiterinnen und Arbeiter beschäftigte. Mit Kindern und Angehörigen zählte die indische Gemeinde der Basler Mission in Südwestindien am Vorabend des Ersten Weltkriegs rund 20 000 Personen, was immerhin fast einem Fünftel der damaligen stadtbaslerischen Wohnbevölkerung (ca. 112 000 Einwohner) entsprach.[14]

Ein wesentlicher Grund, weshalb sich die Basler Mission in Britisch-Indien so gut entfalten konnte, hat damit zu tun, dass Mitglieder wie Carl Sarasin zwar durchaus lokalbaslerische Patrioten waren und sich für die kulturelle, wirtschaftliche und politische Entwicklung ihres Stadtkantons ins Zeug legten. Das schloss aber nicht aus, dass sie auch kosmopolitische Grossbürger waren. Sarasin profitierte von fest etablierten Handelsnetzwerken, die seine Vorfahren wie überhaupt das Basler Patriziat schon seit dem 18. Jahrhundert mit zentralen Handelsstädten in Europa verbanden.[15] Diese Kontakte ermöglichten ihm privilegierte Zugänge zu weltweiten Import- und Absatzmärkten. Nachdem etwa Grossbritannien und die anderen imperialen Mächte sich im Kontext der Opiumkriege gewaltsamen Zugang zum chinesischen Markt verschafft hatten, stieg London zum zentralen Umschlagplatz für Rohseide in Europa auf. Dies bewog Carl Sarasin und andere Schweizer Seidenfabrikanten zu Handelsreisen nach England. In den 1870er Jahren schickte Carl Sarasin seinen Sohn Reinhold ins britisch dominierte Shanghai, damit dieser direkt vor Ort günstige Rohseide für die Sarasin'schen Fabriken in der Region Basel einkaufen konnte.[16] Aufgrund dieser engen Verbindungen nach London überrascht es wenig, dass Carl Sarasin in ähnlichen Kategorien dachte wie seine Pendants in der britischen Metropole. Wie die Forschung gezeigt hat, gingen ökonomische Expansion und Missionierung in Asien sowie die Bekämpfung der Armut in britischen Industriezentren Hand in Hand. Industrielle und sozialreformerische Kreise sahen sich an zwei zusammenhängenden «Fronten» herausgefordert – in den industriellen Elendsquartieren in «darkest England» ebenso wie in einem angeblich durch

14 Rudolf Fischer, Die Basler Missionsindustrie in Indien 1850–1913: Rekrutierung und Disziplinierung der Arbeiterschaft, Zürich 1978, S. 449–481; Paul Jenkins, Die Basler Mission im kolonialen Spannungsfeld Indien, in: Traverse 5/2 (1998), S. 41–55.

15 Zahlreiche Hinweise zur Familie Sarasin in: Hans Joneli, Gedeon Sarasin (von Basel) und seine Nachkommen: 1628–1928, Basel 1928; für Fallstudien zu anderen Basler Patrizierfamilien siehe: Niklaus Stettler, Peter Haenger, Robert Labhardt, Baumwolle, Sklaven und Kredite: die Basler Welthandelsfirma Christoph Burckhardt & Cie. in revolutionärer Zeit (1789–1815), Basel 2004; Robert Labhardt, Kapital und Moral. Christoph Merian: eine Biografie, Basel 2011 (Beiträge zur Basler Geschichte).

16 Eduard His, Basler Handelsherren des 19. Jahrhunderts, Basel 1929, S. 124.

«Barbarei und Heidentum» zerrissenen «darkest India».[17] Überall ging es darum, Fortschritt, Zivilisation und Kultur zu verbreiten. Dieser Sichtweise lag eine evolutionäre Theorie der Geschichte zugrunde. Bei Carl Sarasin klang dies, wie sich seinen Ausführungen bei einer internationalen Konferenz protestantischer Fabrikanten im Jahr 1870 in Bonn entnehmen lässt, wie folgt:

> Erst als die Menschen übergingen vom nomadischen Zustand zu festen Wohnverhältnissen, begann die Cultur. Und wenn diese bedingt ist durch Fixierung der Völker, so hindert eben so sehr das heutige Hin- und Herziehen des Proletariats, unserer heutigen Nomaden, deren materiellen und ideellen Fortschritt.[18]

Sarasin stellte sich also die Menschheitsgeschichte als evolutionären Übergang von einem nomadisierenden Naturzustand in einen sesshaften Kulturzustand vor. Das «Hin- und Herziehen des Proletariats» war, in dieser Konzeption, nicht nur ein Hindernis für deren eigenen Fortschritt, sondern für den Zustand der «Cultur» überhaupt. In Übereinstimmung mit seinen sozialreformerischen Vorbildern in London und analog zu Philanthropen in Deutschland versuchte Carl Sarasin auch in Basel den Weg zur Kultur über den Erwerb von Wohneigentum zu ebnen.[19] Er verknüpfte daran die Hoffnung auf eine umfassende Transformation. Durch «Umwandlung der Nichtbesitzenden in Eigenthümer» würden, so Sarasins Kalkül, «Gegner [des Kapitalismus] in Verbündete umgesetzt werden» und zu «conservativen Staatsangehörigen»[20] erzogen. Mit anderen Worten:

> Aus einem Nomaden einen sesshaften Bürger, aus einem Proletarier – einen eigenen Herrn; aus einem fremd und abhängig sich fühlenden, einen Mann zu machen, der, wenn auch im bescheidensten Masse, sich Mitantheilhaber an der Erdoberfläche weiss – das bewirkt eine Art Revolution in dem ganzen Gedankengang und Bewusstsein, eine Umwandlung des Menschen und seiner individuellen Weltanschauung.[21]

Wie in diesem Zitat anklingt, nahmen Frauen und Männer im Kulturzustand gemäss bürgerlicher Geschlechterideologie unterschiedliche, hierarchisierte Rollen ein. Der vom besitzlosen Proletarier zum «Herrn» mit eigenem Haus umgewandelte Mann

17 Harald Fischer-Tiné, Reclaiming Savages in «Darkest England» and «Darkest India». The Salvation Army as Transnational Agent of the Civilizing Mission, in: Carey A. Watt, Michael Mann (Hg.), Civilizing Missions in Colonial and Postcolonial South Asia. From Improvement to Development, New York 2011, S. 125–164.

18 Carl Sarasin, [Referat ohne Titel], in: Die Verhandlungen der Bonner Konferenz für die Arbeiterfrage im Juni 1870, Berlin 1870, S. 11–22, Zitat S. 15. Generell zum protestantisch-konservativen Unternehmertum in der Schweiz: Marcel Köppli, Protestantische Unternehmer in der Schweiz des 19. Jahrhunderts: christlicher Patriarchalismus im Zeitalter der Industrialisierung, Zürich 2012.

19 Siehe zu England und Deutschland etwa: Kriegel, Culture; John Marriott, The Other Empire: Metropolis, India and Progress in the Colonial Imagination, Manchester 2003, S. 101–129; Przyrembel, Missionar Johann Hinrich Wicher.

20 Carl Sarasin, Die soziale Frage und die Pflichten gegen die Arbeiter des neuen Gewerbes, Basel 1879, S. 16.

21 Sarasin, Referat, S. 16.

vertrat seine Familie als «Bürger» und Arbeiter gegen aussen. Verheiratete Frauen hatten in Sarasins Vision andere Aufgaben:

> Nachdem der Mann das Haus zum Besuch seiner Arbeit verlassen, hat die Hausmutter des Morgens die Zimmer und Betten in Ordnung zu stellen; sie soll gleichzeitig ihre jüngeren Kinder überwachen und hat bald die Speise für den Mittagstisch zu bereiten. Auf ihr liegt die Last der Herbeischaffung von Wasser und Nahrungsmitteln, die Sorge für Heizung und Abendbeleuchtung. Wo eine Stunde hierdurch nicht ausgefüllt ist, so hat sie die für Nachhilfe im Erwerb unentbehrliche Nebenarbeit, wenn überhaupt welche da ist, zu versehen; sie hat die Kleider für die ganze Familie anzufertigen.[22]

Als Fabrikant, Philanthrop und Politiker setzte sich Sarasin daher für den Bau «zweckmässiger» Arbeiterhäuser ein, die ebenerdig sein mussten, damit Frauen in der Küche gleichzeitig ihre Kinder im Nebenzimmer beaufsichtigen konnten. Sie mussten einen heizbaren Raum für die bezahlte Heimarbeit und die unbezahlte Hausarbeit enthalten. Ausserdem sollten keine Treppen beim Wasser- und Holzschleppen überwunden werden müssen.

Der von Sarasin und seinen Zeitgenossen angestrebte Kulturzustand war also geschlechterhierarchisch organisiert. Allerdings nicht nur in Basel, sondern auch in Südwestindien, wo die Basler Mission ab den 1850er Jahren mit ihren Textil- und Ziegeleifabriken versuchte, Hindus zu «christlichem Fleiss und christlicher Redlichkeit»[23] zu erziehen. Beide Projekte waren auf komplexe Weise miteinander verbunden und mobilisierten verschiedene Teile der Gesellschaft in der Deutschschweiz, Süddeutschland und Indien auf unterschiedliche Weise.

Grundsätzlich ist, wie sich Rudolf Fischers Studie über die Basler Mission in Indien entnehmen lässt, eine kolonialrassistische Hierarchie zwischen Basel und Indien zu konstatieren. Aus Sicht von Sarasin und seinen pietistischen Freunden mussten indische Industriearbeiterinnen und -arbeiter nämlich nicht bloss von «nomadisierenden» in zivilisierte Subjekte transformiert werden, wie dies auch beim Basler «Proletariat» der Fall war. Sie mussten zusätzlich von «Heiden» zu Christen bekehrt werden.[24] Die Basler Arbeiterschaft hatte, mit anderen Worten, ihren Pendants in Indien etwas voraus: Sie war bereits christianisiert. Dies hatte zur Folge, dass die Arbeiterschaft in Basel zwar Objekt einer paternalistischen und klassenspezifischen Sozialpolitik ihrer «Bändelherren» von oben wurde, gleichzeitig jedoch zur Komplizen ihrer «Herren» werden konnte, wenn es um das kolonial strukturierte Verhältnis zu den «Heiden» in Indien ging. Ein wesentlicher Grund hierfür war die von Carl Sarasin erfundene «Halbbatzenkollekte». Die Kollekte reagierte

22 Ebd., S. 21f.
23 Was für die eingeborenen Christen in Indien zu thun ist, in: Der evangelische Heidenbote 4 (1854), S. 29.
24 Fischer, Basler Missionsindustrie.

auf das Problem, dass mit dem «Erfolg» der Basler Mission in Indien auch die Kosten rasant stiegen. Durch die gewaltsame Umstellung der indischen Ökonomie auf eine auf britische Interessen ausgerichtete Plantagenwirtschaft wurden erhebliche Teile der südindischen Bevölkerung vertrieben und ihrer Existenzgrundlagen beraubt. Zugleich kam es zu engeren Kooperationen zwischen Mission und Kolonialverwaltung. In diesem Kontext versuchten insbesondere Angehörige niedrigerer Kasten durch «Bekehrung» zum Christentum und durch eine Anstellung in den Fabriken der Missionsgesellschaft der Armut zu entkommen.[25] Um die daraus entstehende finanzielle Belastung der Basler Mission in den Griff zu bekommen, begann Sarasin in den frühen 1850er Jahren damit, zunächst bei seinen Hausangestellten sowie bei den Arbeiterinnen und Arbeitern seiner Seidenbandfabriken fünf Rappen (einen halben Batzen) einzuziehen, die sie der Basler Mission spenden sollten.[26] Dadurch wurde, wie es in der offiziellen Geschichte der Mission heisst, auch «Unbemittelten die Gelegenheit» geboten, «durch regelmässige, kleine Gaben Grosses zu erreichen».[27] Das Finanzierungsinstrument beschränkte sich indes bei weitem nicht auf Basel, sondern entwickelte sich schnell zu einer tragenden Säule der Mission. Initiiert durch Sarasin bildeten sich Netzwerke bestehend aus sogenannten «Einnehmerkreisen» mit jeweils hundert Spenderinnen und Spendern, die sich über die gesamte protestantische Deutschschweiz bis in den Süddeutschen Raum hinaus erstreckten. Auf diese Weise konnten bereits im Oktober des ersten Jahres 1855 bei rund 40 000 Menschen Spenden eingezogen werden.[28] Der Erlös betrug im ersten Jahr 68 583 Franken. 25 Jahre später war er auf 268 271 Franken angestiegen, 1905 gar auf ca. 450 000 Franken. Gesamthaft sammelte die Kollekte in 50 Jahren 14 Millionen Franken für die Mission.[29] Dies entspricht den Grössenordnungen anderer protestantischer Missionen in der Westschweiz und Deutschland, die über ähnliche Finanzierungsstrategien verfügten. Wie diese informierte auch die Basler Mission ihre Spenderinnen und Spender mit regelmässig erscheinenden Publikationen wie dem «Heidenboten», in Sonntagsschulen oder im Rahmen der sogenannten Inneren Mission (Missionierung unter den «Proletariern») darüber, was für eine «segensreiche Wirkung» ihre «bescheidene Gabe» in Indien entfalte.[30] Mit anderen

25 Kavita Philip, Civilising Natures: Race, Resources and Modernity in Colonial South India, New Delhi 2003.

26 Das entspricht etwa zwei Franken im Jahr 2009. Berechnet anhand des Historischen Lohnindexes auf http://swistoval.hist-web.unibe.ch.

27 Wilhelm Schlatter, Geschichte der Basler Mission, Band 1, Basel 1916, S. 223.

28 Ebd., S. 224.

29 Das Jubiläum der Halbbatzenkollekte, in: Der evangelische Heidenbote 2 (1905), S. 1. Noch erfolgreicher war die Westschweizer Missionsgesellschaft, die mit einem ähnlichen System 1901 Spendengelder in der Höhe von 580 000 Franken einnahm. Harries, Butterflies & Barbarians, S. 35–39.

30 Harries, Butterflies & Barbarians, S. 35–39; für einen guten Überblick über die Literatur zur sogenannten Inneren Mission in Deutschland siehe: Przyrembel, Missionar Johann Hinrich Wichern.

Worten: Die Kollekte stellte unzählige «Unbemittelte» in der Deutschschweiz, von denen viele selber kaum genug zum Leben hatten, in ein koloniales Verhältnis zur Mission in Indien.

Missionarinnen zwischen Autonomiebestrebungen und kolonialer Komplizenschaft

Für unseren Zusammenhang ist es nun wichtig zu sehen, dass die miteinander verflochtenen Regime der Basler Industrie-, Sozial- und Missionspolitik in der Schweiz und Indien nicht nur durch Unterscheidungen nach *race* und *class* strukturiert waren, sondern – wie bereits erläutert – ganz wesentlich auch durch die Kategorie *gender*. Dies in mehrfacher Hinsicht: Die Hauptleitung der Mission lag in den Händen von Sarasin und anderen Männern des Basler Patriziats sowie der württembergischen Pietisten. Die praktische Koordination lag hingegen in den Händen von Frauen aus dem Basler Bürgertum. 13 von ihnen hatten bereits 1841 den «Frauenverein zur Erziehung des weiblichen Geschlechts in den Heidenländern» gegründet.[31] Zu ihren Aufgaben gehörte es, die zahlreichen Hilfsvereine zu betreuen, die für die Mission Geld eintrieben.[32] Das effektive Sammeln dagegen oblag meist Frauen aus der Arbeiterbevölkerung, deren Einsatz – allerdings nur anonym – in den weitherum gelesenen Publikationsorganen der Basler Mission gewürdigt wurde. Im «Heidenboten» wurde etwa eine siebzigjährige «völlig abgearbeitete Greisin» als «treue Sammlerin» verdankt. Obschon sie kaum noch gehen konnte, «schleppt sie sich allmonatlich mit dem Basler Sammelbüchlein durch die Strassen [...] und kollektiert für die Basler Mission».[33] Zum 50-Jahr-Jubiläum der «Halbbatzenkollekte» schrieb der Redaktor des «Heidenboten»:

> Und wer nennt sie alle, [...] zehntausende von treuen Sammlerinnen zu Stadt und zu Land, von denen manche Jahrzehnte lang [...] unermüdlich ihre Gänge machten, auf dem Lande oft bei tiefem Schnee stundenlang von Hof zu Hof, um dann freudestrahlend die gesammelten Scherflein dem Einnehmer zu bringen! Arme Mädchen, denen oft selbst das Nötigste fehlte, haben so im Laufe der Jahre hunderte von Franken für die Mission zusammengebracht.[34]

Auch die Männer rekrutierte die Mission typischerweise in den ländlichen Unterschichten Süddeutschlands und der Deutschschweiz. Vor dem Hintergrund einer generellen Martialisierung und Militarisierung des Protestantismus ab den 1860er Jahren entwickelte sich auch die Ausbildung der Basler Mission zunehmend zu einem

31 Dagmar Konrad, Missionsbräute: Pietistinnen des 19. Jahrhunderts in der Basler Mission, Münster 2013, S. 37–40.
32 Simone Prodolliet, Wider die Schamlosigkeit und das Elend der heidnischen Weiber. Die Basler Frauenmission und der Export des europäischen Frauenideals in die Kolonien, Zürich 1987, S. 13–30.
33 Zitiert in ebd., S. 27.
34 Das Jubiläum der Halbbatzenkollekte, in: Der evangelische Heidenbote 2 (1905), S. 1.

demütigenden Drill, der bereits zeitgenössisch mit der preussischen Militärakademie verglichen wurde. Im Basler Volksmund hiess das Missionshaus daher «Schwabenkaserne».[35] Sie bereitete die Absolventen auf das «Schlachtfeld» vor, wie die Missionsleitung ihre Stationen «in der Heidenwelt» in Übersee nannten. Der Missionar, heisst es in einem missionsinternen Schreiben von 1886,

> muss sich hineinwagen in das finstere Land und sein Zelt aufschlagen [...] an unbekannter, feindlicher Stätte. Er muss zuerst durch die Predigt von Christo, die Herzen bewegen; muss zum Bau des Hauses Gottes, die rauhen Steine und Balken herbeischaffen und aufrichten im Schweisse seines Angesichts. Dann erst [...] können die Frauen kommen und das Haus schmücken mit zarter Hand, aufstellend die Leuchte der Zucht und Ordnung und die Lichtlein der Anmuth und Freundlichkeit.[36]

Die Funktion der sogenannten «Missionsbräute» im Feld war eine zweifache. Zum einen ging es darum, wie oben stehendes Zitat veranschaulicht, die protestantische «Zivilisation» mit der für sie typischen geschlechtsspezifischen Arbeits- und Rollenteilung vorzuleben: «Es ist für die Heiden und Mohammedaner [...] von ungeheurer Wichtigkeit, das Bild und das Beispiel eines christlichen Familienlebens vor sich zu sehen.»[37] Zum anderen waren die Missionsfrauen aber auch ein wichtiges Instrument im Kampf gegen ein verzwicktes Problem der «Barbarei». Als Hauptverantwortliche kolonialer «Barbarei» galten auf europäischer Seite jeweils die «heidnischen» Frauen. Sie würden sich besonders resistent gegenüber den Christianisierungsanstrengungen der männlichen Missionare zeigen. Da sie für die Kinderaufzucht verantwortlich seien, gäben sie, selbst wenn ihre Männer zum Christentum konvertiert seien, das «Heidentum» an die nächste Generation weiter. Zum «Heidentum» gehörte eine (aus protestantischer Sicht) freizügige Kleidung, das Tragen von Schmuck sowie ein freizügiges Sexualverhalten, das etwa in «Vielweiberei» und dergleichen münde. Da die Missionsgesellschaften, und so auch die Basler Mission, nicht bloss einzelne Männer, sondern die indische Gesellschaft in ihrer Gesamtheit «erlösen» wollten, stellte die Zivilisierungsresistenz der Frauen ein ernsthaftes Problem dar. Hier kamen die Basler Missionsfrauen ins Spiel, die – analog zu ihren Geschlechtsgenossinnen in Basel – nicht nur ihrem Mann «ein behagliches Heim» bereiten und «ihm» darüber hinaus «in der Einsamkeit eine Genossin» sein sollten.[38] Ihre Aufgabe war es auch, Mädchenschulen zu gründen und indische Frauen dazu anzuleiten «[…] das Empfangene in ihrem Hauswesen zu verwerthen, und durch Ordnung und Reinlichkeit, von welchem der Hindu sonst seine

35 Konrad, Missionsbräute, S. 41; zur Militarisierung der Mission siehe: Olive Anderson, The Growth of Christian Militarism in Mid-Victorian Britain, in: The English Historical Review 86/338 (1971), S. 46–72.
36 Zitiert in Prodolliet, Schamlosigkeit, S. 30.
37 Zitat des Missionsinspektors im Jahr 1938 in ebd., S. 40.
38 Zitiert in ebd., S. 36.

eigenen Begriffe hat, dem Manne das Haus, das er sich aus seinem Verdienst erbaut, zu einem Heim zu machen».[39]

Frauen wurden aber nicht nur als Hauptursachen der «Barbarei» (und daher als strategische Hauptzielgruppe für die Missionierung) gesehen, sondern auch als deren Hauptopfer. Sie galten als sexuell und körperlich ausgebeutete «Sklavinnen» ihrer Männer. Im Kontext des kolonialen Indiens waren die Debatten über die sogenannte Witwenverbrennung *(sati)* notorisch. In ihr würden sich das Barbarische und der Zivilisationsrückschritt Indiens besonders deutlich zeigen.

Wie Simone Prodolliet und etliche andere Autorinnen dargelegt haben, waren die Debatten um die Witwenverbrennungen und «Versklavung» indischer Frauen Teil des britischen kolonialen Diskurses, der dazu diente, die europäische Herrschaft in Indien zu legitimieren.[40] Hierbei zogen «Basler Missionarinnen und Frauen von Kolonialbeamten am selben Strick».[41] Darüber hinaus eröffnete der Diskurs – ähnlich wie dies in Europa der Fall war – Basler Missionsfrauen Handlungsspielräume, die sie auch gegen Widerstände der Männer ausbauten, ohne indes die patriarchale Geschlechterordnung grundsätzlich in Frage zu stellen. Tätigkeiten im Bereich der Fürsorge, Mädchenerziehung, Frauenbildung, Armen- und Krankenpflege hätten ihnen, so Prodolliet, eine «Einflusssphäre» eröffnet, «in der sie als Spezialistinnen galten».[42] Daraus hätten sie so etwas wie ein spezifisch weibliches Überlegenheitsdenken entwickelt, das letztlich in die «Zementierung eines Abhängigkeitsverhältnisses» zwischen Missionarinnen und «Heiden» mündete. Als zunehmend anerkannte Expertinnen für den Bereich der Frauenmission, der Gesundheitsversorgung und der Missionsschulen für Kinder hätten die Missionarinnen eine wichtige Vermittlerinnenrolle zwischen ihren Mündeln und der britischen Kolonialverwaltung eingenommen, die sie jedoch primär zur Aufwertung und Sicherung ihres eigenen sozialen Status nutzten. So sei die rhetorisch vielbeschworene «Schwesternschaft» zwischen europäischen «Retterinnen» und indischen «Sklavinnen» stets herablassend und entmündigend geblieben. Basler Missionsfrauen hätten ihren indischen «Schwestern» «in allen Lebenslagen [...] nur eine einzige Lösung angeboten: die Bekehrung zum Christentum».[43] Prodolliet sieht die Basler Missionsfrauen daher in einem ähnlichen Licht wie die anglo-amerikanische Historiografie Teile der bürgerlichen Frauenbewegung in den europäischen Metropolen betrachtet,

39 Zitiert in ebd. S. 61.
40 Klassisch sind die Analysen von Lata Mani, Contentious Traditions: The Debate on Sati in Colonial India, in: Cultural Critique 7 (1987), S. 119–156; Gayatri Chakravorty Spivak, Can the subaltern speak?: Postkolonialität und subalterne Artikulation, Wien 2008. Siehe zusammenfassend auch: Kriegel, Culture, S. 517–523.
41 Prodolliet, Schamlosigkeit, S. 160.
42 Ebd., S. 147.
43 Ebd., S. 166.

die sich ihre Freiräume im Kampf gegen das «Heidentum» in Übersee erstritten:[44] als Opfer patriarchaler Herrschaft in Europa und Komplizinnen kolonialer Herrschaft in Übersee.

Fazit

Gewiss: Die rund 20 000-köpfige Gemeinde der Basler Mission als Schweizer «Kolonie» in Indien zu bezeichnen, würde den Begriff arg überstrapazieren. Dennoch, so sollte dieser Aufsatz zeigen, lohnt es sich auch für die Schweiz, dem Grundgedanken der *new imperial history* zu folgen und die Geschichte solcher Quasikolonien und die Geschichte der Schweiz nicht losgelöst voneinander, sondern im selben Analyserahmen zu betrachten. Ein solcher postkolonialer Blick auf die Philanthropie macht sichtbar, dass diese nie national eingehegt war, sondern sich in Räumen entfaltete, die durch grenzüberschreitende protestantische Netzwerke des Missions- und Handelswesens geschaffen wurden. Die Stadt Basel und die Missionsstationen im indischen Mangalur waren, so betrachtet, Knotenpunkte innerhalb von Netzen, die Menschen aus der protestantischen Deutschschweiz, weiten Teilen Deutschlands und Grossbritanniens sowie Britisch-Indiens miteinander in Berührung brachten. Methodologisch gesprochen liegen die Innovationspotentiale einer solchen Betrachtungsweise für die Philanthropie- und Sozialgeschichte der Schweiz auf zwei Ebenen. Zum einen lässt sich das philanthropiegeschichtliche Personal erheblich vermehren. Die Geschichte der Philanthropie erzählt, mit anderen Worten, nicht mehr nur von Schweizerinnen und Schweizern, sondern – beispielsweise – auch von indischen Fabrikarbeitenden in Basler Missionsstationen. Damit kommen aber auch die Verbindungen zwischen Sozialgeschichte und kolonialem Rassismus in den Blick, die mitunter erklären helfen, weshalb sich heute niemand mehr an die miteinander verbundenen historischen Schicksale von Schweizer und indischen Fabrikarbeitenden erinnert: Die «christlichen Hindus» wurden weder von den Schweizer Zeitgenossen noch in der Historiografie auf gleicher Augenhöhe mit Schweizer Unterschichten betrachtet. Das zweite Innovationspotential betrifft die intersektionale Analyseperspektive. Historische Verbindungen über Kontinente und Meere hinweg schufen eben nur sehr begrenzt gemeinsame Erfahrungen und Erinnerungen. Sehr viel häufiger verbanden sie sich mit rassistischen, klassen- und geschlechtsspezifischen Abgrenzungsdiskursen und Herrschaftsverhältnissen. Dies hatte auf europäisch-schweizerischer Seite zur Folge, dass Männer und Frauen sowohl Objekte einer

44 Die Debatte ist inzwischen weitverzweigt. Für einen guten Einblick in die jüngere Literatur siehe Tschurnev, Intersectionality; für die ältere Literatur siehe etwa Antoinette Burton (Hg.), Gender, Sexuality and Colonial Modernities, London 1999.

bürgerlich-patriarchalen Philanthropie von oben als auch Komplizinnen und Komplizen einer kolonialen Philanthropie gegen aussen werden konnten.

Natürlich liessen weder auf schweizerischer noch auf indischer Seite Menschen die vielfältigen Zumutungen und Widersprüche dieser zivilisatorischen Regimes widerstandslos und passiv über sich ergehen. Vielmehr gestalteten sie die ihnen zugemuteten Subjektpositionen aktiv mit.[45] Zu rekonstruieren, wie sie dies genau taten, bildet freilich das Desiderat einer Sozialgeschichte, die Schweizer Quellen aus postkolonialer Perspektive liest und mit Archivrecherchen zu den schweizerischen Quasikolonien in Übersee kombiniert.

45 Siehe etwa nebst den Hinweisen in Fischer, Missionsindustrie, S. 309–313, auch die Studie zur Basler Mission in Ghana von Ulrike Sill, Encounters in Quest of Christian Womanhood: the Basel Mission in Pre- and Early Colonial Ghana, Leiden 2010.

La philanthropie coloniale des sociétés suisses de géographie au Congo (1876–1908)

Fabio Rossinelli

Introduction

La philanthropie que les milieux bourgeois du XIX^e^ siècle pratiquent dans les villes occidentales a certains traits communs avec les activités philanthropiques menées par les Européens dans les colonies d'outre-mer. Avant tout, il s'agit de guérir ce qui est identifié comme une «maladie sociale» – paupérisme ici, esclavagisme là. Ensuite, il y a la volonté de modeler la vie humaine selon les préceptes chrétiens-bourgeois (foi, famille et travail au centre des préoccupations individuelles). Enfin, on exige le respect de l'ordre social établi dans la société capitaliste, où possédants et démunis s'opposent dans un rapport de domination des premiers envers les seconds: la philanthropie de cette époque ne remet jamais en question une telle hiérarchie; au contraire, elle la justifie.[1]

Au-delà de ces traits communs, la philanthropie coloniale[2] présente des caractéristiques qui lui sont propres. Avant tout, elle s'adresse aux peuples autochtones des régions colonisées ou en phase de colonisation, qui sont généralement vus par l'Occident comme inférieurs sur le plan biologique, culturel et technique. Pratiquée, entre autres, par les sociétés missionnaires et antiesclavagistes, cette philanthropie a pour but de «civiliser» les indigènes d'outre-mer vivant dans un état jugé «barbare». Il s'agit, en gros, de les intégrer dans le système de production capitaliste et de reconfigurer leurs mœurs et croyances selon le modèle de vie de la société occidentale, tout en extirpant certaines pratiques qui leur sont attribuées – ou dont ils seraient les victimes – telles que le cannibalisme, la polygamie et l'esclavagisme.[3]

La philanthropie coloniale atteint son apogée avec l'accélération de la colonisation du continent africain, dans les dernières décennies du XIX^e^ siècle. En particulier, l'abolition de l'esclavage est invoquée par les milieux favorables à l'expansion des empires

1 L'étude de cas de Bernhard Schaer, dans ce même ouvrage, montre les différents aspects que je viens de mentionner à travers un exemple centré sur la philanthropie (à la fois urbaine et coloniale) de la bourgeoisie bâloise au XIX^e^ siècle.

2 Cette expression est largement répandue dans la littérature anglo-saxonne. Pour un approfondissement, cf. David Lambert, Alan Lester, Geographies of colonial philanthropy, in: Progress in Human Geography 28/3 (2004), pp. 20–341.

3 Pour un approfondissement, cf. Françoise Vergès, Abolir l'esclavage: une utopie coloniale. Les ambiguïtés d'une politique humanitaire, Paris 2001.

comme un argument légitimant le contrôle de l'Afrique de la part de l'Europe, devenant ainsi une composante de la politique – et de la propagande – impérialiste européenne.[4] Un tel discours, accompagné d'ambitions et de démarches à caractère expansionniste, existe aussi en Suisse, non seulement au sein des sociétés missionnaires et antiesclavagistes, mais également dans les associations géographiques.[5]

Mon article se concentre sur ces dernières. Au cours des années 1870, en effet, les sociétés suisses de géographie soutiennent économiquement, juridiquement et intellectuellement le monarque belge Léopold II dans son dessein visant à coloniser, au nom de la lutte antiesclavagiste, l'Afrique centrale. J'essayerai alors d'analyser les enjeux d'une telle participation et, sur cette base, de caractériser la philanthropie coloniale pratiquée par les associations géographiques helvétiques au XIX^{e} siècle.

La Suisse et ses sociétés de géographie devant le projet africain de Léopold II

Bastions des savoirs géographiques à une époque où la connaissance du monde est loin d'être achevée, les sociétés suisses de géographie, tout comme celles de l'étranger, englobent plusieurs sortes d'acteurs (généralement issus des milieux bourgeois) ayant un intérêt marqué – intellectuel et/ou matériel – pour les questions d'outremer.[6] Si l'Afrique catalyse leur attention, l'intérieur du continent reste cependant méconnu des Européens jusqu'au milieu des années 1870, période où celui-ci, traversé par le fleuve Congo, est finalement parcouru par les Occidentaux.[7]

Dans ce contexte, en septembre 1876, le roi des Belges Léopold II organise une conférence internationale de géographie à Bruxelles, où il invite nombre d'explorateurs, de politiciens et de philanthropes européens pour leur exposer, par un discours teinté de philanthropie coloniale, sa volonté de pénétration de l'Afrique centrale. Il propose alors la fondation d'une société, dénommée *Association internationale africaine* (AIA), ayant pour but l'exploration des régions entourant le fleuve Congo et l'établissement «de stations hospitalières, scientifiques et pacificatrices, à organiser comme moyen d'abolir l'esclavage».[8]

4 Angelo Barampama, L'Afrique vue à travers les publications du «Globe» entre les années 1860 et 1910, in: Le Globe 140 (2000), pp. 15–19.

5 Cf. par exemple Bouda Etemad, Thomas David, Janick Marina Schaufelbuehl, La Suisse et l'esclavage des Noirs, Lausanne 2005 (en particulier pp. 107–154); Mathieu Humbert, L'expansionnisme suisse en Afrique subsaharienne au cours du XIX^{e} siècle. Un aperçu, in: Annuaire suisse d'histoire économique et sociale 29 (2015), pp. 145–161.

6 Fabio Rossinelli, Sociétés de géographie et impérialisme suisse au 19^{e} siècle. Un tour d'horizon et deux exemples représentatifs, in: Revue suisse d'histoire 67/1 (2017), pp. 1–19.

7 Henri Wesseling, Le partage de l'Afrique. 1880–1914, Paris 1996, pp. 103–178.

8 Allocution Léopold II, 12.09.1876, in: Emile Banning, L'Afrique et la conférence géographique de Bruxelles, Bruxelles 1877, p. 125.

Après avoir obtenu l'approbation de ses invités et le concours de plusieurs pays pour l'exécution de son projet africain, Léopold II crée encore d'autres associations au nom semblable qu'il tente de contrôler directement.[9] Par ce procédé, le monarque belge parvient à s'emparer – à titre personnel et avec le consentement des grandes puissances européennes – de la région congolaise. La nouvelle colonie léopoldienne obtient sa légitimité juridique en 1885 durant la Conférence de Berlin et devient par la suite, sous le nom d'État Indépendant du Congo (EIC), un régime d'exploitation du caoutchouc souvent décrit comme l'une des expériences les plus brutales de l'histoire coloniale.[10]

Plusieurs acteurs suisses appuient les desseins prétendument philanthropiques et internationaux de Léopold II en Afrique centrale. Un certain nombre d'exemples atteste cela. Gustave Moynier, cofondateur du *Comité international de la Croix-Rouge* (CICR), va jouer un rôle considérable dans la propagande coloniale de l'EIC, comme le montrent les contributions d'Albert Wirz, de Pierre Ritter et d'Etienne Deschamps.[11] Marie-Claire Berguer[12] souligne l'aide fournie au monarque belge par les juristes et les diplomates helvétiques ainsi que la bienveillance de la presse suisse à l'égard de l'EIC. Patrick Minder,[13] de son côté, relève la présence importante des Helvètes dans l'administration coloniale léopoldienne, parmi lesquels on trouve une figure emblématique de la participation politico-militaire suisse au colonialisme international: l'officier Erwin Federspiel, dont le parcours a été étudié par Alexander Büchi.[14] J'ai enfin analysé le poids de la *Société de géographie de Genève* (SGG) dans l'exploration du continent africain et plus particulièrement du Congo.[15]

Si ces travaux mettent en lumière les multiples implications suisses dans la création de l'EIC, un aspect de l'historiographie reste méconnu: les enjeux qui incitent la bourgeoisie helvétique à rejoindre l'AIA, dès le début et sans hésitation. Cette adhésion trouve son origine dans l'impulsion donnée par les sociétés nationales

9 Jean-Louis Miège, Expansion européenne et décolonisation de 1870 à nos jours, Paris 1993, pp. 190–191.

10 Cf. par exemple Adam Hochschild, Les fantômes du roi Léopold II. Un holocauste oublié, Paris 2005.

11 Etienne Deschamps, L'Afrique explorée et civilisée: Gustave Moynier, compagnon genevois du projet colonial du roi Léopold II, in: www.podcastsuisse.ch/infoclio, conférence du 16.10.2010; Pierre Ritter, Calvin au Congo. L'Afrique coloniale vue de Genève, mémoire sous la dir. de Bouda Etemad, Genève 1993; Albert Wirz, Die humanitäre Schweiz im Spannungsfeld zwischen Philanthropie und Kolonialismus: Gustave Moynier, Afrika und das IKRK, in: Traverse 2 (1998), pp. 95–111.

12 Marie-Claire Berguer, Les relations entre l'Etat indépendant du Congo et la Suisse. 1876 à 1908, mémoire sous la dir. de Jean Stengers, Bruxelles 1958.

13 Patrick Minder, «D'Helvétie en Congolie». Les pionniers suisses au service de l'Etat Indépendant du Congo et du Congo belge (1885–1914), mémoire sous la dir. de Francis Python, Fribourg 1994.

14 Alexander Büchi, Ein Schweizer als Offizier im Kongo-Freistaat (1898–1908). Erwin Federspiels Partizipation an der Kolonialherrschaft und seine Verbindungen in die Schweiz, mémoire sous la dir. de Madeleine Herren, Zurich 2004.

15 Fabio Rossinelli, La Société de géographie de Genève et l'impérialisme suisse (1858–1914), mémoire sous la dir. de Sébastien Guex, Lausanne 2013; Fabio Rossinelli, Geografia associativa e imperialismo svizzero. Il caso di Ginevra (1858–1914), in: Geostorie 21/3 (2013), pp. 199–214.

d'études géographiques, sollicitées par la Conférence de Bruxelles, à se rallier à l'entreprise du roi des Belges. Dans ce cadre, peut-on sérieusement affirmer, avec Berguer, que «l'intervention suisse est absolument gratuite et sans espoir quelconque d'en tirer quelque chose»?[16] Autrement dit, la participation helvétique au projet léopoldien orchestrée par les sociétés suisses de géographie est-elle dictée uniquement par des préoccupations d'ordre philanthropique?

Les enjeux de l'adhésion suisse à l'AIA (1876–1877)

Bien qu'aucun Confédéré ne soit invité à la conférence géographique bruxelloise de septembre 1876, la SGG adhère spontanément, quelques mois plus tard, à l'AIA.[17] Pour ce faire, elle fonde en avril 1877 le *Comité national suisse pour l'exploration et la civilisation de l'Afrique centrale* (CNS). Celui-ci regroupe des personnalités issues du monde scientifique et politico-économique du pays et a pour but, comme on peut le lire dans les procès-verbaux de la SGG, de contribuer à la réussite de la «grande œuvre philanthropique et humanitaire [du] roi des Belges»,[18] qui vise à «civiliser les régions encore sauvages du continent africain et réprimer la traite des esclaves».[19]

Durant le dernier quart du XIX^{e} siècle, la lutte antiesclavagiste devient en Europe un aspect central des préoccupations des sociétés de géographie. S'intéressant de près à l'Afrique, ces dernières n'ignorent pas un sujet si cher aux milieux colonialistes dont elles sont composées. Bien au contraire, en leur sein, on cultive l'idée selon laquelle l'Europe, afin de combattre l'esclavagisme en Afrique et dans le reste du monde, doit se charger de diffuser sa «civilisation» autoproclamée supérieure à travers l'absorption économique et culturelle, voire politique, des régions d'outremer.[20] Ce type de discours n'est pas l'apanage des sociétés de géographie, mais concerne à peu près l'ensemble du mouvement antiesclavagiste européen.[21]

La SGG – animée, entre autres, par d'éminents philanthropes genevois[22] – s'inscrit en plein dans ce mouvement, qui voit l'abolition de la traite en Afrique comme indissociable du contrôle du continent africain de la part de l'Europe. Les intérêts humanitaires promus par les Européens, en effet, se mêlent à des considérations

16 Berguer, Les relations, p. 45.
17 Archives de la Bibliothèque de Genève (BGE), Ms. fr. 7995/15, Procès-verbal (PV) bureau SGG, 14.12.1876.
18 PV assemblée SGG, 22.12.1876, in: Le Globe 16 (1877), bulletin, p. 9.
19 PV assemblée SGG, 24.11.1876, in: *ibid*., p. 4.
20 Robin Butlin, Geographies of empire. European empires and colonies c. 1880–1960, Cambridge 2009, pp. 275–324.
21 Sur l'antiesclavagisme en Suisse, cf. Etemad, David, Schaufelbuehl, La Suisse et l'esclavage, pp. 107–154.
22 Parmi les premiers membres de la SGG, on trouve par exemple les banquiers Alexandre et Frank Lombard ainsi que quatre des cinq cofondateurs du CICR: le chirurgien Louis Appia, l'homme d'affaires Henry Dunant, le général Guillaume-Henri Dufour et le juriste Gustave Moynier.

d'ordre religieux, commercial ou encore scientifique et se complètent mutuellement pour justifier leurs interventions impérialistes en Afrique. A cet égard, il n'est pas anodin que le professeur polytechnique Albert Mousson (l'un des quatre futurs vice-présidents du CNS, lié aux milieux savants genevois et intéressé à l'Afrique centrale en termes physico-météorologiques) écrive en janvier 1877 à l'entrepreneur agronome Henry Bouthillier de Beaumont (président de la SGG et futur président du CNS): «Nous devons voir avec plaisir des sociétés commerciales, scientifiques ou missionnaires se constituer à côté de notre œuvre civilisatrice [le futur CNS], profitant des avantages que nous leur offrons pour pénétrer et séjourner avec sûreté dans l'intérieur de l'Afrique.» Puis, ayant appris que certains commerçants feraient dépendre leur soutien au CNS à la marche des affaires qu'ils développeraient en Afrique centrale, il ajoute: «Les avantages [de s'associer au CNS] sont tellement grands et palpables qu'en échange nous osons bien réclamer une contribution proportionnée», tout en évitant que les «spéculations particulières» l'emportent sur les aspects «philanthropique et humanitaire».[23]

Après avoir pris une série de contacts avec le comité exécutif de l'AIA, à Bruxelles, et sondé le terrain des potentiels adhérents suisses, la SGG fonde le CNS. Dans la première des deux séances de fondation, le 23 avril 1877, les invités peuvent entendre un ardent discours du théologien Henri-Louis de Laharpe. Employant un vocabulaire militaire, celui-ci exalte le rôle que le CNS peut jouer dans la colonisation européenne du Congo:

> Science, commerce, civilisation! Tels sont les trois mots magiques dont le son, après avoir ému la magnanime ambition de notre royal Président [Léopold II], a trouvé en vous un écho qui se propagera encore à mesure que cette grande cause sera mieux connue. C'est à vous, qui avez été jaloux de vous placer au premier rang de cette armée de pionniers, qu'il appartiendra de recruter de nouveaux amis à une si belle cause.[24]

La séance du 24 avril 1877 est quant à elle consacrée à la définition des statuts ainsi qu'à l'élection du bureau du CNS.[25] Avec quelque 110 membres initiaux, occupant – à l'image du commerçant, politicien et professeur Aimé Humbert[26] – des charges académiques, diplomatiques et économiques de premier plan au sein du pays, le CNS se fixe comme objectif de «vulgariser en Suisse, par la parole et la presse, les

23 BGE, Ms. fr. 8004/5, Lettre d'Albert Mousson à Henry Bouthillier de Beaumont, 02.01.1887.

24 Henri-Louis de Laharpe, L'exploration et la civilisation de l'Afrique centrale, in: Le Globe 16 (1877), mémoires, pp. 35–36.

25 Sont élus: Henry Bouthillier de Beaumont comme président; Adolf Christ, Alexandre de Dardel, Albert Mousson et Thomas Studer comme vice-présidents; Eugène Delessert comme secrétaire général et trésorier; Edouard Desor et Gustave Moynier comme délégués. Cf. PV assemblée SGG, 24.04.1877, in: Le Globe 16 (1877), bulletin, pp. 26–127.

26 Sur cet acteur, cf. Joseph Alliman, Pour le commerce, la civilisation et le christianisme! Aimé Humbert, instigateur du débouché japonais pour l'industrie suisse (1859–1862), mémoire sous la dir. de Laurent Tissot, Neuchâtel 2009, pp. 29–33.

connaissances de toute nature se rapportant au but que l'*Association internationale* a en vue», tout en organisant une «souscription nationale» afin de «centraliser les ressources de toute espèce, qui seront mises à sa disposition».[27]

La diversité des profils professionnels des acteurs mentionnés – ces derniers faisant partie du monde des affaires, du droit, de la science, de l'église et de l'armée – est en fait relative. En effet, outre leur engagement philanthropique commun, ils appartiennent tous à la grande bourgeoisie des villes helvétiques de matrice protestante (ou mixte, dans le cas de Saint-Gall) comme Bâle, Zurich, Genève, Berne, Lausanne et Neuchâtel, véritables moteurs du développement commercial et financier de la Suisse dans les régions d'outre-mer au XIX^e^ siècle.[28] Dans ce cadre, l'adhésion à l'AIA apparaît principalement comme une opportunité d'ouvrir un marché pour l'expansion de leurs intérêts économiques en Afrique centrale, mais aussi, dans le cas des acteurs issus du monde de la science ou de l'église, d'élargir le rayon de leurs activités tout en soutenant une cause prétendument philanthropique. Il ne faut pas sous-estimer, enfin, la dimension symbolique de cette participation, c'est-à-dire le prestige national censé s'accroître par la présence active de la Suisse dans le monde colonial.

Une philanthropie coloniale lucrative (1877–1878)

Mi-mai 1877, le CNS se rassemble à Lausanne pour préparer la ligne de conduite à adopter en vue de l'assemblée générale de l'AIA qui doit se tenir un mois plus tard à Bruxelles.[29] La délégation helvétique, constituée par Beaumont et Moynier, respectivement président et délégué du CNS, se rend alors dans la capitale belge afin «d'arrêter un plan d'action définitif».[30] A son retour, la délégation rédige – par la plume de Moynier – un rapport enthousiaste sur la rencontre avec Léopold II, dans lequel elle exprime le souhait que

27 PV assemblée SGG, 24.04.1877, in: Le Globe 16 (1877), bulletin, p. 126.

28 Les liaisons familiales de ces acteurs permettent de saisir l'importance des réseaux d'intérêts qu'ils représentent. L'un des vice-présidents du CNS, Adolf Christ (philanthrope bâlois, politicien conservateur et président de la Basler Mission), est par exemple marié à Caroline Sarasin, membre de la famille la plus influente de Bâle. Comme lui, les autres membres du CNS ont des relais au sein des milieux dirigeants du pays (ou en font personnellement partie). Pour un approfondissement sur la bourgeoisie bâloise au XIX^e^ siècle, cf. Philipp Sarasin, La ville des bourgeois. Elites et société urbaine à Bâle dans la deuxième moitié du XIX^e^ siècle, Paris 1998. Sur la bourgeoisie suisse en général, cf. Albert Tanner, Arbeitsame Patrioten – Wohlanständige Damen. Bürgertum und Bürgerlichkeit in der Schweiz 1830–1914, Zürich 1995.

29 PV assemblée CNS, 13.05.1877, in: CNS, Documents officiels. 1876, 1877, 1878, 1879, Genève 1879, pp. 142–44.

30 *Ibid*., p. 143.

> la Suisse s'associe largement et généreusement à l'œuvre africaine [dont] elle a sollicité spontanément l'honneur de se ranger sous sa bannière. Le moment est venu pour nous de témoigner, autrement que par une approbation platonique, notre sympathie pour l'entreprise grandiose et féconde à laquelle nous avons promis notre concours […] car notre peuple n'est indifférent ni aux découvertes scientifiques, ni au développement du commerce, ni au relèvement de l'espèce humaine, ni, en un mot, à aucun des buts que poursuit l'*Association internationale africaine*.[31]

Si, à la suite du rapport mentionné, quelques milliers de francs suisses entrent dans les caisses du CNS sous forme de souscriptions, des débats internes surgissent quant à leur emploi. En effet, durant le congrès africaniste organisé à Berne en novembre 1877, une partie des adhérents au CNS conteste l'article statutaire qui affirme que les fonds recueillis doivent être intégralement versés à Bruxelles.[32] Le cartographe Friedrich Müllhaupt von Steiger, secrétaire de la *Geographische Gesellschaft in Bern* (GGB), est le porte-parole de cette plainte. Ce dernier, soutenu par le milieu patronal de l'industrie d'exportation textile de la Suisse orientale (l'une des plus importantes du pays), propose

> qu'au lieu de verser intégralement la somme provenant des souscriptions recueillies en Suisse entre les mains du comité exécutif de l'*Association internationale* à Bruxelles, il en soit prélevé une partie […] pour créer un fonds spécial suisse, destiné à être appliqué ou à contribuer à quelque œuvre qui pourrait être entreprise par la suite dans le même but, avec des éléments suisses, par des voyageurs suisses par exemple, et pour les intérêts plus spéciaux de la Suisse.[33]

Autrement dit, Müllhaupt von Steiger et ses partisans souhaitent que le CNS se lance, au détriment de son engagement avec l'AIA, dans des projets expansionnistes en Afrique sous pavillon national. Il est difficile de saisir dans quelle mesure cette proposition, s'inspirant de la démarche léopoldienne, dépasse la dimension économique (ouverture de nouveaux débouchés) pour rejoindre le domaine politique (appropriation territoriale directe), d'autant plus que la fondation de colonies, comme le rapporte en 1887 un banquier (et philanthrope) genevois inscrit à la SGG,[34] est un sujet très débattu au sein des cercles dirigeants helvétiques.

Quoi qu'il en soit, l'idée du cartographe bernois ne convainc pas la majorité des membres présents, ni ceux du bureau, qui, rejoignant Mousson, fondent leur position sur les trois points suivants: premièrement, le CNS n'est pas indépendant, mais dépend directement de l'AIA; ensuite, la Suisse ne fournira probablement pas une

31 Rapport de Gustave Moynier au CNS, 31.07.1877, in: Le Globe 16 (1877), bulletin, p. 204.
32 Statut CNS, 15.11.1877, in: *ibid*., p. 250.
33 PV assemblée CNS, 15.11.1877, in: CNS, Documents, p. 169.
34 Voir le traité que Frank Lombard présente à la SGG en 1887, contenant un état de la question et une prise de position en faveur d'un colonialisme informel basé sur l'expansion commerciale. Cf. PV assemblée SGG, 29.04.1887, in: Le Globe 26 (1887), pp. 163–164; Frank Lombard, Des moyens de développement du commerce extérieur de la Suisse, Genève 1887.

contribution économique importante à Bruxelles par rapport aux autres pays impliqués dans ce projet, raison pour laquelle il faut éviter de la réduire ultérieurement; enfin,

> une entreprise particulière de la Suisse […] n'aurait pas grande chance de réussite, ne pouvant se faire dans les conditions favorables que présente l'*Association internationale*, et avoir les résultats que celle-ci obtiendra avec les moyens et ressources dont elle disposera et dispose même déjà actuellement. Au contraire, la Suisse […] trouvera, au point de vue du commerce national avec les contrées qui vont être explorées, des avantages réels à se joindre complètement à une entreprise internationale, et aura sa part d'action dans celle-ci.[35]

Si le CNS adopte à la majorité des voix l'article statuaire en question tel quel, et verse par conséquent l'intégralité de ses fonds à Bruxelles (soit 5000 francs suisses en octobre 1878 et 3000 en janvier 1881),[36] le bras de fer entre les factions adverses continue pendant plusieurs mois.[37] Face à la fermeté du bureau directeur du CNS, qui suit inflexiblement sa stratégie, les milieux industriels alémaniques favorables à la création d'un fonds spécifiquement suisse pour l'ouverture d'un marché en Afrique centrale décident de coordonner leurs efforts en fondant à Saint-Gall une société de géographie commerciale qui les englobe. L'*Ostschweizerische geographisch-commercielle Gesellschaft* (OGCG) est ainsi créée en janvier 1878. Subventionnée par nombre d'associations privées et publiques comme par les gouvernements cantonaux de Saint-Gall, de Thurgovie et d'Appenzell, l'OGCG se lance – dès ses débuts – dans plusieurs projets d'expansion commerciale en Afrique, à l'image de la *Schweizerische Import Geschäft*, mise sur pied par l'entreprise saint-galloise *Hoffmann & Walser* au Cap, ou de la *Compagnie suisse africaine,* fondée par le négociant neuchâtelois Paul Perrin au Transvaal, dont le capital-actions se monte respectivement à 100 000 et 500 000 francs.[38]

La philanthropie coloniale pratiquée en Suisse par le CNS est donc liée à des enjeux économiques, soit à la possibilité de développer des nouveaux réseaux d'affaires en lien avec la colonisation du Congo. Pour le patronat du commerce et de l'industrie, le but semble être l'ouverture d'un débouché direct pour l'écoulement de ses marchandises en Afrique centrale, alors qu'une autre partie de la bourgeoisie helvétique, celle liée aux grands pôles bancaires (Zurich, Bâle et Genève), se

35 PV assemblée CNS, 15.11.1877, in: CNS, Documents, p. 169.

36 Lettre de Jules Greindl à Henry Bouthillier de Beaumont, 21.10.1878, in: CNS, Documents, p. 193; lettre de Maximilien Strauch à Henry Bouthillier de Beaumont, sans date, in: CNS, Quatrième assemblée générale, Genève 1881, p. 40.

37 Les fonds de la SGG conservent une riche correspondance à ce propos. Cf. BGE, Ms. fr. 8004/5 et 8005/1.

38 Gustav Rüetschi, Zur 50-jährigen Jubiläumsfeier der Ostchweizerischen geographisch-commercielle Gesellschaft in St. Gallen, in: Mitteilungen der Ostchweizerischen geographisch-commerciellen Gesellschaft (1928), pp. 18–24.

montre plutôt intéressée à intensifier ses relations personnelles et financières avec le roi des Belges – j'y reviendrai. Concernant le désaccord interne au CNS, on peut remarquer que celui-ci porte plus sur la forme que sur le fond. En effet, l'idée de rentabiliser un projet censé être philanthropique apparaît comme évident. En revanche, la question de savoir quelle stratégie adopter pour atteindre ce but (variant selon les intérêts en jeu) fait débat. Quoi qu'il en soit, personne, au sein du CNS, ne voit de contradiction majeure entre philanthropie et recherche du profit. Même le professeur Albert Mousson, l'un des Confédérés les plus fidèles à la cause philanthropique de l'AIA, souligne que «l'importance de l'entreprise de Bruxelles consiste à tracer des voies de communication et à fonder des points d'appui dont profiteront largement et le commerce et la mission».[39]

De Genève à Bruxelles. L'intensification des relations suisses avec Léopold II (années 1880–1890)

Gustave Moynier joue un rôle important dans l'adhésion de la SGG à l'AIA par l'entremise du CNS.[40] Juriste et philanthrope de réputation internationale, membre de plusieurs associations évangéliques, philanthropiques et savantes (y compris de la SGG, dont il intègre le bureau dès 1859), cofondateur de la *Croix-Rouge* et de l'*Institut du droit international* à Genève, Moynier se distingue, tout au long de sa carrière, par son engagement antiesclavagiste et par sa grande passion pour les questions africaines. Son admiration sincère à l'égard de Léopold II le pousse à soutenir constamment ce dernier.[41]

A la suite de la proposition de son collègue bâlois Hermann Christ-Socin, lui aussi juriste et philanthrope, Moynier suggère au bureau de la SGG de soumettre au CNS la nomination d'une commission internationale ayant pour but d'élaborer une réglementation applicable au fleuve Congo afin que celui-ci soit accessible à toutes les puissances commerciales européennes. Le but est donc de valider juridiquement – selon les critères du droit international européen – la liberté de navigation et de commerce sur ce fleuve. «C'est surtout par des initiatives de ce genre que notre petit pays peut apporter sa pierre à l'édifice africain»,[42] affirme Moynier dans une lettre adressée à Beaumont en janvier 1878.

Or, la proposition du philanthrope genevois, adoptée par le CNS en février 1878,[43] ne connaît pas de suite jusqu'en 1883. Durant cette année, caractérisée par

39 BGE, Ms. fr. 8004/5, Lettre d'Albert Mousson à Henry Bouthillier de Beaumont, 30.11.1877.
40 BGE, Ms. fr. 7995/15, Procès-verbal (PV) bureau SGG, 14.12.1876.
41 Sur cet acteur, cf. François Bugnion, Gustave Moynier, Genève 2010.
42 BGE, Ms. fr. 8005/1, Lettre de Gustave Moynier à Henry Bouthillier de Beaumont, 22.01.1878.
43 PV assemblée CNS, 09.02.1878, in: CNS, Documents, p. 187.

la croissance des rivalités européennes au sujet du bassin fluvial centrafricain, Moynier prépare une série de conventions immédiatement applicables pour que «l'on fasse pour le Congo quelque chose d'analogue à ce que le Traité de Paris, du 30 mars 1856, a fait pour le Danube. Cet acte international statue, en effet, que, sauf les règlements de police, aucun obstacle ne sera mis à la navigation (art. 15) et que les pavillons de toutes les nations seront traités sur le pied d'une parfaite égalité (art. 16)».[44] Selon le Genevois, en garantissant «la liberté pour tout le monde de naviguer» et «d'y trafiquer pacifiquement», le Congo ne deviendrait pas «l'objet d'un monopole» et «les intérêts de la production européenne, du commerce, de la colonisation, du progrès en un mot, seraient admirablement servis».[45]

Adoptées par l'*Institut du droit international* en septembre 1883, les conventions rédigées par Moynier sont transmises «aux diverses puissances [européennes]» afin qu'elles «s'entendent sur des mesures propres à prévenir les conflits entre nations civilisées en Afrique équatoriale».[46] Cette initiative n'est pas sans conséquence, puisque le chancelier de l'empire allemand, Otto von Bismarck, reprend l'ébauche réglementaire de Moynier dans le cadre de l'organisation de la Conférence de Berlin de 1884–1885.[47] Comme l'affirme le secrétaire de la SGG à l'aube du meeting berlinois, «la Suisse, n'étant pas une puissance maritime, n'est pas représentée à cette grande assemblée», mais «c'est à un Suisse, Genevois», soit Moynier, «que revient l'honneur d'avoir déposé […] le germe de l'arbre dont la Conférence de Berlin assurera la croissance».[48] Au-delà de cet événement, marquant, comme déjà évoqué, la naissance de l'EIC, le philanthrope genevois continue à s'engager personnellement en faveur du monarque belge: en 1887, par exemple, il en fait l'apologie devant l'*Académie des sciences morales et politiques* de Paris en prêchant la légalité de ses différentes démarches coloniales.[49]

Peut-être en raison de son infatigable engagement juridique, à côté duquel il ne faut pas oublier son œuvre de propagande coloniale,[50] Moynier est nommé, en mai 1890, consul général de l'EIC en Suisse. Cette nomination arrive six mois après la

44 Gustave Moynier, La question du Congo devant l'Institut de droit international, Genève 1883, p. 10.
45 *Ibid*.
46 *Ibid*., p. 27.
47 Wesseling, Le partage, p. 158.
48 PV assemblée SGG, 14.11.1884, in: Le Globe 24 (1888), pp. 5–6.
49 Gustave Moynier, La fondation de l'Etat Indépendant du Congo au point de vue juridique, in: Charles Vergé, Jules Simon (éds), Séances et travaux de l'Académie des sciences morales et politiques, Institut de France, Paris 1887, pp. 460–498.
50 Je me réfère à la célèbre revue coloniale L'Afrique explorée et civilisée, paraissant tous les mois entre 1879 et 1894 à Genève, Paris et Bruxelles, dans le but de propager en Europe le projet léopoldien au Congo tout en suivant son évolution. A remarquer que l'idée originelle de Moynier était de publier cette revue «sous l'égide de la Société de géographie de Genève et du Comité national suisse», mais, finalement, elle sera indépendante. Cf. BGE, Ms. fr. 7995/15, PV bureau SGG, 08.03.1879.

signature de l'accord commercial helvético-congolais[51] – fruit d'un autre juriste helvétique, Alphonse Rivier, aussi au service du roi des Belges – et durant le conflit diplomatique arbitré par la Confédération opposant les administrations coloniales léopoldienne et portugaise.[52] Il s'agit également d'une période cruciale pour l'histoire de l'EIC. Durant la conférence antiesclavagiste de Bruxelles de 1889–1890, en effet, Léopold II pose la première pierre de son futur monopole centrafricain. Il instaure alors un régime douanier au Congo, suivi, en 1891, d'un décret conférant à l'Etat – c'est-à-dire au roi lui-même – les terres dites vacantes, soit à peu près tout le territoire, où le monarque belge, autorisant le travail forcé des autochtones, implantera une série de compagnies privées pour l'exploitation de l'ivoire et du caoutchouc.[53] Dans le cadre de ces transformations politico-économiques, la nomination de Moynier au rang de consul général de l'EIC à Genève est doublement avantageuse pour Léopold II: d'un côté, il peut renforcer, aux yeux de la diplomatie internationale, son image de roi ouvert et généreux (à ce propos, il ne faut pas sous-estimer la renommée dont jouit le philanthrope genevois); de l'autre, il accède à travers Moynier au réseau bancaire suisse, qui, entre 1888 et 1901, émet au moins quatre emprunts pour le compte privé de Léopold II.[54]

Moynier conserve sa charge de consul général de l'EIC jusqu'en 1904, année où – invoquant des raisons de santé, alors que les scandales du régime léopoldien au Congo sont désormais de notoriété publique[55] – il démissionne du consulat. Il accepte cependant de rester consul honoraire, peut-être à cause de son fils Adolphe, qui, à cette époque, est consul de Belgique à Genève.[56] Quant aux excès du régime léopoldien, Moynier, contrairement à quelques collègues helvétiques s'étant publiquement désolidarisés du roi des Belges après l'avoir longuement soutenu, garde le silence jusqu'à la fin de ses jours.[57]

La Suisse et l'héritage léopoldien à l'époque de l'EIC (1885–1908)

A propos des abus commis au Congo par l'administration coloniale de Léopold II, les sociétés suisses de géographie, de manière analogue à Moynier, évitent toute forme de polémique. Dans leurs monographies officielles, au contraire, celles-ci se

51 Berguer, Les relations, pp. 4–8.
52 *Ibid*., pp. 9–13.
53 Hochschild, Les fantômes, pp. 159–163 et 200–203.
54 Lyonel Kauffman, Belgique, in: Dictionnaire historique de la Suisse (DHS) 2 (2003), p. 121.
55 Hochschild, Les fantômes, pp. 307–371.
56 Rossinelli, La Société, p. 95.
57 Christ-Socin, par exemple, cofonde en 1908 la Ligue suisse pour la défense des indigènes au Congo et participe à la publication d'un traité dénonçant les crimes de Léopold II en Afrique centrale, cela après avoir appuyé – trente ans auparavant – les visées coloniales du roi des Belges. Cf. René Claparède, Hermann Christ-Socin, L'évolution d'un Etat philanthropique, Genève 1909.

souviennent avec une certaine fierté d'avoir participé, de près ou de loin, aux activités nationales liées à l'AIA. La SGG, par exemple, rappelle en 1908 avoir «grandement contribué à la création du *Comité national suisse*» pour soutenir «l'œuvre de conquête scientifique et civilisatrice due à l'initiative de S. M. le roi des Belges».[58] Le même type d'appréciation se retrouve aussi à Berne, où la GGB – à la fin du XIX[e] siècle – met en évidence le fait d'avoir brillamment organisé le premier congrès africaniste du CNS.[59] A Saint-Gall, le souvenir de l'AIA est encore palpable après un demi-siècle. En effet, à l'occasion du cinquantenaire de l'OGCG, on rappelle que c'est grâce à cette organisation philanthropique internationale qu'en 1878 une société saint-galloise de commerçants et de géographes a pu se mettre en place.[60]

En plus des discours édifiants de ses collègues, la SGG se démarque encore une fois par son soutien accru en faveur de l'entreprise de Leopold II. Après la fondation officielle, en 1885, de l'EIC, le cercle géographique genevois accueille en son sein plusieurs Confédérés travaillant – ou ayant travaillé – dans l'administration coloniale léopoldienne.[61] En 1894, par exemple, la parole est laissée au médecin Paul Vourlod, qui décrit les «nègres du Congo» comme des «trafiquants adroits et rusés», mais aussi «paresseux, superstitieux, croyant aux maléfices et se livrant entièrement à des féticheurs cupides et capables de toutes les cruautés».[62] L'administrateur helvétique Ernest Victor-Thévoz, de son côté, en 1906 fait l'éloge de la gestion coloniale léopoldienne[63] tout en soutenant n'avoir vu «aucun de ces actes d'atrocité que certains journaux ont mentionnés».[64] Trois ans plus tard, Arthur de Claparède, vice-président de la SGG, en faisant le compte rendu d'une apologie suisse parue au sujet de l'EIC,[65] affirme que Léopold II n'est qu'«un roi qui a doté son pays d'un splendide empire colonial».[66]

Comme on peut le voir, les sociétés suisses de géographie – et la SGG en particulier – défendent activement la cause léopoldienne jusqu'au bout, sans qu'aucune critique à l'égard du monarque belge ne soit publiée dans leurs bulletins. De la même manière, les autorités fédérales se tiennent à l'écart de la question congolaise: aucune prise de position officielle n'émane de Berne.[67] Le maintien des bonnes relations

58 Arthur de Claparède, Coup d'œil sur la Société de géographie de Genève depuis sa fondation en 1858, Genève 1908, p. 40.
59 Johann Heinrich Graf, Die Geograhische Gesellschaft in Bern. 1873–1898, in: Jahresbericht 16 (1897), p. 9.
60 Ernest Schmidt, Die Ostschweizerische Geographisch-Commercielle Gesellschaft in St. Gallen 1878–1928, in: Mitteilungen (1930), pp. 5–6.
61 Rossinelli, La Société, pp. 95–98.
62 PV assemblée SGG, 12.01.1894, in: Le Globe 33 (1894), bulletin, p. 44.
63 PV assemblée SGG, 18.05.1906, in: Le Globe 45 (1906), bulletin, pp. 117–119.
64 *Ibid*., p. 111.
65 Erwin Federspiel, Wie es im Congostaat zugeht, Zürich 1909.
66 Arthur de Claparède, Wie es im Congostaat zugeht [compte rendu], in: Le Globe 48 (1909), bulletin, p. 95.
67 Berguer, Les relations, p. 68.

avec la Belgique et la perspective de pouvoir s'insérer économiquement dans le nouveau *Congo belge* (remplaçant, en 1908, l'EIC) jouent peut-être un rôle important – et non sans résultats[68] – pour expliquer cette attitude.

Après avoir soutenu économiquement l'AIA en 1878 et en 1881, quelques milliers de francs restent dans les mains des sociétés suisses de géographie. Le montant en question, déposé sur un compte commun dénommé «fonds africain», appartenait au CNS avant que celui-ci ne se dissolve en 1885 conjointement à la disparition de l'AIA et à la création de l'EIC.[69] Or, pendant plus de vingt ans, les associations géographiques du pays se disputent quant à l'emploi du «fonds africain».[70] Fin 1905, Walter Volz, ancien géologue de la *Royal Dutch Petroleum Company* à Sumatra et membre de la GGB, demande de pouvoir l'utiliser afin d'entreprendre un voyage d'exploration au Libéria: presque tout l'argent, soit 6000 francs de l'époque, est alors mis à sa disposition.[71]

Se réjouissant de la décision unanime des associations géographiques helvétiques d'effectuer cet investissement, la SGG rappelle que ce «petit capital avait été formé pour la quasi-totalité par les versements des souscripteurs genevois» afin de s'associer à «l'œuvre de conquête pour la science et pour la civilisation due – on l'oublie un peu trop aujourd'hui – à la noble et généreuse initiative du roi des Belges».[72] Encore une fois, donc, la dimension prétendument philanthropique de Léopold II est mise en avant, tout comme la centralité de Genève – bastion de la philanthropie internationale[73] –, dans la sauvegarde du «fonds africain» pour une entreprise (suisse) aux buts similaires.[74]

Le projet de Volz, en effet, se rapproche de la doctrine coloniale léopoldienne: à travers l'exploration géographique des terres du Libéria méconnues en Europe, la «barbarie» de cette colonie indépendante d'esclaves émancipés serait susceptible d'être éradiquée, notamment grâce à l'apport commercial – et donc «civilisateur» – de l'Occident. Mais l'aventure de l'explorateur bernois se termine tôt, avec sa mort, en 1907, dans un affrontement franco-libérien.[75]

68 Lyonel Kaufmann, Guillaume Tell au Congo. L'expansion Suisse au Congo belge (1930–1960), in: Les Annuelles 5 (1994), pp. 43–94.
69 PV assemblée SGG, 11.11.1910, in: Le Globe 50 (1911), bulletin, pp. 20–21.
70 Pour un historique de la querelle, cf. PV assemblée SGG, 11.11.1910, in: Le Globe 50 (1911), bulletin, pp. 20–21.
71 Hermann Walser, Präsidialbericht über das Vereinsjahr 1905; 1906, in: Jahresbericht 20 (1905–1906), pp. V; X.
72 PV assemblée SGG, 09.11.1906, in: Le Globe 46 (1907), p. 22.
73 Olivier Perroux, Histoire de Genève. De la création du canton en 1814 à nos jours, Neuchâtel 2014, pp. 97–105.
74 PV assemblée SGG, 09.11.1906, in: Le Globe 46 (1907), pp. 21–24.
75 Peter Müller-Grieshaber, Walter Volz, in: DHS 13 (2014), p. 246.

Conclusions

L'analyse du rôle joué par les sociétés suisses de géographie dans le projet colonial léopoldien, commencé avec la création de l'AIA et débouchant sur la fondation de l'EIC, montre à quel point l'adhésion helvétique à la cause humanitaire de la lutte antiesclavagiste en Afrique s'imprègne de considérations à la fois lucratives et expansionnistes. Y voir une contradiction, ou bien une hypocrisie, serait inapproprié. En effet, comme déjà évoqué, la philanthropie coloniale telle que pratiquée en Europe au XIX^{e} siècle s'alimente d'un discours «civilisateur» et d'une pratique «conquérante» qui vont de pair. Il s'agit de deux éléments complémentaires – et non contradictoires – s'intégrant dans un cadre de pensée impérialiste qui ne vise pas uniquement à remplacer l'esclavagisme par le capitalisme, mais aussi à modeler le monde selon les valeurs bourgeoises et chrétiennes de l'Occident.

La Suisse, dans ce contexte, ne fait pas exception. Les sociétés de géographie du pays promeuvent un discours en faveur de Léopold II qui n'a rien de particulièrement original ou de nouveau par rapport aux proclamations des nombreuses associations missionnaires et antiesclavagistes d'Europe, où christianisme et commerce sont généralement indiqués comme les moteurs de l'abolition de l'esclavage en Afrique. Dans le cas des associations géographiques, il y a également un fort intérêt pour l'exploration du Congo, celle-ci étant vue, entre autres, comme un acte de philanthropie scientifique: remplir le dernier «blanc» de la carte africaine signifie bel et bien contribuer à l'avancement de la science. Une science se voulant au service de l'humanité, mais suivant les ambitions de l'homme occidental.[76] C'est précisément dans le développement scientifique de la géographie – passant, avant tout, par l'exploration du monde – que réside l'un des chevaux de bataille de la doctrine coloniale léopoldienne, tout comme l'une des principales raisons de l'appui des associations géographiques helvétiques à l'AIA.

En fondant le CNS en tant que section suisse de l'AIA, la SGG arrive à rassembler différents acteurs présentant une variété de profils professionnels tout à fait remarquable, mais unis par la commune appartenance à une couche privilégiée de la population (c'est-à-dire disposant d'un certain poids économique, politique et culturel ainsi que d'importants liens au sein du pouvoir public). Un autre trait d'union est représenté par leur vision du monde inégalitaire, issue des valeurs aristocratico-bourgeoises dont ils sont les représentants, qui consiste à diviser les hommes selon un classement social et une prétendue hiérarchie humaine. Soucieux d'acquérir un certain capital symbolique – national et international – à travers les

76 Pour un approfondissement sur l'histoire de la discipline géographique en Europe, cf. Laura Péaud, La géographie, émergence d'un champ scientifique. France, Prusse et Grande-Bretagne (1780–1860), Lyon 2016.

activités philanthropiques, ces acteurs ne sont pas indifférents à l'existence, dans certaines parties du monde, de pratiques inhumaines telles que l'esclavagisme. Ils ne sont pas non plus indifférents aux perspectives que l'Afrique, en pleine phase de colonisation, semble présenter à l'Europe. Ils s'engagent alors dans l'entreprise léopoldienne en nourrissant l'espoir de développer leurs différents intérêts au Congo ou, en tous cas, de renforcer leurs relations avec le roi des Belges, tout en participant à une œuvre prétendument humanitaire.

L'impérialisme européen du XIXe siècle s'imprègne d'intérêts économiques et politiques, mais aussi de visions religieuses, culturelles et scientifiques, sans que ces éléments se contredisent forcément. Tout au contraire, ils donnent lieu, en Europe, à un imaginaire qui, au nom de la lutte antiesclavagiste et de la «civilisation», légitime l'expansion des empires. Dans ce cadre, la participation consciente et volontaire des sociétés suisses de géographie à l'AIA par l'entremise du CNS reflète assez clairement cet impérialisme, auquel la bourgeoisie helvétique n'est pas étrangère.[77]

77 Pour un état de la question sur le caractère impérialiste de la bourgeoisie helvétique, cf. Thomas David, Bouda Etemad, Un impérialisme suisse?, in: Traverse 4/2 (1998), pp. 7–16.

English Summaries

Ismael Albertin

«Werkzeug für die Vermittlung eines grossen Segens». «Philanthropie» in der Deutschschweiz im ausgehenden 19. Jahrhundert: historische Perspektiven.

The article deals with the use and meaning of the term «philanthropy» in German-speaking Switzerland during the long 19th century. Intrinsically, the term «common good» was used in the context of charitable acts. Nevertheless, «philanthropy» as part of social commitment was frequently used as a synonym and can be related to influences from the French-speaking part of Switzerland and international movements, for example abolitionism. From 1880 to 1908, people used the term «philanthropy» to describe their own attitude, or to characterize charitable acts in publications. Not only their choice of terminology made these people exceptions in the field of social welfare. They demonstrated an alternative to non-profit organisations, and to the existing teams of experts or concepts for solutions of social problems.

Eva Keller

Straffälligenhilfe im Dreiländereck. Die Basler Patronagekommission und ihre nationale und transnationale Vernetzung im 19. Jahrhundert.

This article examines the national and transnational cooperation between philanthropists who dealt with the rehabilitation of criminal offenders in 19th century Basel. By analysing the practical cooperation between Basel and its French, German and Swiss neighboring regions, this example sheds new light on the cross-border dynamics of philanthropic practices. Considering Basel's specific situation as a border town with a strong cosmopolitan bourgeoisie, it became clear that the actors chose a very pragmatic approach to both national and transnational networking. They developed their own models of philanthropic cooperation, which in turn were adopted by foreign philanthropists by means of the international penitentiary congresses towards the end of the 19th century. Thus, the article also allows new insights about the structure of transnational discourses concerning prison reforms.

Anina Eigenmann

Die Soziale Käuferliga der Schweiz – eine philanthropische Akteurin?

Established in 1906, dissolved in 1945, the *Soziale Käuferliga der Schweiz* acted at the intersection between philanthropy, consumerism, women's movement and social capitalism. Its position in the field of philanthropy was rather a peripheral one.

For this very reason this organisation can be seen as an example to show that discourses about philanthropy can serve as starting point for various social movements. The analysis of the statements of three pioneer activists demonstrates their striving for social capitalism (altruism, breaking down class barriers), feminism (demand for education and influence) and social democracy (social justice and equality between donator and recipient).

Ernst Guggisberg

«Da muss die Wohlthat sich ihr Recht erzwingen.» Die Fremdplatzierung des Basellandschaftlichen Armenerziehungsvereins als philanthropisches Gegenkonzept zur kommunalen Verdingung?

The present paper focuses on a specific group of Swiss welfare societies, the so-called Societies for Educating the Poor (SEP, «Armenerziehungsvereine» in German), which fostered about 2,000 children each year in Northern Switzerland and became an active player in non-governmental foster care on a political, social and economical level.

Using the canton Baselland's SEP as a case study, the core concept of the rescue work was considered a «Christian education» within a foster family or an institution, and was generally regarded a philanthropic alternative to municipally practiced foster care. By not only choosing a full-time inspector but also creating the legal framework for them, the society managed to establish a scope for action in the cantonal welfare landscape in the first decade of its existence.

The developments in the SEP altogether throw light on the birth of the Swiss welfare state in the micro-perspective of Northern Switzerland. Legal controls on taking a child away from its biological family and putting it into foster care, were rudimentary and brought private philanthropic protagonists on the scene: the SEP invested great effort in filling this legal loophole and in creating a para-state organization in which the societies performed even official tasks.

Joëlle Droux

Les politiques de l'enfance en Suisse romande: le lent reflux d'un élan philanthropique (1800–1960).

The article studies how the values and practices on which the philanthropic approach was founded, evolved from the 19th to the following century, considered from the specific standpoint of child welfare policies in French-speaking Switzerland. The growing state intervention from the late 19th century aimed to incorporate the private sector in the state-controlled perimeter, but did not try to annihilate it.

The medicalization process that followed during the interwar period gave a basic common knowledge to the whole field of child welfare, without questioning the basic values of charitable action. The key role of associative networks linking scientific expertise and representatives of private initiative in this adaptive process is underlined. It will provide after WW2 a dual reform program in helping adapt the philanthropic network without calling into question its governance: professionalizing the educators working in residential homes; promoting a family model institution. Over the period considered, child-centred philanthropy demonstrated a remarkable ability to adjust to contemporary changes in the forms and purposes of social policies, well beyond the Belle Epoque, which is generally considered its heyday.

Matthias Ruoss
«Altersprobleme» aus Sicht der Stiftung Pro Senectute. Philanthropische Politik der Bedürfnisinterpretation in der Zwischenkriegszeit.

What needs did older people have, living in a society without pensions? And which of them were given priority by voluntary organizations and the general public? This paper deals with these questions by focusing on selected members of the Swiss voluntary organization Pro Senectute in the interwar period. Due to missing welfare state programs, poverty reduction was first on Pro Senectute's agenda. Moreover, it launched several job-creating programs. Leisure time activities, however, were not given much attention. With the help of the analytic framework of pragmatic sociology of criticism, introduced by Luc Boltanski and Laurent Thévenot, this paper explains this specific politics of need interpretation. It argues that programs and services for enabling older people to live a happy life did not reach consensus before the implementation of the Old Age and Survivors' Insurance system in 1948.

Bernhard C. Schär
Philanthropie postkolonial. Macht und Mitleid zwischen der Schweiz und Indien, 1850–1900.

Although Switzerland was never formally a colonial power, it was involved in many quasi-colonies such as settlements of Swiss missionary societies, which were financed and managed with money, personnel, and ideas from Switzerland. Including these settlements into Swiss social history narratives holds a lot of innovative analytical potential, as this article seeks to illuminate. It highlights the connections between 19th century philanthropic struggles against poverty in Switzerland and efforts to proselytise 'Hindu heathens' in India. These historical connections, however,

did not result in shared historical experiences and forms of consciousness among Swiss 'proletarians' and 'Christian Hindus' in India. Although people on both sides of the 'imperial divide' were subjected to similar forms of bourgeois 'civilizing missions', they were also divided according to social, gender, and racial hierarchies.

Fabio Rossinelli
La philanthropie coloniale des sociétés suisses de géographie au Congo (1876–1908).

Leopold II, King of the Belgians, founded the *Congo Free State* in 1885 after almost ten years of political preparations in Europe and explorations in Central Africa. Swiss bourgeoisie took part in the creation of the then-to-be Belgian colony by the participation of national geographical societies in the *International African Association* (founded in 1876). Although Swiss partnership to Leopold II's project pretended to help the fight against slavery, quite different were actually the reasons for the Swiss bourgeoisie to support the Belgian King financially, legally and intellectually. This article analyses the origins and the challenges of colonial philanthropy applied by Swiss geographical societies during Congo's Leopoldian colonization.

Autorinnen und Autoren / Auteures et auteurs

Ismael Albertin ist MA in Geschichte und Deutscher Literatur und doktoriert seit 2013 in der Abteilung für Schweizer Geschichte an der Universität Bern. Er arbeitet beim SNF-Forschungsprojekt «Philanthropie und soziale Vulnerabilität in der Schweiz (1890–1920)». Seine Forschungsschwerpunkte sind: Sozial-, Wirtschafts- und Strafrechtsgeschichte, insbesondere: Geschichte der Sozialpolitik, des Sozialstaates und des sozialen Engagements, Rituale und Erinnerungskulturen.

Joëlle Droux: Maître d'enseignement et de recherche à la Faculté de psychologie et des sciences de l'éducation de l'Université de Genève, membre de la Fondation des Archives Institut J.-J. Rousseau et de l'Equipe de recherche sur l'histoire sociale de l'éducation/ERHISE. Spécialisée dans l'histoire des politiques contemporaines de l'enfance et de la jeunesse en Suisse, et dans l'histoire de leur processus d'internationalisation au 20^{e} siècle.

Anina Eigenmann: M.A. in Geschichte und Deutscher Philologie in Basel 2012. Seit 2013 SNF-Doktorantin an der Abteilung Schweizergeschichte der Universität Bern.

Ernst Guggisberg ist als wissenschaftlicher Archivar im Staatsarchiv des Kantons Thurgau und als promovierter Historiker in der Unabhängigen Expertenkommission administrative Versorgungen tätig. In seiner 2016 erschienenen Dissertation über die Deutschschweizer Armenerziehungsvereine setzte er sich mit dem vereinsgetragenen Pflegekinderwesen im 19. und beginnenden 20. Jahrhundert auseinander.

Eva Keller: MA in Geschichte und Deutscher Literaturwissenschaft, Doktorandin und Assistentin an der Abteilung für Schweizer und Neueste Allgemeine Geschichte am Historischen Institut der Universität Bern. Forschungsschwerpunkte: Geschichte der Gefängnisse und des Strafvollzugs; Philanthropie, soziales Engagement und frühe Sozialpolitik im 19. Jahrhundert.

Fabio Rossinelli: assistant diplômé à l'Université de Lausanne, s'intéresse à l'histoire coloniale de la Suisse ainsi qu'à sa dimension impérialiste au point de vue économique, social, politique et culturel. Il a reçu un Prix de Faculté en 2014 pour son mémoire de maîtrise, «La Société de géographie de Genève et l'impérialisme suisse (1858–1914)», dirigé par le Prof. Sébastien Guex. Il prépare actuellement une thèse sur les associations géographiques helvétiques à l'époque des empires coloniaux.

Matthias Ruoss: Dr. phil., ist Historiker und Oberassistent an der Abteilung für Schweizer Geschichte am Historischen Institut der Universität Bern. Er studierte Geschichte und Pädagogik in Bern und Berlin. 2014 wurde er mit der Arbeit «Fürsprecherin des Alters. Geschichte des Stiftung Pro Senectute im entstehenden Schweizer Sozialstaat (1917–1967)» promoviert. Seine Schwerpunkte in Forschung und Lehre sind die Geschichte der Sozialpolitik und des Sozialstaates. Aktuell arbeitet er zur Konsumgeschichte im 19. Jahrhundert und zur Geschichte des Neoliberalismus in der Schweiz.

Bernhard C. Schär lehrt und forscht an der Professur für die Geschichte der modernen Welt der ETH Zürich. Er ist ausserdem assoziiertes Mitglied am Zentrum Geschichte des Wissens der ETH und der Universität Zürich. Publikationen: Tropenliebe. Schweizer Naturforscher und niederländischer Imperialismus in Südostasien um 1900 (campus: 2015) und Die Naturforschenden. Auf der Suche nach Wissen über die Schweiz und die Welt (hier+jetzt: 2015, hrsg. mit Patrick Kupper).

Itinera
Beiheft zur Schweizerischen Zeitschrift für Geschichte
Supplément de la Revue Suisse d'Histoire
Supplemento della Rivista Storica Svizzera

Die Beiträge untersuchen die Geschichte der Philanthropie in der Schweiz und zeigen auf, wie im frühen Sozialstaat soziale Vulnerabilität durch private Hilfsmassnahmen bekämpft wurde. Das Reformpotential der Philanthropie wird dabei ebenso ausgeleuchtet wie ihr Machtanspruch. Der Band gibt Anregungen für die historische Erforschung der Philanthropie im lokalen, nationalen und globalen Kontext und reflektiert kritisch, wie eine von Privaten initiierte Hilfe ausgestaltet wurde.

Ce volume explore l'histoire de la philanthropie en Suisse. Il montre comment celle-ci a lutté contre la vulnérabilité sociale au moment de l'émergence de l'État social. Il éclaire également le potentiel réformateur de la philanthropie, ainsi que le rapport de force qui se cache derrière cette activité. Les contributions de ce volume ouvrent de nouvelles pistes de réflexion pour appréhender la mise en place d'un système d'aide par l'initiative privée dans son contexte local, national et global.

Inhaltsverzeichnis / Sommaire

Alix Heiniger, Sonja Matter und Stéphanie Ginalski, Einleitung/Introduction

Ismael Albertin, «Werkzeug für die Vermittlung eines grossen Segens». «Philanthropie» in der Deutschschweiz im ausgehenden 19. Jahrhundert: historische Perspektiven

Eva Keller, Straffälligenhilfe im Dreiländereck. Die Basler Patronagekommission und ihre nationale und transnationale Vernetzung im 19. Jahrhundert

Anina Eigenmann, Die Soziale Käuferliga der Schweiz – eine philanthropische Akteurin?

Ernst Guggisberg, «Da muss die Wohlthat sich ihr Recht erzwingen.» Die Fremdplatzierung des Baselland-schaftlichen Armenerziehungsvereins als philanthropisches Gegenkonzept zur kommunalen Verdingung?

Joëlle Droux, Les politiques de l'enfance en Suisse romande: le lent reflux d'un élan philanthropique (1800–1960)

Matthias Ruoss, «Altersprobleme» aus Sicht der Stiftung Pro Senectute. Philanthropische Politik der Bedürfnisinterpretation in der Zwischenkriegszeit

Bernhard C. Schär, Philanthropie postkolonial. Macht und Mitleid zwischen der Schweiz und Indien, 1850–1900

Fabio Rossinelli, La philanthropie coloniale des sociétés suisses de géographie au Congo (1876–1908)

Schwabe Verlag
www.schwabeverlag.ch

Schweizerische
Gesellschaft für Geschichte
Société suisse d'histoire
Società svizzera di storia
Societad svizra d'istorgia

ISBN 978-3-7965-3713-4